

VIKTOR SOBEK
(Frater V.:D.:)



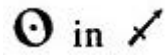
Die Schattenmeister

Roman-Trilogie



EDITION
MAGUS

Gegeben zu Monasterium in Eifelia, den 13. Dezember 1995



**Copyright 1995 by Verlag Ralph Tegtmeier
Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.**

ISBN: 3-924613-50-8



EDITION MAGUS
im Verlag Ralph Tegtmeier
Postfach 1245
D-53896 Bad Münstereifel

Teil 1

Die Schattenmeister

I

Es war um die Stunde Natalon. Am westlichen Horizont ging der sterbende Feuerball der Sonne unter, während im Osten der konkurrierende Mond blutrot aufstieg und mit wachsender Dunkelheit an Strahlkraft gewann. Ommo und Jobab kauerten mürrisch vor der Schilfrohrhütte des großen Jax. Sie hatten allen Grund geknickt zu sein, denn ihr Meister hielt ihnen soeben eine deftige Standpauke.

»Auf Lehrlinge wie euch kann ich bequem verzichten!« bellte Jax, und sein spärlicher weißer Bart bebte und zuckte wild.

Ommo blickte ihn verlegen an. »Man kann doch auch mal einen Fehler machen«, warf er ein. »Einen?« fauchte Jax. »Willst du etwa damit sagen, das wäre der erste und letzte und überhaupt der einzige Fehler gewesen, den ihr Holzköpfe begangen hättet? Einen pro Stunde, wolltest du wohl sagen? Ach, was rede ich: einen pro Minute. Ein absoluter Rekord, darauf kannst du dir noch was einbilden, wenn du willst.«

Jobab berührte Ommo am Arm. »Laß es lieber«, sagte er leise. »Es hat sowieso keinen Zweck.«

»Keinen Zweck, eh?« fuhr Jax dazwischen. Der alte Fuchs hatte ein ausgezeichnetes Gehör - wenn er wollte. »Dann sag mir doch mal bitte, hochlöblicher und weiser Zauberlehrling, was ein magischer Spiegel denn für einen Zweck hat?«

Jobab blickte ihn an, unschlüssig, ob er ihm antworten sollte oder nicht.

Schließlich schluckte er seine Wut mühsam hinunter. »Wie ihr sehr wohl wißt, hochlöblicher Meister der Zauberei, dient ein magischer Spiegel dazu, darin entfernte Ereignisse zu beobachten und diese gegebenenfalls mit magischer Kraft zu beeinflussen.«

»Gegebenenfalls«, brummte Jax seine faltige Miene schien einen etwas milderer Ausdruck anzunehmen. Doch das täuschte - kaum begann Ommo aufzuatmen, lief Jax auch schon wieder rot an.

»Und was muß ein magischer Spiegel sein, bitte schön, damit man in ihm entfernte Ereignisse beobachten und gegebenenfalls beeinflussen kann? Na?«

»Sauber geputzt«, erwiderte Jobab kleinlaut.

»Aha!« Der Magier stach Ommo mit einem langen Zeigefinger in den Oberarm. »Und wessen Aufgabe ist es, den Spiegel stets sauber geputzt zu halten?« fragte er drohend.

»Meine«, murmelte Ommo. Die Sache ging ihm langsam auf die Nerven, aber er durfte es sich nicht anmerken lassen, da dies den alten Zauberer nur noch mehr gereizt hätte.

»Soso, deine!« Jax lächelte falsch. »Und warum, o hochlöblicher Lehrling der Magie, bist du deiner Pflicht nicht nachgekommen? Warum duldest du es, daß dein armer Meister«, Jax begann gefährlich zu säuseln, »dein armer, armer Meister, der deinetwegen ohnehin schon täglich Blut und Tränen schwitzt, seinen kleinen, ja winzigsten aller magischen Spiegel selbst putzen muß? Ist dir denn sogar dieser geringe Liebesdienst zuviel?« Jax war ein Meister der Verstellung, und wenn Ommo ihn nicht in seiner dreijährigen Lehrzeit so gut kennengelernt hätte, um es besser zu wissen, wäre er vor Rührung jetzt bestimmt selbst in Tränen ausgebro-

chen. Doch er kannte die Tricks des gerissenen alten Mannes zu gut, um darauf hereinzufallen.

»Ich habe es leider vergessen und bitte um Entschuldigung«, erwiderte er knapp.

Seit drei Jahren waren sie nun schon seine Lehrlinge: Ommo, ein Findling, der bei einem Bauern nicht weit von der Hütte des Zauberers aufgewachsen war, und Jobab, der weit aus dem Norden herangereist war, um bei Jax die Magie zu lernen.

Jax besaß einen sehr guten Ruf in Chaim. Kaum ein Zauberer wagte es, sich wegen irgendwelcher Kleinigkeiten mit ihm anzulegen, denn er war mächtig und uralt und verfügte über eine reiche Erfahrung. Wenn er sich nicht gerade als knurriger Miesepeter aufspielte (was allerdings die Regel war), konnte man mit ihm recht gut auskommen. Er war ein guter Lehrer. Er ersparte seinen Lehrlingen zwar nichts und scheuchte und trietzte sie, wo es nur ging. Dafür verstand er es aber auch, ihre magischen Kräfte zu wecken und zu stärken. Hinter seiner zornigen Faltenmaske verbarg sich im Grunde ein weicher, gütiger Mensch, der allerdings in allen magischen Dingen absolut gnadenlos vorging. In letzter Zeit mehrten sich seine Wutanfälle in besorgniserregendem Ausmaß, so daß Ommo und Jobab schon argwöhnten, er wolle sie...

»Genug!« bellte Jax und stemmte die Arme in die Hüften. »Ich sollte euch endlich dorthin schicken, wo ihr eigentlich hingehört, nämlich zum Teufel!«

Seine stechenden Augen musterten die beiden verschüchterten Lehrlinge.

»Ihr seid zu nichts nütze, macht mehr Arbeit, als ihr mir erspart, und aufmüßig seid ihr noch obendrein. Ich werde euch eine Lektion erteilen, die ihr nie vergessen werdet. Noch heute gehst du auf die Reise.« Er blickte Ommo scharf an.

Ommo und Jobab wechselten ungläubige Blicke. War das wieder ein Trick des Alten? Wollte er einmal mehr überprüfen, wie sie reagierten? Jobab zuckte unschlüssig mit den Schultern.

»Es ist eine weite Reise, und sie ist sehr gefährlich.« Jax fuhr sich mit seinen langen Spinnenfingern durch den Bart. »Entweder du überlebst sie, oder die Sache hat sich von allein erledigt!. Und außerdem«, sagte er mit hämischem Lächeln, »bin ich dich dann für eine Weile los und habe meine Ruhe.«

»Und wer putzt dann Euren Spiegel?« entfuhr es Ommo.

»Niemand. Genau wie jetzt auch«, konterte Jax. Er wandte sich ab und schritt auf die Hütten- tür zu. Plötzlich blieb er stehen und sagte, über die Schultern gewandt: »Ach, du kannst dich übrigens schon mal von deinem nichtsnutzigen Busenfreund Jobab verabschieden. So schnell enden Freundschaften.« Dann verschwand er in der Hütte.

Verblüfft blickten sie ihm nach. War das wirklich sein Ernst? Das gab es doch gar nicht! Schließlich waren sie schon seit drei Jahren zusammen und hatten alles gemeinsam...

Jax steckte plötzlich wieder den Kopf aus der Tür. »Ommo, in einer Viertelstunde kommst du zu mir! Ich hoffe, ich muß nicht erst wieder nach dir brüllen!« Dann war er auch schon wieder verschwunden. Jobab erhob sich und ballte die rechte Hand zur Faust. »Das ist schon wieder so eine Gemeinheit!« polterte er. »Das macht er doch nie, das wagt er überhaupt nicht. Das lassen wir uns nicht gefallen!«

Doch sie wußten beide, daß dies nur eine leere Drohung war, denn gegen Jax waren sie völlig machtlos. So blieb ihnen nur die Wahl zu gehorchen oder ihre Lehre abubrechen und den Dienst bei Jax aufzukündigen. Dies wäre aber zugleich ein schlimmer Treuebruch gewesen. Trübsinnig senkten sie den Kopf.

»Vielleicht ist es ja nur eine ganz kurze Trennung«, meinte Ommo schließlich, und Jobab nickte eifrig. Jeder Trost war ihnen recht. Stumm blickten sie einander in die Augen und umarmten sich schließlich.

»Mach' s gut, Bruder, und komm bald wieder«, sagte Jobab schließlich leise.

»Glückauf. Die Kraft der Magis sei mit dir!«

»Und mit dir«, erwiderte Ommo. Eine Träne schimmerte in seinem linken Augenwinkel.

»Laß uns zum Abschied noch einmal Brüderschaft schwören.« »Schwören wir«, stimmte Jobab ihm zu, und sie gaben sich die Hände im Lehrlingsgriff: jeder umfaßte mit seinen Fingern den Daumen des anderen und sprach dabei die uralte Zauberformel: »Zasas, zasas, sata-nata zasas.«

*

In der Hütte war es finster, und Ommos Augen brauchten eine Weile, bis sie sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Dann erblickte er schließlich Jax, der hinter einem Altar auf einer Art Thronsessel saß und einen magischen Stab in der rechten Hand hielt. Der Altar war mit schwarzem Tuch bedeckt. Links stand eine schwarze Kerze in einem hohen Messingleuchter, rechts eine weiße. Beide waren nicht angezündet.

Ommo war nur einmal in der Hütte des Magiers gewesen, damals, bei seinem Aufnahme-ritual, als er seinem Meister fünfjährige Treue hatte schwören müssen. Ansonsten hatte ihre Ausbildung in der Regel entweder in ihrer eigenen kleinen Hütte neben der des Magiers oder im Freien stattgefunden, denn Jax liebte es nicht, andere Menschen in seine Räumlichkeiten zu lassen. Nur sein unsichtbarer Hausgeist Asmodel hatte stets freien Zutritt.

»Hör auf, mich so anzustarren und komm her«, knurrte Jax und riß Ommo aus seinen Gedanken. Er streckte ihm den Stab entgegen. »Mach die Kerzen an.«

Ommo trat zögernd näher und nahm den Stab mit beiden Händen in Empfang. Obwohl er die Feuerzeremonie schon zahllose Male durchgeführt hatte, war er nervös. Wer konnte schon wissen, was Jax wieder für unangenehme Überraschungen parat hatte? Vorsichtig hob er den Stab parallel zu seinem Körper in Brusthöhe und atmete tief ein. Mit einem leisen Singsang begann er, hin und her zu schwanken, bis seine gnostische Trance wuchs und er spürte, wie die magische Energie sein Rückgrat empor zu strömen begann.

Nun richtete er den Stab mit der Rechten auf die schwarze Kerze und sprach mit lauter Stimme: »Aus der Finsternis tritt Licht hervor.« Mit einem Zucken ließ er die Magis aus dem Stab hervorschießen, und die Kerze fing Feuer.

Dann richtete er den Stab auf die weiße Kerze und sagte: »Das Licht verzehrt sich bis zur Finsternis.« Erneuter Energiestoß - und schon begann die Kerze zu flackern. Ommo verneigte sich vor Jax und legte den Stab mit beiden Händen auf den Altar. Dann trat er einen Schritt zurück und blickte den Meister abwartend an.

Jax grunzte befriedigt. Er hatte sich die Kapuze seiner schwarzen Robe über den Kopf gezogen und musterte Ommo mit unergründlich funkelnden Augen.

Ommo bemerkte, daß Jax einen kleinen, schwarzen Kasten vor sich stehen hatte. Der Zauberer griff hinein und holte etwas hervor, das in schwarze Seide gewickelt zu sein schien. Mit einem Winken seines Zeigefingers bedeutete er Ommo, wieder näherzutreten.

»Weißt du, weshalb ich darauf bestehe, daß ihr eure Pflichten gewissenhaft erfüllt?« fragte er plötzlich.

Ommo stutzte. Sollte die Standpauke etwa noch fortgesetzt werden? »Nun«, meinte er vorsichtig, »wohl damit die Gerätschaften intakt bleiben.«

Jax lachte kurz und meckernd. »Ja, deswegen auch, schon möglich, schon möglich.« Seine Miene wurde wieder ernst. »Nein, ich meinte einen anderen Grund.«

Ommo fürchte die Stirn und dachte verzweifelt nach, was der Magier wohl von ihm hören wollte. Schließlich erwiderte er zögernd: »Vielleicht, damit wir Sorgfalt lernen?«

Jax nickte knapp. »Schon besser. Und weißt du auch, warum ich dich ausgerechnet jetzt danach frage?«

»Nein.«

Der alte Zauberer musterte den Lehrling eindringlich. »Weil du auf eine recht gefährliche Reise gehst, mein Sohn, und da kannst du dir keine Fehler erlauben. Das Land Chaim ist vol-

ler Gefahren, magischer wie gewöhnlicher, und Stümper kommen nicht weit. Vor allem dann nicht, wenn sie auch noch schlampig sind.« Jax blickte auf den Gegenstand, den er in der Hand hielt.

»Das hier sollst du der Zauberin Salanda bringen. Du verbürgst dich mit deinem Leben dafür, daß kein anderer dieses Geschenk in seine Hände bekommt, nicht wahr?«

Ommo schluckte. »J-ja«, stammelte er schließlich.

Sein Meister musterte ihn scharf. »Es ist ein Schaukristall, der von allergrößter Wichtigkeit ist. Hast du deinen Reisesack parat?«

Diese Unart des Alten, von einem Thema zum anderen zu springen, bevor man auch nur Zeit gefunden hatte, die richtigen Fragen zu stellen! Ommo nickte unsicher. »Allzeit bereit!«

Jax drohte ihm mit dem Zeigefinger. »Gib bloß nicht so an! Nimm und verstau das Geschenk sorgfältig. In wenigen Minuten beginnt deine Reise.«

Ommo nahm den Gegenstand und wollte ihn schon in seinen mitgebrachten Reisesack stecken, als er plötzlich stutzte und das Geschenk auswickelte.

»Was machst du da?« fragte Jax erstaunt und blickte ihn finster an.

»Verzeiht, Meister«, erwiderte Ommo mit einer kleinen Verneigung, »aber einen Gegenstand, für den ich mit meinem Leben bürgе, würde ich mir doch zuvor lieber selbst einmal ansehen. Eine reine Vorsichtsmaßnahme.«

Jax zog die Augenbrauen zusammen. »Du willst sagen, daß du der Sache nicht traust und dich lieber erst davon überzeugen willst, daß ich dich nicht hinters Licht führe!« Seine Stimme klang wütend, und Ommo erwartete schon ein erneutes Donnerwetter. Doch plötzlich klatschte sich der Alte mit beiden Händen auf die Oberschenkel und lachte prustend. »Gut, mein Sohn, sehr gut!« keuchte er. »Das ist die erste wirklich vernünftige Entscheidung, die du in deinen letzten drei Leben getroffen hast!«

»Danke, ehrwürdiger Meister«, sagte Ommo mit gemischten Gefühlen. In dem Seidentuch befand sich tatsächlich eine Kristallkugel. Sie war jedoch nicht durchsichtig, sondern wirkte milchig und voller kleiner Wolken.

»Warum ist sie nicht klar?«

»Weil du hineinschaust«, meinte Jax feixend.

Ommo blickte ihn fragend an.

Der alte Zauberer blähte die Wangen und fuhr sich mit einem Finger in die Nase. »Nein, das ist schon der richtige, keine Angst. Es gibt eben auch Kristalle, die dürfen nicht rein sein. Zumindest nicht, wenn man bestimmte Dinge darin sehen will, hähä.«

»Wird Salanda mir das auch glauben?« fragte Ommo nervös.

»Salanda? Die nimmt, was sie kriegen kann!« Mit einer unwirschen Geste wechselte Jax das Thema. »Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren. Pack das Ding endlich ein, du mußt los.«

Während Ommo den Kristall wieder einwickelte und in seinem Reisesack verstaute, erhob sich Jax und enthüllte eine mannsgroße, quadratische Kupferplatte, die links neben dem Altar stand. Mit spitzen Fingern fuhr er über die darauf befestigte, mit der Krümmung nach unten hängende Mondsichel.

»Merk dir eines, Ommo, wer dein .Freund sein will, muß sich dessen erst als würdig erweisen.«

Ommo war fertig und warf seinen Reisesack über seine Schulter. »Jawohl, ehrwürdiger Meister«, sagte er.

Jax schien es nicht zu beachten. »Salanda betreibt eine bestimmte Art der Magie, die dir noch nicht vertraut ist. Du gelangst zu ihr über den Pfad des Siegreichen Leibes. Du brauchst sie nicht zu suchen, sie wird dich schon lenken und zu ihr führen. Trotzdem ist die Sache nicht ungefährlich, unterwegs lauern zahllose fremde Gefahren und Ungeheuer. Aber du hast alles, was du dazu brauchst, um siegreich zu sein. Du bist - aber bilde dir jetzt bloß nichts darauf ein, mein Lieber! - einigermaßen klug, kannst denken und weißt eine spitze Feder zu führen.

Du wirst dein gesamtes Wissen brauchen, denn auf dieser Reise bist du ganz allein, ohne jede Hilfe. Daran, daß du klug genug bist, habe ich keine Zweifel. Die Frage ist nur, ob du auch die Augen offen halst.«

»Ich bin sehr wach, Meister.«

Jax drehte sich zu ihm um und musterte ihn streng. »Wach? Du willst wach sein? Meinst du etwa, dein bißchen angelerntes Wissen wäre dasselbe wie wach zu sein?« Düster schüttelte er den Kopf. »Wer deine Wachheit zum Freund hat, braucht keine Feinde mehr.« Nachdenklich fuhr er sich wieder mit der Hand durch den Bart. »Nein, nein. Du mußt erst noch wach werden, wenn du diese Reise überleben willst.«

Ommo wäre beinahe in Panik geraten. Was hatte Jax nur mit ihm vor?

»Meister, warum schickt ihr mich dann auf eine solch gefährliche Reise? Falls ihr mich loswerden wollt...«

»Dich loswerden?« Jax furchte grübelnd die Stirn. »Hm, vielleicht. Vielleicht aber auch nicht.« Er schien noch etwas sagen zu wollen, schüttelte aber den Kopf.

»Du kennst deinen Auftrag. Erfülle ihn, dann hast du nichts zu befürchten. Aber lerne, Schein von Wirklichkeit zu unterscheiden - und zwar mit dem Herzen, nicht mit dem Kopf allein. Wer ständig mit dem Kopf über seine Probleme nachdenkt, hat zum Schluß gleich zwei Köpfe - und doppelt so viele Probleme wie vorher, hähähä.«

Ommo konnte der Situation nichts Komisches abgewinnen und mußte sich zu einem gequälten Lächeln zwingen. »Wie ihr meint, Meister.«

»Wie ich meine, ja, wie ich meine.« Jax winkte ihn herbei. »Stell dich jetzt mit geschlossenen Augen vor diesem Tor auf. Es führt dich auf den Weg des Siegreichen Leibes. Wenn ich dir das Signal gebe, trittst du einfach durch. Gute Reise. Und vergiß nicht, den Schaukristall abzuliefern!«

Ein leises, warmes Prickeln durchfuhr Ommo, als er sich vor die Kupferplatte mit dem Mondsymbolum stellte. Es war ein kaum merklicher Sog, der ihn angenehm durchflutete, ohne jedoch konkret bestimmbar zu sein: etwas Geheimnisvolles, Lockendes, ja Verführerisches...

»Qoph!« rief Jax plötzlich und Ommo merkte, daß der Zauberer eine süßlich duftende Substanz über seinem Kopf abbrannte. Merkwürdig, er hatte doch gar keine dampfende Räucherpfanne gesehen! Bevor er noch weiter darüber nachdenken konnte, erfaßte ihn ein Strudel blauen Lichts, das von silbernen Blitzen durchzuckt wurde. Wie einem unsichtbaren Zwang gehorchend, trat er auf die Metallplatte zu. Da verlor er die Besinnung und sackte zu Boden.

*

Leise fluchend wischte Jax mit einem nassen Fetzen über einen schwarzen Hohlspiegel, der im Licht der flackernden Kerzen glitzerte. Als er blank genug geworden war, lehnte er ihn gegen den Kasten, aus dem er den Schaukristall entnommen hatte, und nahm wieder auf seinem Thron Platz. Links von ihm stand eine dampfende Räucherpfanne aus Kupfer. Er griff unter den Altar und holte ein kleines Fläschchen mit einer grünen Flüssigkeit hervor. Vorsichtig entkorkte er es und goß einen winzigen Tropfen auf die rauchende Kohle. Mit einem lauten Zischen bildeten sich dichte, weiße Rauchschwaden, und Jax verzog angewidert die Nase. Schließlich schloß er kurz die Augen und hielt beide Handflächen über den runden, schwarzen Holzrahmen des Spiegels. Leise murmelnd begann er mit der Beschwörung. Der weiße Dampf verdichtete sich immer mehr und trieb auf die schwarze Glasfläche zu. »Saland!« murmelte Jax und öffnete die Augen. »Zu mir!« Nichts. Der Magier schüttelte den Kopf, seine Lippen bebten leise. Mit der Rechten nahm er den goldenen Stab auf, der vor ihm auf dem Altar lag, und richtete ihn drohend auf das Glas, vor dem sich die Schwaden immer mehr verdichteten.

»Im Namen Adonais!« rief Jax, und seine Augen begannen zornig zu funkeln. Plötzlich teilte sich der Rauchsleier, und ein Frauengesicht erschien im Spiegel. Es war eine rothaarige Frau mit leuchtend grünen Augen, die Jax böseartig anglitzerten.

»Was willst du?« fragte die Erscheinung.

»Frag nicht so dumm!« knurrte Jax. »Er ist angekommen, du weißt es bereits.«

Das Gesicht lachte - ein heller, beinahe markerschütternder Ton. »O ja, das weiß ich.«

Jax ließ seine Lider zur Hälfte herabsinken, und seine Augen bekamen einen glasigen Ausdruck. »Dann ist ja alles in Ordnung.« Das Gesicht musterte ihn spöttisch. »Hast du etwa daran gezweifelt?« Jax schloß die Augen gänzlich und lächelte. »Durchaus.«

*

Das erste Gefühl war Freiheit! Freiheit von Jax, von seiner langweiligen Alltagsroutine, von den tausend Handlangerdiensten, die der Magier ihm abverlangte, und die er nie zufriedenstellend erledigen konnte, weil der alte Knurrhahn eben lieber tadelte als lobte. Endlich, zum ersten Mal seit drei Jahren, redete ihm niemand in das hinein, was er tat. Ommo reckte sich mit geschlossenen Augen am Boden und genoß die wohlige Wärme des Sands. Sand? Ja, warum nicht. Genüßlich hielt er die Augen weiterhin geschlossen und wälzte sich herum, spielte mit den Fingern im körnigen Boden, spreizte die Zehen - die waren ja feucht! Abrupt riß er die Augen auf. Offenbar lag er an einem Strand! Das Licht war grau und düster, der Himmel von Wolken verhangen. Ja, nun erkannte er auch das tosende Geräusch, das er zuvor nicht richtig bewußt wahrgenommen hatte: Es war die Brandung. Hastig zog er die Füße ein und setzte sich auf. Vor ihm lag ein Meer, das mit peitschenden Wogen nach ihm zu greifen schien.

Ommo war noch nie am Meer gewesen. Das, was er darüber gehört hatte, flößte ihm alles andere als Vertrauen ein. Das Meer war, so wußte er, eine riesige Wassermasse, die kein Mensch lebend überqueren konnte. Im Meer ertrank jeden Abend aufs neue die Sonne, obwohl niemandem so recht klar war, wieso sie am nächsten Morgen dann wieder unbeschadet aufgehen konnte. Über dieses Wasserreich herrschten Ungeheuer, die alles andere als eßbar waren, im Gegenteil: Sie schienen vielmehr ihrerseits mit einem gesegneten Appetit ausgestattet zu sein, der den Menschen bei ihrem Anblick jeglichen Gedanken an eine köstliche Mahlzeit schnell austrieb. Obwohl es Wagemutige gab, die auf dem Meere fischten, trauten auch sie sich nicht weit hinaus, und es gab zahllose Berichte von Armen, Beinen und Köpfen, die die Brandung an Land gespült hatte: Unvorsichtige, die dem Meer zum Opfer gefallen und aufgefressen worden waren.

Nein, das Meer und sein Strand waren bestimmt kein Ort, an dem man sich wohl fühlen durfte. Hastig sprang er auf und überprüfte seinen Reisesack, der neben ihm im Sand lag.

Wenn es doch nur nicht so finster wäre! Die Gischt leuchtete zwar recht hell, doch er konnte sich nur durch Tasten davon überzeugen, daß sein Sack noch versiegelt war. Erleichtert atmete er auf. Ein Glück, daß er noch vor der Flut aufgewacht war!

Ommo spähte zum Himmel empor, doch dort tat sich nichts: Unverändert jagten schwere Wolken dahin, ohne auch nur den winzigsten Stern freizugeben. Seinem Gefühl folgend, wandte sich Ommo nach links und schritt schräg über den Strand, um Abstand vom Wasser zu bekommen. Man konnte ja nie wissen.

Er war so sehr damit beschäftigt nicht zu stolpern, daß er das matte, grüne Schimmern nicht bemerkte, das seine Fußabdrücke hinter ihm ausfüllte und in dünnen Schwaden emporstieg. Das Gehen war mühsam, und er wünschte sich, etwas besser im Dunkeln sehen zu können. Aber er wagte es auch nicht, eine der mitgebrachten Fackeln zu entzünden, da ihn dies zu einem willkommenen Ziel für alle möglichen Angreifer machen würde. Das fing ja gut an!

Das grünliche Licht hinter ihm verdichtete sich langsam und wurde zu einer kleinen Wolke,

die unentwegt seiner Spur folgte. Je weiter er ging, um so größer wurde sie, und auch ihre Leuchtkraft wuchs. Ommo versuchte eine Düne emporzusteigen, doch der hinabgleitende Sand vereitelte sein Vorhaben. So entschloß er sich schließlich, es doch zu riskieren, die Dünenkämme, dem Strand folgend, zu umgehen.

Langsam hätten sich seine Augen eigentlich an die Finsternis gewöhnen müssen, doch er konnte keinen Unterschied bemerken: Er sah kaum die Hand vor Augen, und das machte ihn noch nervöser. Dennoch wollte er sich nicht umdrehen, weil er fürchtete, beim Gehen auszurutschen und dem feindseligen Meer direkt in die Arme zu fallen. Der Boden war weich und feucht, und der Sandstreifen, der die Dünen vom Wasser trennte, wurde immer schmaler.

Die grüne Wolke hatte mittlerweile Mannsgröße erreicht und wuchs noch immer. Lautlos glitt sie hinter Ommo her und wurde breiter und breiter. Abrupt blieb Ommo stehen. Vor ihm lagen kleine, schimmernde Scheiben, die Silbermünzen .glichen. Manche von ihnen lagen in kleinen Haufen beisammen, andere wiederum glitzerten weit verstreut im Sand. Ommo beugte sich vorsichtig über eine freiliegende Scheibe und musterte sie genauer. Obwohl sie einen verblüffende Ähnlichkeit mit einer Münze hatte, fehlte ihr doch die Prägung, und ihr pulsierendes Licht ließ sie unwirklich erscheinen.

Unschlüssig kratzte er sich am Kopf. Konnte er es wagen, sie anzufassen? Jax hatte ihn stets zum Mißtrauen erzogen, vor allem was unbekannte magische Gegenstände anging. »Ein falscher Griff, eine unvorsichtige Bewegung, und schon hat dich einer an der Angel«, hatte sein Meister oft gemeint. Andererseits hatte er ihm aber auch immer eingehämmert, sich für neue Erfahrungen offen zu halten und nicht an seinen Ängsten zu kleben. Hm. Ommo nestelte an seinem Umhang und holte einen kleinen, magischen Reisestab hervor, den er verborgen in einer Tasche mit sich führte. Der Stab bestand aus schwarzem Eisenholz und war etwa eine halbe Elle lang. Vorsichtig berührte er eine der Scheiben damit. Sie hielt dem Druck stand. Trotz ihres Flimmerns bestand sie also tatsächlich aus festem Material. Ommo richtete sich auf und drehte sich, um die Scheibe besser anfassen zu können. Gerade wollte er sich bücken, als ihn ein grünes Aufblitzen im linken Augenwinkel zusammenzucken ließ. Mit weit aufgesperrtem Auge wirbelte er herum.

Etwa zwanzig Schritte von ihm entfernt lauerte ein riesiger Meereskrebs, der im matten Widerschein der Gischt grünlich leuchtete und drohend seine Scheren erhoben hatte.

Wie gebannt musterte Ommo das seltsame Wesen. Es war doppelt so groß wie er und schien es auf ihn abgesehen zu haben: Unruhig ließ es seine Scheren auf- und zuschnappen und kroch langsam näher. Grüne Dämpfe stiegen vor ihm aus dem Boden und wurden von dem Krebs aufgesogen. Entsetzt erkannte Ommo mit einer plötzlichen Eingebung, daß das Wesen immer größer wurde, je näher es kam. War das eine optische Täuschung? Erschrocken wich er einen Schritt zurück, dann noch einen und... Der Krebs folgte ihm langsam aber unerbittlich. Lautlos glitt er über den Sand, und nur das Schnappen seiner Scheren war deutlich über dem Tosen der Brandung zu hören. Da erkannte Ommo, daß das Wesen Kraft aus seinen eigenen Fußstapfen saugte! Je weiter er sich von ihm entfernte, um so größer wurde das Ungeheuer. Davonzulaufen war also völlig falsch. Ommo mußte sich dazu zwingen, stehenzubleiben und tief durchzuatmen. Der Krebs verlangsamte sein Tempo, kroch aber immer näher.

Mit zitternder Hand richtete Ommo den Zauberstab auf das Ungeheuer und sprach den alten Schutz- und Abwehrzauber aus, den Jax ihm beigebracht hatte:

»Apage apage apage IAO!«

Ein grüner, heller Lichtstrahl fuhr aus dem Stab und traf das Wesen zwischen den Scheren, wo Ommo das Maul vermutete. Doch es nützte nichts - der Krebs war nicht aufzuhalten. Schon war er nur noch wenige Schritte von ihm entfernt, und die aus Ommos Fußspuren aufsteigenden Dämpfe vernebelten einerseits die Sicht, ließen das Wesen aber andererseits immer größer und bedrohlicher werden.

Es war unmöglich, mit diesem Ungeheuer zu ringen! Nicht nur, daß es in unglaublichem

Tempo wuchs, seine Scheren wirkten so riesig und bedrohlich, daß Ommo es nicht auf eine Kraftprobe ankommen lassen wollte. Vielleicht würde es helfen, mit ihm zu reden?

»Wer bist du, Krebs?« schrie Ommo gegen die Brandung an. Doch das Ungeheuer reagierte nicht.

Was hatte Jax immer gemeint? »Hüte dich vor Ungeheuern, die von deiner Angst leben!« Doch er hatte ihm nie beigebracht, was man gegen solche Wesen ausrichten konnte. Wer war schon wirklich fähig, beispielsweise Nachtmahre einzureiten und zu zähmen? Wenn das Wesen sich einerseits von der Energie seiner Fußstapfen ernährte und ihn andererseits verfolgte, blieb eigentlich nur der Kampf. Ein aussichtsloser Kampf, zumal er seinem Gegner nicht entgehen konnte, ohne ihn gleichzeitig damit zu stärken. Nein, hier half nur List. Ommo seufzte. Leider hatte Jak ihm nie verraten, wie man im richtigen Augenblick listig war und die richtigen Einfälle erhielt. Was hätte er jetzt alles für einen solchen Zauber gegeben! Ommo drehte sich um und rannte einige Schritte weiter, um wieder Abstand zu gewinnen, denn der Krebs kam immer näher. Nein, das hatte keinen Zweck.

Moment mal. Wenn der Krebs tatsächlich von ihm und seinen Fußstapfen abhing, dann ließe sich der ganze Vorgang vielleicht auch umkehren und...

Ommo ließ seinen Blick umherschweifen, um sich zu orientieren. Die Silberscheiben lagen etwa dreißig Schritt entfernt, er war in gerader Linie den Strand entlang gelaufen. Das Ungeheuer war inzwischen so breit, daß es die Hälfte des schmalen Sandstreifens ausfüllte. Irgendwie mußte er es umgehen. Doch links von ihm ragten steile Dünen in die Höhe, die keinerlei Halt zum emporklettern boten. Da blieb nur eine Möglichkeit - er musste einen Bogen ins Wasser schlagen, um den Krebs abzulenken. Wenn dann am Strand genügend Platz frei war, konnte er zurücklaufen, an dem Monster vorbei. Wenn seine Vermutung allerdings stimmte, mußte er dabei rückwärts gehen, weil...

Ohne weiter nachzudenken trat Ommo rückwärts auf das Wasser zu. Als er zehn Schritte weit gekommen war, bemerkte er, daß der Krebs ihn zwar noch verfolgte, offenbar aber nicht mehr wuchs. War das wieder ein Trugbild, oder war das Ungeheuer tatsächlich sogar ein winziges Stück kleiner geworden?

Egal - er mußte handeln.

Rückwärts watete Ommo durch das Wasser und versuchte, in der Dunkelheit den richtigen Bogen einzuschätzen. Der Krebs kroch hinter ihm her, immer seiner Fährte nach. Schließlich schlug Ommo einen neuen Bogen und watete wieder - immer noch rückwärts gehend - auf das Ufer zu. Kurz darauf war er wieder auf dem trockenen Land, während der Krebs sich erst auf der Hälfte der Strecke befand und durch das wogende Wasser kroch.

Das Ding wurde tatsächlich kleiner! Oder ließ etwa nur das grünliche Leuchten nach? Ommo riskierte einen kurzen Blick über seine Schulter. Aus seinen Fußspuren hinter ihm stiegen noch immer dünne, grünliche Dämpfe empor, die sich aber jetzt dicht über dem Boden auflösten.

Plötzlich begann Ommo glasklar und messerscharf zu denken. Dieses Wesen war im Prinzip ziemlich dumm: Es konnte nur seiner Fährte folgen, von der es sich nährte, und wahrscheinlich nahm es ihn gar nicht richtig wahr, zumindest nicht auf größere Entfernungen. Solange er rückwärts ging, konnte sich das Wesen offenbar auch nicht mehr von seiner Energie ernähren und schrumpft wieder zusammen, wenngleich es dabei unentwegt seiner Fährte folgte.

Aber wieso gaben seine Fußspuren diese grünen Dämpfe ab? So etwas hatte er noch nie erlebt.

Doch das war jetzt erst einmal unerheblich. Wichtig war vielmehr, daß er möglichst wieder in seine eigenen Fußstapfen trat, was in dieser Dunkelheit im Rückwärtsgang alles andere als leicht war. Er überlegte kurz, wie er gegangen war, doch er merkte schnell, daß ihm das nicht half. Er war mal hier mal dort entlang gegangen. Nein, das bekam er nicht mehr zusammen.

Ein Glück, daß die Fußspuren noch zu sehen waren. So konnte er sich wenigstens einigerma-

ßen orientieren. Und wenn er jetzt einfach Sand über die Fußstapfen schaufelte, die zwischen ihm und dem Krebs lagen?

Glänzende Idee! Hastig kauerte er sich nieder und machte sich ans Werk, mit weit ausholenden Bewegungen schleuderte er den weichen Sand über die Spur und beobachtete dabei das immer näher herankriechende Ungeheuer.

Schon bald mußte es die ersten verwischten Abdrücke erreicht haben. Besorgt sah er, daß auch über diesen verdeckten Spuren noch ein grünliches Schimmern schwebte. Anscheinend strömte die Kraft durch den lockeren Sand in die Höhe. Zwecklos.

Der Krebs wurde zwar langsamer und verlor auch etwas an Größe, folgte jedoch unerbittlich weiterhin der nun unsichtbaren Spur. Ommo musste immer weiter zurückweichen. Vorsichtig blickte er zurück über seine Schulter und setzte einen Fuß auf den nächstgelegenen grünlichen Dampffleck. Dann versuchte er es mit dem nächsten und hätte beinahe den Halt verloren. Mit wirbelnden Armen gewann er im letzten Augenblick sein Gleichgewicht wieder und atmete erleichtert auf. Es war ungeheuer mühsam, gleichzeitig rückwärts gehend seiner eigenen Fährte zu folgen und dabei den Krebs im Auge zu behalten. Wenigstens wurde das Untier jetzt schon merklich kleiner, und auch sein Tempo verlangsamte sich zusehends. Ob es wohl auch schwächer wurde?

Hoffentlich...

Nach einigem Stolpern gelangte Ommo wieder zu den Scheiben. Einem plötzlichen Impuls folgend, bückte er sich schnell vor und nahm eine Handvoll von ihnen auf. Im Rückwärtsgehen verstaute er sie in seiner Tasche.

Langsam entwickelte er Übung: Solange er konzentriert blieb und sich nicht von anderen Gedanken ablenken ließ, kam er einigermaßen gut von der Stelle. Der Krebs schnappte noch immer drohend mit seinen Scheren, doch auch dieses Geräusch schien langsam nachzulassen, und als Ommo etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, war das Ungeheuer auf die Größe eines Hundes zusammengeschrumpft. Na also!

Endlich kam er wieder an seinem Ausgangspunkt an - jedenfalls soweit sich das im Dunkeln ausmachen ließ. Inzwischen erwies sich sein Verfolger sogar als brauchbare Wegmarkierung: Je kleiner er wurde, um so näher war Ommo am Ziel. Auch ganz praktisch, wenn man sich es einmal richtig überlegte!

Doch das Rückwärtsgehen war sehr ermüdend und als das Wesen sich schließlich in einer dünnen, kaum noch wahrnehmbaren Rauchschwade auflöste, sackte Ommo erschöpft zusammen.

Mit letzter Kraft gelang es ihm noch, mit seinem magischen Stab einen Schutzkreis um sich zu ziehen. Dann fiel er in einen tiefen Schlaf.

*

Als Ommo aufwachte, war es noch Nacht. Die Wolken am Himmel wirkten zerfetzt und brüchig, und vereinzelte Sterne blinzelten auf ihn herab. Ein silbriges Schimmern am Horizont über dem Wasser verriet ihm, daß der Mond wohl bald untergehen würde. Er konnte kaum mehr als zwei Stunden geschlafen haben. Als er aufstehen wollte, mußte er feststellen, daß seine Glieder von der Feuchtigkeit steif geworden waren. Mühsam erhob er sich und schüttelte ächzend Arme und Beine aus, um wieder beweglich zu werden. Der Wind hatte sich gelegt, und das Meer war ruhiger geworden. Ein leises Scheppern ließ ihn stutzen, bis er merkte, daß es aus seiner eigenen Tasche kam.

Er hieb mit der Handfläche dagegen. Natürlich! Die Silberscheiben! Neugierig holte er eine hervor und begutachtete sie. Sie leuchtete noch immer, doch ihr Schein war inzwischen wesentlich stumpfer als zuvor. Seltsam.

Wenn er ehrlich war, mußte er sich eingestehen, daß er nicht sehr viel erreicht hatte. Er war wieder an seinem Ausgangspunkt angelangt, und außer einem Abenteuer mit einem merkwürdigen Krebs und ein paar immer matter werdenden Leuchtscheiben hatte er nicht viel aufzuweisen. Wenn Jax das sähe, würde er ihm wahrscheinlich sofort wieder die Leviten lesen. Nein, er hatte wirklich keinen Grund zum Stolz - er mußte ja wieder ganz von vorne anfangen.

Der Krebs war zwar verschwunden, doch das hieß nicht viel. Wenn Ommo wieder losging, würde sich das ganze Spiel wiederholen, bis er schließlich seine Vorräte aufgebraucht hätte und verhungerte. Es sei denn, er kam dahinter, was seine Fußspuren dazu bewegt hatte, die grüne Kraft abzugeben, von der der Krebs sich ernährte.

Was hatte er in der Nacht kurz gedacht? Er hörte damit auf, sich warmzureiben und überlegte. Irgend etwas, was Jax ihm eingeschärft hatte. Ach ja: »Hüte dich vor Ungeheuern, die von deiner Angst leben.« Genau, das war auch die Lösung! Er war voller Ängste losgegangen, nachdem er an diesem Ort eingetroffen war. Das Meer hatte ihm Angst eingeflößt, die Finsternis, die unüberwindbaren Dünen. Alles, was er jetzt tun mußte, war, keine Angst mehr zu haben, dann würde sich das Ganze nicht wiederholen. Aber das war leichter gesagt als getan. Wie konnte man sich vornehmen, keine Angst mehr zu haben? Wie sollte man sie vertreiben, wenn sie sich von hinten an einen heranschlich und beim Gehen hinter jeder Düne lauerte?

»Unsinn!« dachte Ommo. »Die Angst bin ich doch selbst! Ich muß nur wollen, dann erstickt sie von allein!«

Um sicherzugehen, nahm er sich vor, sich selbst etwas abzulenken, um gar nicht erst an seine Angst zu denken. Die Scheiben würden genügen: Wenn er sie betrachtete und über ihre Wirkungs- und Funktionsweise nachdachte, würde sich keine Furcht mehr einschleichen können. Ommo holte zwei der Scheiben hervor und hielt eine in jeder Hand, während er sich auf den Weg machte. Er hatte seinen Reisesack über die Schulter geschlungen und den magischen Stab einsatzbereit in den Gürtel gesteckt. Gelegentlich blickte er sich um und musterte seine Fährte - kein grüner Nebel zu sehen. Gut. Aber wenn der Krebs vielleicht doch - da begannen die ersten Fußstapfen auch schon wieder zu leuchten! Nein, nein, so ging das nicht. Er mußte an etwas anderes denken und gleichzeitig wachsam bleiben. Gar nicht so leicht.

Irgendwie merkwürdig, diese silbernen »Münzen«. Vorhin hatten sie viel intensiver gestrahlt als jetzt. Oder war das nur Einbildung gewesen? Nein, dort vorn waren ja die anderen, die er hatte liegenlassen. Auch sie strahlten wesentlich stumpfer. Hinter den Dünen zeichnete sich bereits ein rötlicher Lichtstreif ab. In einer Stunde würde die Sonne aufgehen. Gut, dann würde alles schon viel freundlicher aussehen. Hoffentlich.

II

Völlig in die Leuchtmünzen vertieft, stolperte Ommo plötzlich über einen großen Stein, der mitten auf dem Weg lag, und setzte sich ziemlich unsanft auf seinen Hosenboden. Oh! Da hatte er aber mal wieder was vollbracht! Die Angst hatte er zwar verbannt, dafür war aber seine Wachsamkeit eingeschlafen.

Verwirrt blickte er sich um. Er saß vor einer silbrig schimmernden Höhle. Wie lange war er so gegangen? Keine Ahnung. Der Boden war felsig, und wenn er auch noch immer nur wenige Schritte vom Wasser entfernt war, hatte sich die Landschaft merklich verändert.

Vor ihm versperrte eine felsige Steilklippe den Weg, und an ihrem Fuß war die Höhlenöffnung zu sehen. Die Sonne im Osten machte nur langsame Fortschritte, und im Dämmerlicht war es nicht leicht, die Gegenstände eindeutig auszumachen. Zum Glück war es einigermaßen warm, und wenn er Holz von einem der Sträucher dort am Hang nahm, würde er sich ein

Feuer machen.

Da sah er sie: Eine junge Frau, fast noch ein Mädchen, rechts neben der Höhle kauern. Das erste, was ihm auffiel, war ihr langes, silberweißes Haar, das tief den gebeugten Rücken hinabströmte. Ihr Gesicht wirkte blaß und unscharf, aber das mochte am Licht liegen. Reglos starrte sie ihn an, und doch wirkten ihre Augen lebendiger als ihr ganzer Körper. Große, runde, ausdrucksvolle Augen, seeblau, wie er sie schon immer geliebt hatte...

»Reiß dich zusammen!« ermahnte er sich. Er befand sich auf einer wichtigen und - was das Schlimmste war - gefährlichen Mission, auf einem unsicheren

Weg durch ein unsicheres Land zu einem unsicheren Ziel. Er durfte kein Risiko eingehen.

Andererseits ...

Vorsichtig erhob er sich, die Rechte an den magischen Stab in seinem Gürtel gelegt. Die linke Hand zum Friedensgruß erhoben, machte er einen Schritt auf das Mädchen zu und sagte: »Gruß und Heil zuvor! Ich bin Ommo, der Lehrling des Zauberers Jax, und mein Herz ist ohne Arg. Möge das deine ebenso friedvoll sein.«

Das war die traditionelle Grußformel, die weitaus harmloser schien als sie in Wirklichkeit war. Dahinter steckten allerlei Zauber, über die sich Jax stets nur in Andeutungen geäußert hatte. Immerhin wußte Ommo, daß der letzte Satz eine versteckte Drohung enthielt und auf bestimmte Weise betont werden mußte, um eine zusätzliche Schutzwirkung für den Grüßen zu haben. Vorsicht war eben die Mutter der Magie.

Das Mädchen musterte ihn, ohne den Kopf zu bewegen, und blieb eine Weile stumm. Schließlich stand es mit einer geschmeidigen, fließenden Bewegung auf, und Ommo sah, daß sie ein wallendes Gewand trug, das im gleichen silbrigen Schimmer leuchtete wie ihr Haar. Um die Brust herum war es mit roten Symbolen verziert, und ein schmaler Gürtel zierte ihre Hüften. An ihrem Gürtel - war er wirklich aus reich besticktem Leder? Schwer zu sagen bei dieser Beleuchtung - hingen verschiedene kleine Beutel aus Stoff und Leder, die ebenfalls mit magischen Symbolen versehen waren.

»Gruß und Heil! Ich bin Silena aus dem Land des Nordens, man heißt mich auch Blutmond. Mein Herz ist ohne Arg, Fremder, sofern das deinige nicht trügt.«

Hm. Das war die übliche Erwiderung. Ommo war sich unsicher, wie er sich nun verhalten sollte. Er begann Jax zu verwünschen, der ihm zwar jede Menge Formelkram beigebracht hatte, nicht aber, wie er anerkannte, ob ein Fremder es ernst meinte, wenn er sich als un gefährlich ausgab.

Es war wohl besser, Vorsicht walten zu lassen.

»Möge dein Bett stets weich und frei von Flöhen sein«, sagte er und hätte sich im selben Augenblick am liebsten auf die Zunge gebissen. Verdammt! Das war doch die falsche Formel gewesen, oder? Sie war ihm so herausgerutscht, etwas, das man grobschlächtigen Männern als Gruß entbieten mochte, nicht aber wunderschönen Mädchen mit Silberhaar, die »Blutmond« hießen und nächtlings vor Höhlen am Meeresrand kauerten und...

Blutmond lächelte. »Genug der Floskeln, Ommo. Da ich diesen Ort als erste fand, heiße ich dich willkommen. Wohin reist du?«

Ihre Stimme klang ebenso silberhell, wie ihr Haar es ihn hatte erwarten lassen. Wirklich ein bezauberndes Geschöpf! Wenn doch nur ihre Gesichtskonturen schärfer zu erkennen gewesen wären! Es wurde langsam Zeit, daß die Sonne endlich ihrer Pflicht nachkam.

»Äh, ich bin im Auftrag meines Meisters unterwegs«, stammelte Ommo und kam sich dumm und unbeholfen vor. Nervös befragte er den magischen Stab. Wo waren eigentlich seine Münzen geblieben? Keine Zeit, um jetzt darüber nachzudenken. »Ich soll der Zauberin Salanda etwas überbringen.« Blutmond blickte ihn mit großen Augen an. War das nicht ein Ausdruck der Freude? »Dann haben wir ja dasselbe Ziel! Auch ich will zur Zauberin Salanda. Wie schön!«

Wie schön! Laut sagte er: »Und was führt dich zu ihr?« Blutmonds Miene verdunkelte sich.

Leise schüttelte sie den Kopf. »Bitte dringe nicht in mich, ich kann dir nicht alles sagen. Nur soviel: Es liegt ein Fluch über mir, von dem sie mich befreien kann.«

Ein Fluch? Argwöhnisch musterte Ommo ihr Gesicht. »Achte vor allem auf Augen und Mund!« hatte Jax ihm einmal empfohlen. Das war zwar in einem etwas anderen Zusammenhang gewesen, aber... Nein, es schien, als würde das Mädchen die Wahrheit sagen. Aber wer konnte so ein hübsches junges Ding nur verfluchen? »Vielleicht eine eifersüchtige Dorfhexe, die neidisch auf ihre Schönheit ist?« dachte er und hätte sich am liebsten eine Ohrfeige gegeben - denn er hatte es laut gesagt, ohne es zu wollen. Das Mädchen lächelte wieder. »Nein, das nicht. Und mach dir keine Sorgen, weil du laut zu denken anfängst, das gehört zu meinem Zauber. Ich verstehe zwar nicht viel davon, aber es heißt, daß ich die Gabe besäße, die Zungen der Menschen zu lösen, ob sie wollten oder nicht.«

Sehr verdächtig! Wer eine solche Fähigkeit besaß - »...braucht doch nur herumzugehen, dann erzählen die Leute ihm schon von allein, wer den Fluch verhängt hat«, setzte er seine Gedanken laut fort. Das konnte ja noch heiter werden! Er mußte unbedingt etwas dagegen unternehmen, sich ständig zu verplappern!

»Nein, so einfach ist das nicht.« Ein kurzes, unsicheres Flackern in ihren Augen, dann hatte sie sich auch schon wieder gefangen. »Aber ich möchte nicht mehr darüber sprechen. Hattest du eine gute Reise?« Vielleicht nützte es etwas, vor jedem Gedanken bis drei zu zählen? »Eins, zwei, drei.«

Sie blickte ihn erstaunt an. »Wie bitte?«

Ommo merkte, wie er errötete. »Ach, nichts. Nur laut gedacht, haha.« Er hatte Mühe, seine Verlegenheit zu überspielen. »Meine Reise? Na ja. Eigentlich sind es schon fast zwei Reisen.«

Sie winkte ihm, sich neben sie zu setzen. Dann holte sie etwas Brot hervor, und Ommo holte seine Feldflasche aus seinem Reisesack. So frühstückten sie gemeinsam, während er ihr von seinen Erlebnissen berichtete. »Und jetzt weiß ich gar nicht, wo die beiden Münzen geblieben sind, die ich eben noch in der Hand hielt, als ich hier vor der Höhle gestolpert und gestürzt bin«, beendete er seine Erzählung. Zwischendurch hatte er mit verstohlenen Blicken den Boden abgesucht, ohne etwas zu finden. »Zeig mir mal die anderen, die du noch hast«, erwiderte Blutmond. Ommo nestelte in seiner Tasche und holte zwei der Scheiben hervor. »Huch!« entfuhr es ihm.

Die Münzen hatten sich verwandelt. Hatten sie in der Nacht noch silbern geleuchtet, so wirkten sie nun, da es endlich Tag geworden war, wie flache, dickliche, rote Klumpen, die sich etwas klebrig anfühlten. Blutmond nickte. »Das sind wohl Salandas Tränen«, meinte sie. »Bei Nacht leuchten sie, aber bei Tag sehen sie aus wie Blutklumpen.« »Woher weißt du das?« fragte er mißtrauisch. Wieviel wußte dieses Mädchen noch?

Inzwischen hatte die Sonne in ihrem Kampf mit der Nacht gesiegt und fuhr mit ihren Strahlen über den Strand. Nun konnte er auch Blutmonds Gesicht besser erkennen. Ein schönes Gesicht, fast wie aus dem Buch mit den beweglichen Bildern, das Jax besaß, und das er seinen Lehrlingen gelegentlich zeigte, wenn er ausnahmsweise mal gute Laune hatte: hohe Wangenknochen, eine fein gewölbte, glatte Stirn, leicht gerötete Wangen und Lippen, die sich - merkwürdig! - voll und schmal zugleich, beim Sprechen mit anmutigen Bewegungen öffneten und schlossen. Die Nase vielleicht eine Spur zu kurz - oder war das nur eine Täuschung des Schattens? »So etwas erzählt man sich eben bei uns im Norden«, antwortete sie freundlich. Doch irgendwie klang es auch abweisend. Achselzuckend erhob er sich.

Er schritt zu dem Stein hinüber, über den er gestolpert war, und suchte erneut den Boden ab. »Salandas Tränen!« murmelte er. Ob das wohl wörtlich gemeint war? Hm. Da entdeckte er sie - zwei blutrote Klumpen. Vorsichtig nahm er sie auf und betrachtete sie aufmerksam, doch er konnte nichts Auffälliges feststellen. Sie waren klebrig und rochen leicht verfault. »Schöne Tränen!« brummte Ommo und kehrte zu Blutmond zurück.

Das Mädchen hatte inzwischen wieder ihr Brot verstaut und stand auf. »Am besten machen wir uns jetzt auf den Weg.«

Ommo nickte. Auch er wollte keine Zeit mehr verschwenden. »Kennst du den Weg?« fragte er.

Sie blickte ihn undurchdringlich an. Wie alt sie wohl sein mochte? »Siebzehn«, sagte sie.

Wieder errötete er. »Habe ich schon wieder laut gedacht? Hab gar nicht gemerkt...«

»Nein«, erwiderte sie lächelnd, »aber das wollen sie alle wissen.« Sie alle? Ein stechender, seltsamer Schmerz durchzuckte sein Herz. Doch bevor er darüber nachdenken konnte, fuhr sie fort: »Ob ich den Weg kenne? Wie man's nimmt. Ich weiß einfach, wo wir entlang gehen müssen. Du nicht?« Ommo nickte. »Doch, irgendwie schon. Eigentlich seltsam. Obwohl dieser Weg letzte Nacht so beschwerlich war, wollte ich trotzdem nicht den anderen nehmen.«

»Weil er sich eben richtig anfühlt.« Sie sagte es wie etwas völlig Selbstverständliches. Eins, zwei, drei - ob Jax diese Begegnung wohl vorhergesehen hatte?

»Gehen wir«, sagte sie und schritt auf die Höhle zu.

Ommo folgte ihr drei Schritte und blieb abrupt stehen. Das mit dem Abzählen wirkte tatsächlich - so verrieten ihn seine Gedanken wenigstens nicht. Erfreut und plötzlich mit besserer Laune gesegnet, folgte er ihr mit tänzelndem Schritt. »Wohin die Höhle wohl führt?« »Ich glaube, das ist nur ein Gang durch den Fels.«

Schon möglich. War auch nicht so wichtig. Die unverhoffte Begleitung ließ Ommo immer fröhlicher werden. Bevor er ins Dunkle der Höhle trat, winkte er der Sonne zu. »Hallo, alter Freund!« rief er zum Himmel empor. »Mach' s gut. Wir sind gleich wieder da!«

Salanda stand vor einer mannsgroßen, strahlend hell polierten Kupferplatte und betrachtete ihr Ebenbild. Ein unergründliches Lächeln umspielte ihre Lippen, die im Spiegel seltsam schmal und voll zugleich wirkten. Ihre Nase schien eine Spur zu kurz- oder war das auch nur eine Wirkung des Schattens? Dann blickte Salanda in eine Schale mit Wasser, die vor der Platte auf einem kleinen Tisch stand.

»Es klappt, Jax, es klappt!« rief sie fröhlich.

Jax' Gesicht erschien in dem Wasser. Er feixte. »Freu dich nicht zu früh, meine Liebe. Freu dich nicht zu früh!« sagte er.

Sie winkte unwirsch ab. »Alter Miesepeter!« murmelte sie. »Nun gönn mir doch meinen Spaß!«

»Was du so alles unter Spaß verstehst...« brummte Jax, und es war schwer festzustellen, ob er es unfreundlich meinte oder nicht. Warnend hob er einen Zeigefinger. »Mach keine Dummheiten, Teuerste!«

Salanda lachte hämisch. »Worauf du dich verlassen kannst, Wertester!«

»Wir werden ja sehen, meine Liebe, wir werden ja sehen.«

Salanda hieb mit der flachen Hand in das Wasser. Zischend verdampften einige Tropfen auf der Kupferplatte. »Scher dich fort!« fauchte sie. »Du hast hier nichts zu suchen!«

Als das keckernde Lachen hinter ihrer linken Schulter erscholl, zuckte sie unwillkürlich zusammen und verwünschte sich wegen ihrer mangelnden Selbstbeherrschung. »Mach mir keinen Ärger!« knurrte die Zauberin und griff zu einem neben der Schale liegenden schwarzen Stahldolch. Drohend hielt sie ihn über das Wasser. »Kantake kantakö«, murmelte sie. »Bahlaste ompheda!«

Das Lachen verstummte.

*

Die Höhle war kleiner, als Ommo erwartet hatte. Tatsächlich war es eher ein breiter Gang, der durch das Gestein führte. Schon nach wenigen Minuten erblickten sie Licht am anderen Ende des Tunnels, und Ommo atmete erleichtert auf. Sein Bedarf an Abenteuern war eigent-

lich noch nie sonderlich groß gewesen, und er wurde auch langsam etwas müde. Blutmond hingegen schritt fröhlich neben ihm her. Sie wirkte gut gelaunt und lächelte häufig, wenn sie ihn ansah. Seltsam, wie doch nette Gesellschaft eine Reise angenehm beleben konnte! Dabei wußte er so gut wie gar nichts über dieses Mädchen.

»Silena...« Hoppla, schon wieder laut gedacht. Lächelnd drehte sie sich zu ihm um. Er blickte sie verwirrt an. »Äh... nichts«, stammelte er. Blutmond nickte und nahm ihn beim Gehen bei der Hand. Oh! Eins, zwei, drei - was für ein angenehmes Gefühl, diese weiche...

»Paß auf, die Öffnung ist etwas niedrig«, flüsterte sie. Um ein Haar wäre er mit dem Kopf gegen den Fels gestoßen. Die Sache hatte also auch ihre praktische Seite!

Als sie aus der Höhle traten, erblickten sie eine gänzlich andere Landschaft vor sich. Zu ihrer linken Hand lag noch immer das Meer, doch zur Rechten erstreckte sich eine weite, fruchtbare Ebene, die voller grüner Sträucher und Bäume war. Etwa vier Marschstunden entfernt vor ihnen glitzerte eine große Wasserfläche.

»Ich glaube, das ist der schmeichelnde Teich«, meinte Blutmond. Ommo blickte sie verwundert an »Der schmeichelnde Teich?« wiederholte er. »Du wirst schon sehen. Er liegt auf unserem Weg!«

Geheimnisvolle Wesen, diese Frauen! Was sie einem nicht sagen wollten, sagten sie ganz einfach nicht. Achselzuckend folgte er ihr.

Der Boden wurde landeinwärts immer fester und fruchtbarer. Ein kleiner Weg schlängelte sich durch das Gestrüpp, und aus vereinzelt Baumgruppen erklang Vogelgezwitscher. Die Sonne ließ ihre kräftigen Strahlen auf sie herabscheinen, und alles wirkte so friedlich, daß Ommo es kaum glauben konnte. Wie trügerisch war das wirklich?

»Es geht«, meinte Blutmond, ohne ihn dabei anzugucken.

Ommo war verblüfft. Er hätte schwören können, daß er soeben nicht laut gedacht hatte. Ein Verdacht keimte in ihm auf...

Unbekümmert verließ das Mädchen gelegentlich den Weg, um an Blüten zu riechen und spielerisch mit den Händen über die Sträucher zu streichen. Ommo beobachtete ihren anmutig tänzelnden Gang mit gemischten Gefühlen. Wenn seine Vermutung sich bewahrheiten sollte...

»...dann wäre das ein bitterer Wermutstropfen, was?« lachte Blutmond glockenhell und kam auf ihn zu gelaufen.

Abrupt blieb er stehen. »Du kannst also auch Gedanken lesen?« fragte er mit gepreßter Stimme.

Sie schüttelte den Kopf. »Nur, wenn ich äußerst guter Laune bin. Und schon gar nicht, wenn ich es wirklich will. Es kommt einfach zufällig, und ich kann es nicht steuern. Zum Glück.«

»Wieso zum Glück?« fragte Ommo verblüfft, während sie sich wieder auf den Weg machten.

»Das ist doch eine schöne und brauchbare Fähigkeit!«

»Brauchbar ja, aber schön? Nein, das ist nicht schön«, meinte sie und wandte den Blick ab.

»Aber dann kann dir doch niemand etwas vormachen, du durchschaust die Leute und...«

Sie schüttelte den Kopf, ohne ihn anzusehen, und schwieg. »Weißt du, manchmal ist das alles andere als schön, Menschen zu durchschauen«, sagte sie schließlich mit leiser Stimme. »Vor allem dann, wenn man es überhaupt nicht will.«

»Aber wieso denn?« protestierte Ommo. »Dann können sie dich doch auch nicht hinters Licht führen und...«

»Aber manchmal möchte man vielleicht lieber hinters Licht geführt werden«, lautete ihre Antwort.

Ommo war sprachlos. Daran hatte er noch nie gedacht! War das nur weibliche Logik, oder konnte man daraus tatsächlich eine Lebensregel ableiten?

»Meinst du, weil es einem sonst Schmerzen bereitet?« fragte er schließlich.

Sie nickte stumm. Eine Weile gingen sie wortlos nebeneinander her, bis sie schließlich wie-

der fortfuhr. »Natürlich kannst du jetzt sagen, daß Illusionen schädlich sind und irgendwann ja doch entlarvt werden. Das stimmt auch wahrscheinlich. Aber manchmal machen Illusionen auch Dinge möglich, an die man sich sonst nicht heranwagen würde.«

Nachdenklich lauschte er ihren Worten. Da war etwas dran. Vielleicht war es nur eine Illusion, daß er eines Tages einmal ein großer Zauberer wie Jax werden konnte, und doch - was würde er tun, wenn er dieser Illusion nicht nachginge? Drei vertone Jahre und kein neues Ziel. Hm. Vielleicht hatte Jax ja auch solche Illusionen - zum Beispiel, daß seine Lehrlinge einmal ebenso große Zauberer werden würden wie er. In diesem Licht hatte er die Sache noch nie betrachtet.

Vielleicht jagte der alte Knurrhahn, der ihn jeden Tag scheuchte und trietzte, im Grunde ja selbst hinter einem solchen Trugbild her, weil er das Leben sonst nicht aushielt. Merkwürdiger Gedanke.

»Es zählt ja schließlich nicht nur die Entlarvung«, meinte Blutmond. »Klar, die muß auch sein, weil man nicht ständig mit Lügen herumlaufen und Fehler machen kann. Aber eines Tages erkennt man doch, daß die Zeichen der Täuschung auch ihren eigenen Wert hatten, daß sie sogar notwendig waren, weil sonst überhaupt nichts mehr passiert wäre.«

Das war wahr! Die Täuschung und der Irrtum waren wesentliche Bestandteile des Lebens, sie setzten die Dinge erst richtig in Gang. »Dann muß man also nur lernen, mit Illusionen richtig umzugehen«, sagte er nachdenklich.

Blutmond nickte. »Das fällt uns oft schwer, denn die Wahrheit ist und bleibt nunmal unser letztes Ziel, ob wir wollen oder nicht. Aber davor gibt es noch wenige Zwischenziele.«

»Und welches Zwischenziel hast du?« entfuhr es ihm.

Das Mädchen schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht sagen«, sagte sie, ließ seine Hand fahren und sprang voran. Ommo folgte ihr grübelnd. Konnte sie nicht, oder durfte sie nicht? Oder wollte sie nur nicht? Was war nur mit diesem Mädchen los?

III

Der Teich war recht klein, man hätte mühelos ans andere Ufer schwimmen können - sofern man schwimmen konnte, fügte Ommo in Gedanken hinzu. Doch wo hätte er auch in der trockenen Einöde, in der Jax hauste, das Schwimmen lernen sollen?

»Dieser Teich ist nicht zum Schwimmen geeignet«, sagte Blutmond scharf, und Ommo zuckte zusammen. Diese Gedankenleserei war wirklich entnervend! »Wozu dann?« fragte er, weil ihm nichts anderes einfiel.

»Wer in diesen Teich blickt, den zeigt er so, wie er sich sehen will.«

»Ach ja?« Das war interessant. Ommo wollte schon hineinblicken, doch die Vorsicht ließ ihn innehalten. »Hat die Sache irgendeinen Haken?« fragte er argwöhnisch.

Blutmond schüttelte den Kopf. »Solange man es auch wahrhaben kann, wie man sich sehen will, eigentlich nicht. Man könnte sagen, das Wasser zeigt dir deine persönliche Wahrheit.«

»Meine persönliche Wahrheit?« Ommo runzelte die Stirn. »Das ist doch Unsinn! Es gibt nur eine Wahrheit.«

»Vielleicht. Jedenfalls brauchst du nur hineinzuschauen.«

Hm. Ommo kauerte am Ufer nieder, zückte seinen magischen Reisestab und tunkte ihn behutsam in das Wasser. Nichts geschah. Blutmond kniete sich neben ihn und wollte sich schon vorbeugen. Beschämt riß er sie zurück. »Laß mich zuerst!« sagte er. »Für alle Fälle.«

Als er ins Wasser schaute, erblickte er einen strahlenden, kraftstrotzenden Mann mit pracht-

vollen blonden Locken und muskulösem Unterkiefer. Huch!

Neugierig beugte er sich weiter vor. Jetzt war nicht nur das Gesicht zu sehen, sondern der ganze Körper: Ein nackter, glänzender Oberkörper, dessen Muskelspiel das Licht brach und! einen eigenartigen Glanz ausstrahlte. Die Gestalt war hochgewachsen und trug einen breiten, mit Metallnieten verzierten Ledergürtel, einen braunen Lendenschurz und Schnürstiefel. In der Rechten hielt sie ein Kurzsword, das sie auf einen nicht zu erkennenden Angreifer richtete. Die Augen blitzten feurig und siegessicher. Reglos stand dieser prächtige Held da und blickte Ommo direkt in die Augen. »Ein Barbar!« murmelte Ommo erstaunt. So hatte er sich aber noch nie gesehen!

»Vielleicht ohne es zu wissen?« meinte Blutmond, die seine Gedanken gelesen hatte.

»Ohne es zu wissen?« Hm. Dann konnte alles mögliche stimmen. Oder auch nicht. Andererseits...

»Imponieren tut er mir schon«, gab Ommo schließlich zu.

»Wenn du ihn darum bittest, zeigt er dir vielleicht, was er alles kann«, schlug Blutmond vor.

Gute Idee. »Stolzer Krieger, zeig mir bitte, was du kannst«, sprach Ommo das Spiegelbild an. Der Barbar nickte knapp. Dann holte er mit seinem Schwertarm aus, und schon befand er sich mitten im Schlachtgetümmel. Offenbar kämpfte er zusammen mit einigen Gefährten gegen eine Übermacht von Gegnern, die im Gewühl kaum richtig auszumachen waren. Schwertklingen blitzten auf, aufgerissene Münder bellten lautlose Befehle, mit einem gewaltigen Sprung stürzte der Barbar auf einen ebenso hoch gewachsenen, drahtigen Gegner mit dunklen Haaren zu, den er mit zwei gezielten Hieben stumm röchelnd zu Boden sinken ließ. Plötzlich hielt er in der Linken einen blitzenden Schild, mit dem er die wütenden Hiebe weiterer Feinde abwehrte. Fasziniert musterten Ommo und Blutmond das stumme Geschehen. Ommo spürte, wie sich seine Hände zu Fäusten ballten und er seinen Helden anfeuerte. »Gib' s ihm!« entfuhr es unwillkürlich seinem Mund, und seine Augen begannen zu leuchten.

Mit amüsiertem Lächeln blickte Blutmond ihn an. Schweigend verfolgte sie das Getümmel, bis sie schließlich sagte: »Und jetzt frag ihn mal nach seinen Schwächen.«

Ommo konnte seinen Blick nur mit Mühe von der Schlacht abwenden. »Wie bitte?«

»Er soll dir auch zeigen, was er nicht kann.« »Warum das?«

»Weil man einen Menschen erst dann wirklich kennt, wenn man seine Schwächen gesehen hat«, erwiderte sie.

Hm. Der Gedanke gefiel ihm überhaupt nicht, aber er mußte zugeben, daß sie recht hatte.

»Na gut«, brummte er. »Edler Held, sei so gut, mir zu zeigen, was du nicht kannst.«

Abrupt endete die Schlacht, und der Barbar blickte Ommo kurz in die Augen. Plötzlich verschwamm das Bild, und Ommo schaute einem fremden, rothaarigen Krieger, der seinen Helden mit gezücktem Schwert von hinten ansprang. »Wehr dich!« entfuhr es Ommo, und der Barbar wirbelte herum, das Schwert abwehrbereit gezückt. Doch anstatt den Hieb des anderen zu parieren, wich er einen Schritt zurück und streckte seinen Schild vor. »Was ist denn los?« rief Ommo entsetzt.

Nun sah er das Gesicht des Fremden. Irgendwie kam es ihm bekannt vor - die buschigen roten Augenbrauen, die leicht gebogene Nase, die schmalen Lippen, das Funkeln der grünen Augen. Doch er konnte nicht feststellen, wer es war. Der Fremde holte mit seiner Waffe aus, hoch fuhr der Arm über seinen Kopf. Mit einem Zucken schloß Ommo für einen Sekundenbruchteil die Augen. Als er sie wieder öffnete, lag sein Held am Boden, reglos und ohne Widerstand zu leisten, während der Gegner ihm die Klinge an die Gurgel setzte.

»Das verstehe ich nicht«, jammerte Ommo. »Warum hat er sich nicht gewehrt?«

Der Barbar legte den Kopf zur Seite und blickte Ommo flehend an. »Ich kann nicht«, schienen seine Augen sagen zu wollen, doch Ommo konnte keinen Grund dafür erkennen.

»Das bist du selbst«, warf Blutmond leise ein. »Diese Frage kannst du dir nur selbst beantworten.«

Ommo schüttelte den Kopf. »Aber ich weiß doch noch nicht einmal, was los ist.« Das Mädchen berührte sanft seine Hand. »Vielleicht wirst du es noch verstehen lernen.« Enttäuscht blickte Ommo wieder in das Wasser. Das Bild war verschwunden. »Präg es dir gut ein, bestimmt ist es etwas sehr Wichtiges«, rief Blutmond. Ommo seufzte. »Das werde ich so schnell nicht vergessen«, meinte er dumpf. Er lehnte sich mit dem Rücken an einen mannshohen Fels am Ufer und fuhr sich mit der Hand über die Augen. Wirklich eine seltsame Geschichte! Ein solch starker, mutiger Held, der sich plötzlich widerstandslos ergab, wo gab' s denn so etwas? Und das sollte er selbst, Ommo, sein, wie er sich gerne sehen würde? Und wer war der fremde Angreifer gewesen, der ihm auf unbestimmte Weise so bekannt vorgekommen war? Rätsel über Rätsel!

Und wieso kannte sich Blutmond hier so gut aus! Fast hätte man meinen können, daß sie in dieser Gegend zu Hause war. Wie oft war sie wohl schon hier gewesen? Was machte sie überhaupt gerade?

Er blickte auf und sah, wie Blutmond vor dem Teich kauerte und ins Wasser starrte. Ihre Lippen bebten, und er bemerkte wieder ein feuchtes Glitzern in ihren Augenwinkeln. Ommo richtete sich auf und beugte sich neben ihr über das Wasser. Das gab' s doch gar nicht! Eine alte Hexe blickte ihn spöttisch aus der Tiefe an. Ihr Haar war schlohweiß und hing offen bis zum Gesäß hinab. Das Gesicht war faltig und welk, die Nase knollig und mit zwei häßlichen Warzen bedeckt, aus denen kleine Härchen wuchsen. Die dünnen Spinnenfinger umklammerten einen schwarzen Holzstab, dessen Spitze mit Kupfer beschlagen war und rötlich glühte. Die schmalen Lippen waren geöffnet und zeigten schwarze Löcher in den gelben Zahnreihen. Nur die Augen waren jung-stechend, heimtückisch, böse und doch von einem betörenden Zauber. Es war etwas Anziehendes und Abstoßendes zugleich in diesem Blick, etwas Verführerisches und Bedrohliches.

»Blutmond!« rief Ommo unwillkürlich. »Das sollst du sein?«

Das Mädchen reagierte nicht. Wie gebannt blickte es die Hexe an und murmelte einige unverständliche Worte vor sich hin. Mit einer Mischung aus heiliger Scheu und Entsetzen wich Ommo an seinen alten Platz zurück und schnaufte. Nach einer kurzen Weile hatte er sich wieder gefangen, mied es jedoch, Blutmond anzublicken, als sie weitergingen.

*

Jax stand vor seinem Altar und rührte mit einem Stab in einer grünen Flüssigkeit, die vor ihm in einem Kupferkessel brodelte. Daneben befand sich einer der magischen Spiegel, aus dem Salandas Gesicht ihn hämisch angrinste. Jax zog den Stab aus dem Gebräu, führte ihn an die Nase und schnüffelte mit hochgezogenen Augenbrauen daran. »Übertreib es nicht, meine Teure«, sagte er mit einem schnellen, berechnenden Blick auf den magischen Spiegel. Salanda lachte meckernd. »Jax, Jax, immer noch der Alte! Was heißt denn schon übertreiben?«

Jax tunkte den Stab erneut in den Kessel und begann wieder damit, die Flüssigkeit umzurühren. »Weißt du«, sagte er, »es gibt Leute, die wollen ihre eigenen Grenzen einfach nicht sehen.« Er sagte es freundlich, doch ein leiser drohender Unterton war nicht zu überhören. Salanda zog eine Grimasse.

»Willst du dich jetzt etwa als Grenzwächter aufspielen?« fragte sie.

Jax drehte sich zu ihr um. »Hochlöbliche Schwester Zauberin«, säuselte er, und nun klang es gefährlich falsch, »jedem das Seine, das gilt für dich wie für mich. Ich hoffe, wir verstehen uns!«

Salanda schürzte die Lippen. »Nun sei kein Spielverderber!«

Jax zog den Stab aus der Brühe und richtete ihn auf Salandas Spiegelbild.

»Hör mir gut zu! Wir haben jeder unsere eigenen Interessen. Wenn wir zusammenarbeiten,

kommen wir beide auf unsere Kosten. Aber du weißt, daß dir bald Schlimmes bevorsteht, also such dir deine Gegner mit Bedacht aus.«

»Schlimmes?« Salanda wackelte mit dem Kopf. »Man wird sehen.«

Jax kehrte ihr den Rücken zu. »Wie du meinst.« Er tauchte den Stab erneut in das Gebräu und ließ die Dämpfe daran emporsteigen. »Asmodel, zu mir!«

dröhnte er plötzlich. Die kleine Dampfsäule verdichtete sich zu einem gedrungenen kleinen, grinsenden Geistwesen, das sich in gespielter Höflichkeit vor Jax verneigte. Jax legte den Stab beiseite.

»Meister?«

Jax hob die Augenbrauen. »Tu nicht so scheinheilig! Ich habe etwas für dich. Eine Überraschung.« Plötzlich erschien eine leuchtende Flügelgestalt in seiner rechten Hand. »Aber freu dich nicht zu früh«, knurrte der Zauberer.

»Ich will auch was davon haben.«

»Oh weh!« stöhnte der Geist. »Das wird schon was werden!«

Salanda schüttelte den Kopf. »Tz, tz«, machte sie und verschwand aus dem Spiegel.

IV

Sie waren ein gutes Stück weitergekommen, ohne irgendwelchen Gefahren zu begegnen. Schließlich, es war schon später Nachmittag, hatten sie gerade einen Berggipfel erklommen und waren vor einer kleinen Höhlenöffnung stehengeblieben, als sich die Sonne urplötzlich verfinsterte und sie von einem Augenblick auf den anderen von völliger Finsternis umhüllt wurden. Ommo faßte Blutmond bei der Hand, blieb aber stehen. Das Mädchen zuckte erschreckt zusammen, und er sagte in beruhigendem Ton, unwillkürlich flüsternd: »Damit wir uns nicht verlieren.« Er war unschlüssig, wie sie sich verhalten sollten. Eine Sonnenfinsternis verieß selten etwas Gutes, und in der Dunkelheit, in der man nicht einmal die Hand vor Augen sehen konnte, waren sie völlig hilflos.

Instinktiv steckte er seine freie Hand in seinen Beutel, um nach dem Feuerstab zu tasten, als er plötzlich einen der Blutklumpen vom Strand zu fassen bekam. Plötzlich vergaß er alle Gefahr und holte ihn neugierig hervor. »Mal sehen...« murmelte er. Tatsächlich - der dumpfrote Klumpen hatte sich wieder in eine hell schimmernde Silbermünze verwandelt! Nun handelte Ommo blitzschnell. Er holte die anderen Münzen hervor und drückte Blutmond die Hälfte von ihnen in die Hand. Das silbrige Leuchten erhellte ihre nähere Umgebung, und Ommo führte das Mädchen auf die Höhle zu, deren Öffnung gerade hoch genug war, daß sie mit eingezogenen Köpfen hindurchschlüpfen konnten. Dann hieß er Blutmond stehenbleiben, während er mit gezücktem Zauberstab die Höhle nach etwaigen Gefahren absuchte. Doch er konnte nichts Auffälliges entdecken, und so kauerten sie sich mit dem Rücken zur Wand in der Nähe des Ausgangs nieder. Die Münzen verbreiteten ein gespenstisches Licht, und Ommo fiel auf, daß Blutmonds Gesichtszüge immer noch so unscharf wirkten wie bei ihrer ersten Begegnung, irgendwie verschwommen, wie durch einen hauchdünnen Nebelschleier betrachtet. Aber lag das nicht vielleicht an dem matten Schimmern der Münzen?

»Das ist eine seltsam plötzliche Sonnenfinsternis«, meinte er, um die drückende Stille zu vertreiben.

»Ja«, murmelte Blutmond und löste ihre Hand aus seinem Griff. »Möchte wissen, was dahinter steckt«, brummte Ommo, ohne sie wirklich wahrzunehmen. »Gefahr erkannt, Gefahr gebannt«, hatte Jax immer gemeint. »Setz dich niemals über längere Zeit einer dir völlig unbekannten Gefahr aus.«

Der hatte gut reden gehabt! Was konnte man denn schon gegen eine Sonnenfinsternis unter-

nehmen? »Und wenn du die Gefahr nicht mit gewöhnlichen Mitteln durchschauen kannst, versuchst du es eben mit ungewöhnlichen«, erinnerte er sich an den Ratschlag seines Meisters. Schön gesagt, aber wie? Wenn er doch nur irgend etwas besäße, mit dem er solche Dinge durchschauen könnte! Ommo grübelte vor sich hin. Da hatte er einen plötzlichen Geistesblitz. Durchschauen? Schauen? Der Schaukristall! Jax hatte ihm zwar aufgetragen, den Kristall Salanda zu übergeben, aber er hatte ihm nicht verboten, ihn unterwegs selbst zu benutzen. Oder war das jetzt! nur eine Spitzfindigkeit, die ihm seine Unsicherheit eingab? Egal, er brauchte einfach Klarheit! Wieder fummelte er in seinem Reisesack herum, bis er die eingewickelte Kugel erwischte und hervorholen konnte. Vorsichtig befreite er sie von ihrer Umhüllung und legte sie behutsam vor sich auf den Boden. Im Schimmern der Silbermünzen besaß die milchige Kugel einen seltsam flüssigen Glanz. Ommo beugte sich vor...

...und erblickte erstaunt eine kleine, leuchtende Flügelgestalt, die ihn hämisch angrinste.

»Wurde aber auch Zeit, du Döskopf!« raunzte ihn die Gestalt sofort an. Ihre Züge verwandelten sich unentwegt: mal besaß sie eine kurze Knollennase und ein spitzes, hervorstehendes Kinn, mal eine geschwungene Adlernase, eine fliehende Stirn und ein ebenso fliehendes Kinn. Ihre Augen glitzerten, im einen Augenblick groß, rund und trügerisch freundlich, im nächsten klein, nadelspitz und böse. »W-wer bist du?« stammelte Ommo verblüfft.

Die Flügelgestalt reckte ihm eine wulstige Unterlippe entgegen. »Geht dich gar nichts an. Hat auch nichts zu sagen. Bin eben.«

Geistesgegenwärtig riß Ommo seinen Zauberstab hoch und richtete ihn auf die Gestalt.

»Im Namen von Jax, antworte mir!« bellte er sie an.

Die Gestalt wich etwas zurück und entwickelte klobige Schultern, die sie mit knapper Bewegung wie gleichgültig hob und senkte.

»Schon gut, schon gut. Im Namen von Jax, ja, ja. Nenn mich Asmodi, wenn du unbedingt mußt.«

»Wieso sollte ich müssen?« fragte Ommo mißtrauisch.

War das etwa ein Dämon? Dann mußte man jedes Wort auf die Goldwaage legen, denn Dämonen waren äußerst gerissene Burschen, die einem schnell das Fell über die Ohren zogen, wenn man nicht aufpaßte, vor allem, wenn man sich auf Pakte mit ihnen einließ.

Die Gestalt blickte ihn verächtlich an. »Manche Leute scheinen sich wohler zu fühlen, wenn sie wissen, wie alles heißt. Als ob das etwas ändern würde!« »Also gut: Wer bist du?« berichtete Ommo seine eigene Frage, allerdings immer noch in drohendem Ton.

Das Gesicht der Gestalt hellte sich auf. »Schon besser. Namen sind Schall und Rauch. Oder so ungefähr, jedenfalls. Nenn mich Asmodi, den Dämon Asmodi. Ich bin der Diener Asmodels.«

Asmodel? Das war doch einer der Hausgeister von Jax! Seit wann hatte der denn einen eigenen Diener? »Und warum erscheinst du hier in der Kugel?« Ommo hatte Mühe, seine Aufregung zu verbergen.

Asmodi musterte ihn abfällig und wand kurz das Gesicht ab, wie um verstohlen auszuspucken. Dann blickte er Ommo tief in die Augen. »Vermutlich, weil du die Kugel ausgepackt hast, eh?«

»Werd nicht unverschämt!« fauchte Ommo. »Ich will wissen, weshalb sich die Sonne so plötzlich verfinstert hat.«

»Werd ich dir sagen, werd ich dir sagen.« Asmodi bohrte sich mit einer plötzlich krallenbewehrten Flügelspitze in der Knollennase. »Also gut, machen wir's kurz. Das ist ein Verdunkelungszauber der Zauberin Salanda. Anscheinend trifft sie Kriegsvorbereitungen. Kann ich jetzt gehen?« Das Wesen mochte so frech sein, wie es wollte - solange Ommo Jax' Namen über Asmodi verhängt hatte, befand er sich in seinem Bann und mußte ihm gehorchen.

»Gleich«, erwiderte Ommo. »Sag mir erst noch, was du außerdem darüber weißt. Und wieso Asmodel plötzlich selbst einen Diener hat.« »Du willst es aber wissen, wie?« stöhnte Asmo-

di. Anscheinend besaß er trotz seiner Kaltschnäuzigkeit nur ein geringes Durchhaltevermögen. Na schön, das war gut zu wissen. »Das Wichtigste zuerst: Asmodel hat mich gestern als Diener bekommen, weil Jax ihm das für seine Dienste versprochen hat, als er mit ihm den Pakt abschloß. Ganz schön gerissen, der Bursche! Asmodel dachte ja, er könnte mich rumscheuchen, aber das besorgt Jax schon für ihn.

Der alte Salzknabe hat dadurch jetzt plötzlich zwei Diener, statt einen, wie vorher. Mir brummt er nun das Spiegelputzen auf. Aber dieser Asmodel ist ja auch, mit oder ohne Verlaub gesagt, so etwas von blind! Sich derart plump reinlegen zu lassen und...«

»Genug!« befahl Ommo. »Was weißt du noch über Salandas Zauber?«

Das Wesen blickte ihn mürrisch an. »Nur, was ich wissen darf. Auf diese Frage gebe ich dir jedenfalls keine weitere Antwort.«

»Im Namen von Jax!« rief Ommo zornig, doch Asmodi fing ungerührt an zu lachen.

»Blödmann, der war es doch, der mir verboten hat, mehr zu verraten! In dessen Namen kannst du mich noch lange beschwören, hähä! Von mir erfährst du nichts. Ich erinnere mich an einen Zauberer in... wo war es doch gleich... einen Augenblick, gleich hab ich' s... Das muß gewesen sein... warte mal...«

»Verzieh dich!« Ommo fühlte sich plötzlich auf undefinierbare Weise gedemütigt. Das sah diesem alten Geizhals Jax wieder ähnlich! Nicht nur, daß er ihm einen rotzfrechen Dämon schickte, nein, der durfte dann auch nur mit der Hälfte der Information herausrücken! Doch es hatte keinen Zweck, dagegen anzugehen - was Jax befahl, das war eben Gesetz.

Asmodi gähnte und sagte eine Weile nichts, während Ommo finster vor sich hin grübelte. Schließlich begannen die Mundwinkel des Dämons ironisch zu zucken.

Ommo fuhr hoch. »Was willst du hier noch?« fragte er irritiert.

Der Dienstgeist tat so, als würde er ein Stäubchen von seiner Flügelspitze wischen. Dann blickte er mit gelangweiltem Ausdruck auf. »Daß der Herr Lehrling vielleicht die Güte hätte, Jax' Namen von mir zu nehmen, dieweilen ich nämlich sonst kaum verschwinden kann.« Ach so. Einen Augenblick lang war Ommo versucht, Asmodi in der Kugel zu belassen und nicht freizugeben. Vielleicht konnte er ihm noch nützlich sein.

Doch dann entschied er sich dagegen. Es galt erstens als unfein und zweitens als gefährlich, dämonische Wesen nicht zu entlassen, wenn man ihrer nicht wirklich bedurfte. Sie konnten dann leicht Besitz von einem ergreifen, wenn man mal nicht aufpaßte. Und wie würde Salanda wohl reagieren, wenn er ihr einen Schaukristall überreichte, in dem ein wütender Dämon gefangen war und ihr mit Sicherheit Beleidigungen entgegenschleuderte? Vielleicht bekam Ommo unterwegs keine Gelegenheit mehr dazu, Asmodi vorher zu entlassen, und außerdem hatte er ihn ja auch nicht selbst gerufen, sondern Jax hatte ihn anscheinend geschickt, so daß er indirekt auch unter dessen Kontrolle stand.

Ommo seufzte. »Also gut. Ich entlasse dich im Namen des Zaubere Jax.

Kehre zurück zu deinem Herrn und Meister. Vielleicht bringt er dir ja noch Manieren bei.«

Asmodi lachte. »Das wollen wir doch nicht hoffen!« Dann war er auch schon aus dem Schaukristall verschwunden.

Ommo bezweifelte ebenfalls, daß sein Wunsch sich erfüllen würde. Aber es gab jetzt Wichtigeres zu tun. Sorgfältig wickelte er den Schaukristall wieder ein und verstaute ihn in seinem Reisesack. Dann sah er zu Blutmond hinüber.

Das Mädchen lag auf der Seite und schlief fest. Keine schlechte Idee. Wenn es draußen schon finster war, konnte man die Gelegenheit genauso gut dazu nutzen, ein Schläfchen zu machen. Ommo spähte ein letztes Mal durch die Höhlenöffnung. Draußen war nichts zu erkennen - absolut nichts.

»Seltsame Zauberin«, brummte er, nachdem er einen Schutzkreis um sich und Blutmond gezogen und sich auf dem Boden ausgestreckt hatte. Blutmond murmelte etwas Unverständliches im Schlaf. Schließlich schlief auch Ommo ein.

Die aufgehende Sonne machte mit ihren spitzen Strahlen Jagd auf davonhuschende Nachttiere und lachte schon bald am Himmel, als sei nichts geschehen. Ommo und Blutmond hatten ihre Höhle zeitig verlassen, nachdem sie sich vergewissert hatten, daß ihnen draußen keine Gefahren auflauerten. Sie beschlossen, an diesem Tag möglichst schnell voranzukommen, denn niemand wußte, wie sich die Dinge noch entwickeln würden. So machten sie sich an einen schnellen Abstieg und eilten ohne Pause in schnellem Tempo über eine karge Ebene, bis sie schließlich gegen Mittag an einen Strom gelangten, dessen

grünliches Wasser in ihre Reiserichtung floß. Das Ufer war mit spärlichen Bäumen bewachsen, und Ommo hatte eine Menge Mühe, genügend Holz herbeizuschaffen, um ein haltbares Floß daraus zu bauen. Unterdessen fing Blutmond mit einem aus Schilfrohr selbst geflochtenem Netz Flußkrebse für ihre Abendmahlzeit.

»Möchte mal wissen, was das für ein Krieg kein soll, auf den Salanda sich vorbereitet«, knurrte Ommo schwitzend, während er mit Lianen zwei Stämme miteinander verzurrte. Er hatte die Bäume mühsam mit einem kleinen Sägezauber fällen müssen und sich manches Mal dabei Schrammen und Kratzer zugezogen, so daß seine Arme inzwischen aussahen wie eine Landkarte.

Blutmond blickte, über die Schulter gewandt, zu ihm hinüber. Noch immer waren ihre Gesichtszüge unscharf, doch Ommo hütete sich, sie deswegen zu befragen, denn alle seine Versuche, ihr unterwegs etwas über ihre Herkunft und ihr Ziel zu entlocken, waren von ihr brüsk abgewiesen oder schlichtweg ignoriert worden.

»Vielleicht geht es um die Herrschaft in Chaim«, meinte sie langsam und stopfte dabei die zappelnden Krebse in einen ebenfalls frisch geflochtenen Korb aus Schilfwerk. »Das gab' s schon öfters.«

Ommo schüttelte den Kopf. »Davon hätte man doch vorher etwas hören müssen.«

an.« Blutmond lachte auf, aber es klang irgendwie verbittert. »So, meinst du wirklich? Wenn ein Zauberer einen anderen überfallen will, vorher etwas über magische Kriege

Das stimmte leider. Obwohl Jax ihm nie beigebracht hatte, weil er dies für verfrüht hielt, wußte Ommo doch, daß dabei oft mit höchst hinterhältigen Mitteln gekämpft wurde. Einem Magier, dem es um Macht ging, ging es auch um nichts anderes - dem war alles recht, was ihm nützte. Doch Ommo winkte zweifelnd ab. »Ach was, gegen wen will Salanda schon kämpfen? Sie soll zwar fürchterlich habgierig sein, aber...« Plötzlich fuhr Blutmond ihn an: »Du weißt doch überhaupt nichts! Habgierig! Hast du schon mal etwas von den Schatten-Meistern gehört?« Ihre Augen funkelten zornig, und Ommo stellte verwundert fest, daß sie ihm plötzlich noch viel mehr gefiel als zuvor. Wie kam das nur? Und was machte sie eigentlich so wütend?

Er runzelte die Stirn. »Von den Schatten-Meistern? Nein, die kenne ich nicht, aber was Sandas Habgier angeht, so hat mit Jax mal erzählt, daß sie alles nimmt, dessen sie habhaft werden kann.«

Blutmond wandte sich stumm von ihm ab und beugte sich über ihren Korb. Ommo machte sich erneut ans Werk. Das Floß war fast fertig, und es war auch höchste Zeit, denn mittlerweile war es schon wieder später Nachmittag, und sie hatten trotz ihrer Vorsätze eine Menge Zeit verloren. Doch dafür würden sie in der Nacht mit Hilfe der Strömung wieder einiges aufholen. Dennoch wollte er das Floß lieber zu Wasser lassen, solange es noch hell war, um das Ruder überprüfen und gegebenenfalls verbessern zu können. »Was hat Blutmond nur mit den Schatten-Meistern gemeint?« Hoppla - schon wieder laut gedacht. Wie unangenehm!

Blutmond trat auf ihn zu und baute sich vor ihm auf. Ihre Augen funkelten und ihre Lippen bebten. So hatte er sie noch nie gesehen. »Die Schatten-Meister sind geheimnisvolle Wesen

oben im Norden, sagen die einen. Die Schatten-Meister sind geheimnisvolle Wesen im Süden, sagen die anderen.«

Ommo blickte sie verwundert an. »Und wer von beiden hat nun recht?«

Blutmond ignorierte seine Frage. »Die Schatten-Meister sind geheimnisvolle Wesen drüben im Westen, sagen die einen«, sagte sie in monotonem Tonfall, als würde sie eine Litanei herunterleiern. »Die Schatten-Meister sind geheimnisvolle Wesen...«

»...drüben im Osten, meinen die anderen, ja, ja«, unterbrach Ommo sie verärgert. »Kann mir schon vorstellen, wie' s weitergeht. Mit anderen Worten - niemand weiß etwas über sie. Dann bin ich ja wenigstens nicht der einzige.«

Irritiert wollte er sich abwenden, um den letzten Baumstamm anzupassen.

Doch Blutmond versperrte ihm den Weg.

»Das stimmt nicht. Man weiß zum Beispiel, daß sie es sind, die über Chaim herrschen.

»Die sollen in Chaim herrschen?« Darüber hatte er sich noch nie Gedanken gemacht. Ja, wer herrschte eigentlich tatsächlich in Chaim? »Jax?« Da war es wieder! Er mußte seine Gedanken wirklich zügeln.

Blutmond lachte verächtlich auf. »Jax! Ha! Dieser alte, geizige...« Doch als sie einen Blick auffing, hielt sie es für besser, sich selbst zu unterbrechen.

»Du magst ihn wohl, trotz allem, wie?«

Ommo schob sie beiseite und machte sich über einen Baumstamm her. »Trotz allem, ja«, knurrte er. Irgendwie war ihm die Sache peinlich. Worauf wollte sie nur hinaus? Blutmond setzte sich auf das fast fertige Floß, legte die Hände in den Schoß und senkte den Kopf. »Vielleicht hast du recht«, murmelte sie leise. »Niemand weiß genau, wie mächtig Jax tatsächlich ist, denn er zeigt es nur selten.«

»Da bin ich aber anderer Meinung!« widersprach Ommo ihr und blickte kurz auf. »Wenn ich daran denke, wie er Jobab und mich immer herumscheucht...«

Sie wehrte ab. »Ach, das gehört doch zum Handwerk. Ein Zauberer, der seinen Lehrlingen keinen Respekt einflößt, ist auch kein echter Zauberer. Wie sollten sie sonst auch bei ihm lernen wollen?«

Obwohl er gern widersprochen hätte, mußte Ommo ihr recht geben. Er verzurrte den Stamm an einem Ende und schritt dann ans andere, um seine Arbeit fortzusetzen. »Sind die Schatten-Meister wirklich mächtiger als Jax?«

Blutmond überlegte. »Ich weiß nicht«, sagte sie zögernd. »Manchmal glaube ich es nicht.«

Manchmal glaubte sie es nicht? Woher kannte sie Jax überhaupt? Nein, das war die falsche Frage. Jeder in Chaim hatte von Jax gehört - wenigstens tat der alte Menschenchinder immer so. Ommo überkam eine vage Ahnung, daß Blutmond viel mehr wußte, als er vermutet hatte. »Willst du mir nicht mal verraten, wer du eigentlich...«

Blutmond schüttelte energisch den Kopf. Ommo mußte feststellen, daß diese Bewegung ihr schönes Silberhaar noch besser zur Geltung brachte, und er biß sich auf die Lippen, um nichts Unschickliches zu sagen. Das Mädchen lächelte.

»Das wirst du noch früh genug erfahren. Aber was die Schatten-Meister angeht - die herrschen insofern in Chaim, als sie Zauberinnen wie Salanda und Zauberern wie Kokab verbieten können, außerhalb ihrer eigenen Sphäre magisch tätig zu werden. Aber du hast natürlich recht, niemand weiß wirklich, wer diese Schatten-Meister eigentlich sind, selbst Salanda nicht.«

Und woher wußte Blutmond davon, daß Salanda die Schatten-Meister nicht identifizieren konnte? Die Lage war heikel. Ommo mußte jetzt äußerst vorsichtig taktieren, denn das Ganze roch plötzlich sehr nach Gefahr.

»Wie oft warst du eigentlich schon bei Salanda?«

Sie blickte ihn verwundert an. »Wie oft?« Dann lächelte sie kurz, als sie seine List durchschaute. »Wir sind miteinander verwandt.«

Hm. Eine Verwandte Salandas? War Blutmond vielleicht ihre Nichte oder ihre Kusine?

»Nein, nicht so, wie du jetzt wahrscheinlich glaubst«, meinte Blutmond. »Es ist eine, na ja, sagen wir, magische Verwandtschaft. Deshalb kenne ich sie auch ganz gut.«

Irgend etwas war hier faul, doch Ommo konnte es nicht richtig ausmachen. Blutmond wollte angeblich zu Salanda, damit diese einen Fluch von ihr nahm. Andererseits behandelten Magier niemals ihre eigene Familie. »Das war auch noch schöner!« hatte Jax einmal keckernd dazu gemeint, aber das war ja auch zu erwarten gewesen, daß sich der alte Köterknabe mit seiner ganzen Verwandtschaft verkracht hatte! Doch es hieß auch, daß die Magie bei Verwandten nicht richtig funktionierte, wenn auch niemand Ommo bisher hatte erklären können, warum dem so war. Das war also ein Widerspruch in Blutmonds Behauptung. Andererseits - was war denn das eigentlich, eine »magische Verwandtschaft« ? Ommo verknötete die Lianenstränge und erhob sich. Wahrscheinlich war es vorläufig das Klügste, wenn er seinen Verdacht für sich behielt. »Wie sehen diese Schatten-Meister denn aus?« fragte er, um das heikle Thema zu umgehen.

»Na, wie Schatten eben. Aber es ist nur so ein Name: Sie herrschen über alle Schatten Chaims, so sagt man. Andererseits ist es wohl eher symbolisch gemeint, denn es ist nicht so, als wäre ihre Macht in der Nacht begrenzt, obwohl es dann doch gar keine Schatten gibt.«

»Außer bei Mondschein«, entfuhr es Ommo. Solche Widersprüche duldete er nie: Irgend etwas zwang ihn förmlich dazu derartigen Behauptungen zu widersprechen. Das hatte ihm bei Jax schon manche Ohrfeige eingetragen.

Inzwischen hatte er das Ruder befestigt. »Komm erst mal, und hilf mir dabei, das Floß zu wässern. Wir können uns unterwegs noch darüber unterhalten.«

Mühsam zerrten und schleppten, sie das schwere Floß ins Wasser, nachdem sie ihre Habe und einen Vorrat an Feuerholz darauf verstaute hatten. Mit einer langen Stange schob Ommo das Gefährt hinaus in die Flußmitte. Dann rannte er zu dem Ruder, damit sie nicht schräg wieder ans Ufer gespült wurden.

Doch die Sache erwies sich als viel einfacher, als er erwartet hatte. Schon bald hatte er den Kniff heraus, und als der Fluß noch breiter wurde, konnte er das Ruder so festzurren, daß das Floß auch ohne seine Überwachung auf Kurs blieb.

Soweit das Auge im Licht der untergehenden Sonne reichte, verlief der Strom in einer fast schnurgeraden Linie. Vorläufig würden sie also keinen großen Probleme mit Windungen und Wasserschnellen haben.

Blutmond hatte inzwischen damit begonnen die Krebse zu rösten, nachdem Ommo mit Hilfe seines Feuerstabs in der Floßmitte ein Feuer entzündet hatte, das sie mit mitgenommenem Reisig und kleineren Holzscheiten speisten. Bald darauf ließen sie es sich, gemütlich unter dem von Sternen leuchtenden Himmel dahinfahrend, am Feuer schmecken.

Ommo wollte gerade wieder das Thema anschneiden, das ihn bewegte, als Blutmond seine zerschundenen Arme nahm, und sie mit dem Saft der ausgepreßten grünen Beeren bestrich, den sie in einer kleinen Kupferschale über dem Feuer erhitzt hatte. Dann zog sie einen winzigen silbernen Stab aus ihrem Gürtelbeutel und schlug damit einige magische Sigillen über die Verletzungen. Wie durch ein Wunder heilten sie sofort, und der Schmerz, den Ommo jetzt, da er etwas Muße hatte, umso stärker wahrgenommen hatte, verschwand auf der Stelle.

»Nicht schlecht«, brummte er anerkennend. Ihr Gesicht befand sich dicht vor seinem, und unwillkürlich strich er ihr mit der Hand über die Wange.

»Du bist schön«, sagte er leise.

Blutmond lächelte. »Danke.« Dann wandte sie sich von ihm ab und verstaute ihre Utensilien. Schließlich kauerte sie sich neben ihm vor das Feuer. »Weißt du, diese Schatten-Meister sind ein richtiger Fluch. Auch Kokabi leidet unter ihnen, und...«

Kokabi, das wußte Ommo aus Jax' Erzählungen, war ein Magier im Osten, der für sein Wissen berühmt war. Wenngleich Jax an seiner Konkurrenz nur selten ein gutes Haar ließ, gab er

in bessergelaunten Zeiten unumwunden zu, daß Kokabi »manchen Trick draufhatte« wie er sich auszudrücken pflegte. Doch er hatte Ommo und Jobab nie verraten wollen, welches eigentlich Kokabis Spezialität war, denn jeder Zauberer besaß eine - außer Jax natürlich, der wie immer eine Ausnahme zu sein behauptete, die eben alles könne.

»Bei mir laufen die Fäden zusammen, mein Lieber«, hatte er ihm einmal in angeberischem Ton anvertraut. »Ohne mich sind die anderen ein Nichts.« »Kokabi ist der Magier des Denkens«, sagte Blutmond unvermutet, als hätte sie Ommos unausgesprochene Frage aufgefangen. »Er herrscht über das Wissen, die Sprache, die Schrift - eben alles, was mit Kopf und Verstand geschieht. Aber selbst er weiß nicht, wer die Schatten-Meister sind. Sie raunen einem etwas zu, eine dunkle Nachricht etwa, wenn man es am wenigsten erwartet, und was sie befehlen, das ist Gesetz. Sonst töten sie einen.«

Oh! Das klang aber nicht sehr gemütlich! Schade, Ommo hätte sich im Augenblick mit Blutmond lieber über angenehmere Themen unterhalten. Doch andererseits konnten die Informationen, die er von ihr erhielt, über Leben und Tod entscheiden. Darum blieb er wachsam und spitzte die Ohren, so schwer es ihm auch nach der Plackerei mit dem Floßbau fiel. »Und was ist mit Salanda?« fragte er mit gespielter Gelassenheit. »Das wird sie dir schon verraten«, meinte Blutmond ebenso beiläufig. Doch sie lächelte verstohlen, und er hatte das Gefühl, daß sie ihn abermals durchschaut hatte. Kein Wunder, wenn sie doch seine Gedanken lesen konnte!

»Sie leidet unter den Schatten-Meistern, denn die verbieten ihr, beispielsweise Zauber zu benutzen, die Kokabi verwenden darf. Und umgekehrt.«

Hm. Das klang fast so, als würden diese geheimnisvollen Schatten-Meister darauf achten, daß alles an seinem ihm vorgesehenen Platz blieb. »Was ist denn daran so schlimm?« fragte er arglos.

Blutmond furchte die Stirn. »Was daran so schlimm ist? Kannst du dir das nicht ausmachen? Wenn du immer nur denken darfst, aber niemals fühlen, wie es bei Kokabi der Fall ist? Wenn du andere Dinge zwar eigentlich könntest, es dir aber von irgendeiner geheimnisvollen Macht verboten wird, ohne Begründung, unter Androhung schrecklicher Strafen?« Ommo nickte. »Dann wird man sich sehr eingeengt vorkommen, das kann ich mir vorstellen.«

»Nicht nur eingeengt -regelrecht gefangen!« War das tatsächlich eine Träne in ihrem Auge? Sacht legt er seine Hand auf ihr Haar.

»Aber wenn sie in ganz Chaim herrschen, dann geht es doch allen so, nicht wahr?«

»Eben nicht!« rief sie und riß mit einem Ruck ihren Kopf beiseite. »Jax zum Beispiel scheint sich herausnehmen zu können, was er will - er kann alles, er darf alles, er tut alles! Das ist doch einfach ungerecht!« Aha! Da war wohl auch etwas Neid im Spiel, oder? »Dazu kann ich nicht viel sagen. Er hat die Schatten-Meister noch nie erwähnt.«

Blutmond nickte. »Ja, das glaube ich.« Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen. »Weißt du, was manche Leute von Jax behaupten?« Ommos Muskeln versteiften sich. Wenn sie jetzt wieder etwas Abfälliges über Jax sagen sollte...

Sie blickte ihn flehend an. »Ich kann nichts dafür, glaub mir! Aber sie sagen, daß Jax selbst einer der Schatten-Meister ist!« Entgeistert starrte Ommo das Mädchen an. Was waren denn das für neue Sachen? »J-Jax... ein Schat...-...ein Schatten-Meister?« stammelte er fassungslos.

Blutmond zuckte mit den Schultern. »Nur eine Vermutung. Vielleicht ist das ja auch nur der große Neid, ich weiß es nicht. Niemand weiß es. Jedenfalls hat der Krieg, auf den sich Salanda wohl gerade vorbereitet, bestimmt damit zu tun, daß irgend jemand seinen eigenen Machtbereich ausdehnen will.« Ommo dachte sorgfältig nach. Was Blutmond da gerade gesagt hatte, konnte bedeuten, daß eine Art Revolte gegen die Schatten-Meister im Gange war. Obwohl er von diesen geheimnisvollen Wesen bis vor wenigen Stunden noch nie etwas gehört hatte, flößte ihm der Gedanke eine unerklärliche Unbehaglichkeit ein.

»Du meinst, daß jemand sich gegen die Schatten-Meister auflehnen will?« fragte er vorsichtig.

Blutmond schüttelte den Kopf. »Nein, nicht direkt, das wäre auch der reinste Selbstmord. Aber vielleicht indirekt. Es ist im Prinzip ganz einfach: Wenn irgendein Magier zu Beispiel seinen Einflußbereich ausdehnen will, die Schatten-Meister jedoch dagegen sind, dann kann er immer noch einen Angriff eines anderen Zauberers provozieren. Verteidigen darf sich jeder, und wenn er dabei die Sphäre des Angreifers erobert, wird den Schatten-Meistern das zwar nicht gerade gefallen, aber sie werden es dulden.« Das war aber raffiniert! Die Angelegenheit wurde ja immer verwickelter! Ommo prüfte mit einem kurzen Blick den Kurs des Floßes. Dann blickte er wieder zu Blutmond hinüber. »Und du glaubst', daß so etwas gerade im Gange ist?«

»Mit Sicherheit.«

Ommo verstummte. Da hatte ihm Jax ja etwas eingebrockt! Wenn er nun bei Salanda genau in dem Augenblick eintraf, da der Krieg ausbrach, saß er wahrscheinlich auf ihrem Schloß fest und konnte versauern. Vielleicht hatte Jax ihn auf diese Weise loswerden wollen, um dabei gleichzeitig seine Hände heuchlerisch in Unschuld waschen zu können. Ja, das mußte es sein! Der alte Gauner hatte Ommo die ganze Zeit nur für seine eigenen Zwecke eingespannt. Da lag es nahe, daß er sich seiner jetzt auf eine Weise entledigte, die ihm bei Salanda wahrscheinlich sogar noch Sympathien einbringen würde.

Eine furchtbare Ahnung keimte in Ommo auf, doch er verdrängte sie sofort, weil er sich erst über einige andere, dringendere Dinge Gewißheit verschaffen mußte.

Das Bild des Kriegers, das er im schmeichelnden Teich gesehen hatte, kam ihm wieder in den Sinn. Was war das nur! für eine seltsame Schwäche gewesen, die den Barbaren so sehr gelähmt hatte, daß er sich nicht einmal selbst verteidigen wollte?

Am Ufer huschten Schatten vorbei, und Ommos Stimmung sank. Auf dem Floß war es plötzlich nur noch halb so gemütlich wie vorher. Ommo spürte, wie Blutmond näher rückte, und ihre warme Hand stahl sich in die seine. »Ommo?«

»Hm?«

»Magst du mich eigentlich?«

Ommo spürte, wie er errötete. Eine interessante Frage! Völlig wahrheitsgemäß antwortete er: »Ja. Ja, das tue ich.«

»Auch wenn ich... wenn ich vielleicht nicht das bin...« Sie biß sich auf die Lippen. Ommo starrte sie verständnislos an. Ein rasches, scheues Lächeln überzog ihr Gesicht. »Ich mag dich auch«, sagte sie dann. Ommo spürte, wie es ihm heiß ,den Rücken hinaufströmte. Verunsichert strich er ihr wieder sanft über die Wange, faßte neuen Mut - und drückte sie an sich. »Schön, daß du da bist«, murmelte er. Blutmond nickte nur stumm.

Eigentlich hatte Ommo geplant, daß sie während der Nacht abwechselnd am Ruder Wache halten sollten, um nicht vom Kurs abzukommen. Doch plötzlich war das alles nicht mehr von Bedeutung: Er spürte Blutmonds Nähe, ihre Wärme, ihren heißen Atem auf seinem Arm, und so blieb er sitzen und sagte nichts mehr.

So trieben sie auf ihrem Floß durch die Nacht, während sich über ihnen im endlosen Kreis die Sterne drehten.

V

Im Morgengrauen wachte Ommo von einem plötzlichen Rucken auf. Das Floß war anscheinend auf eine Sandbank aufgelaufen, doch im dichten Nebel, der über dem Fluß hing, war

nichts zu erkennen.

Blutmond schlief noch, den Kopf an seine Schulter gelehnt. Zärtlich löste er sich von ihr und stand auf. Seine Glieder schmerzten von der Feuchtigkeit, und er ließ die Arme kreisen, um sie wieder geschmeidig zu machen. Das Feuer war fast erloschen, und er brauchte eine Weile, bis er die Glut wieder entfacht hatte und sich aufwärmen konnte. Dann schritt er zum Ruder hinüber und begutachtete die Lage.

Solange die Nebelschwaden über dem Fluß hingen, konnten sie nichts unternehmen. Das Ruder schien intakt zu sein. Sehr beruhigend. Vergeblich versuchte er, ihre nähere Umgebung auszumachen. Auch vorne, wo das Floß sich verkeilt zu haben schien, war nichts zu erkennen. Das leise Rauschen der träge gewordenen Strömung wurde vom Nebeldunst noch weiter gedämpft.

Als er hinter sich ein Geräusch hörte und sich umdrehte, sah er, daß Blutmond sich aufgerichtet hatte und sich verschlafen die Augen rieb. Im Licht der gegen die Schleier ankämpfende Morgensonne bekamen ihre immer noch unscharfen Züge einen silbriggoldenen Glanz, der ihr eine fast überirdische Schönheit verlieh. Daran vermochte auch ihr vom Schlaf zerzaustes Haar nichts zu ändern.

»Guten Morgen«, sagte Ommo und legte einen der wenigen übriggebliebenen Holzscheite auf das Feuer. Wohligh warm züngelten die Flammen empor.

»Guten Morgen«, murmelte Blutmond und streckte sich.

»Komm ans Feuer, da ist es wärmer«, meinte Ommo überflüssigerweise, denn das Mädchen war bereits im Begriff, die Hände der flackernden Hitze entgegenzuhalten. »Frühstück gibt's allerdings keins.«

Ommo nestelte an seinem Gürtel, bis er einen kleinen, durchsichtig schimmernden Metallstab gefunden hatte. Er stellte sich breitbeinig an den Bug, konzentrierte sich und drehte sich siebenmal um die eigene Achse. Dann streckte er die Arme seitlich empor, bis sein Körper ein X bildete, und murmelte leise und kaum hörbar: »Weht, ihr Sylphen, fort von hier - treibt die Schleier aus der Luft.« Mit dem Stab zog er einen fünfzackigen Stern in die Luft und sprach die Formel: »Akanthos! Pakanthos!«

Ommo blieb einige Minuten reglos stehen, dann senkte er die Arme, verneigte sich und kehrte zu Blutmond zurück.

»Was war das?« fragte das vor dem Feuer kauernde Mädchen.

»Ach, nur ein kleiner Windzauber«, meinte Ommo mit gespielter Bescheidenheit. »Um den Nebel zu vertreiben.«

Blutmond schüttelte den Kopf. »Mir gefällt's hier.«

Eine seltsame Bemerkung! »Ein bißchen klamm, findest du nicht?« erwiderte Ommo und musterte das Mädchen scharf. Blutmond wirkte irgendwie traurig. »Stimmt etwas nicht?«

Blutmond starrte ins Feuer ohne zu antworten. Schließlich blickte sie ihm ins Gesicht. »Nein, es ist nichts.« Doch er wußte, daß sie log.

Dennoch konnte er ihr nicht böse sein. Während ihrer gemeinsamen Reise hatte er gelernt, nicht in sie einzudringen, wenn sie ihm etwas verschwieg, obwohl er genau wußte, daß dies vom magischen Standpunkt her unverantwortlich war. Was trieb ihn nur dazu, sogar die einfachsten Vorsichtsmaßnahmen zu mißachten, sobald es um dieses Mädchen ging? Ob sie ihn etwa verzaubert hatte? Ein absurder Gedanke! Andererseits...

Da zeigte sein Windzauber auch schon Wirkung: Eine leichte Brise erhob sich und strich ihnen kalt durchs Gesicht, schwoll an und begann tatsächlich, die Nebelschwaden flußabwärts vor sich hin zu treiben. Auch die Sonnenstrahlen gewannen nun an Kraft, und kurz darauf hatten sie einigermassen klare Sicht.

Das lenkte Ommo von Blutmond ab, denn jetzt mußte er sich als erstes um das Floß kümmern. Schließlich wußten sie immer noch nicht genau, worauf sie gestrandet waren, und man konnte nie wissen. Vorsichtig kehrte er zum Bug zurück - und blieb wie angewurzelt stehen.

Vor ihnen lauerte ein riesiges Flußungeheuer - ein dunkelbrauner Fleischkloß, der etwa sechs Fuß aus dem Wasser ragte und sie mit kleinen, roten Augen, die seitlich an seinem Kopf saßen, finster musterte. Seine tellergroßen Nüstern schnaubten, doch wenigstens hielt es sein Maul geschlossen. Noch.

Ommo wich zwei Schritte zurück und zückte seinen Zauberstab. Er hatte nicht die leiseste Ahnung, ob er damit etwas gegen das Monster ausrichten konnte, aber er mußte es wenigstens versuchen. Doch das Ungeheuer kam ihm zuvor. Es sperrte sein Maul auf, bleckte seine großen, gelben Zähne - und lachte.

Nun war Ommo vollends verwirrt. Blutmond war aufgesprungen und trat an seine Seite. »Wer bist du?« stammelte Ommo, den Blick auf das Ungeheuer gerichtet.

Das Monster legte die fleischige Stirn in Falten, als hätte es Mühe zu sprechen. »Eiiiiinn guuuuterrrr Frrrreuuuund«, dröhnte es dumpf.

Da hatte Ommo so seine Zweifel. Den Zauberstab abwehrbereit in der Rechten, entgegnete er: »Ich kenne dich aber nicht.«

»Doooochh, doooooch«, widersprach das Ungeheuer röhrend. »Geeehht jetzt aaan Laaaand.« Verblüfft starrte Ommo es an. »Warum das denn? Und wer bist du überhaupt?«

In seiner schwerfälligen Art teilte ihm das Monster mit, daß der Fluß, auf dem sie sich befanden, in einen gefährlichen See münde, in dem jedes Lebewesen unweigerlich untergehe, weil er ihm Kraft abziehe.

»Vampiiiiirsee«, beendete das Ungeheuer seine Warnung und schmatzte zufrieden.

Doch Ommo blieb skeptisch. »Du kannst mir viel erzählen«, erwiderte er.

»Bevor ich dir Glauben schenke, muß ich zuerst wissen, wer du überhaupt bist. Ich erkenne dich immer noch nicht, und...«

»Neeeiin?« rührte das Ungeheuer mit weit geöffneten Augen. Täuschte er sich, oder klang das tatsächlich ein bißchen höhnisch?

Plötzlich geschah alles völlig überstürzt: ein gleißender Blitz, eine Explosion, die Ommo und Blutmond von den Beinen riß und sie rücklings auf den Boden schleuderte, eine dichte, dunkelbraune Wolke, die sich über ihnen zusammenballte - und dann das häßliche Gesicht seines Meisters Jax, das ihn hämisch grinsend durch die Wolke hindurch anblickte und sich ebenso blitzartig wieder auflöste, wie es erschienen war.

Ommo war wie gelähmt und konnte nur unter Aufbietung seiner ganzen Willenskraft wieder aufspringend Das Ungeheuer war verschwunden!

Auch Blutmond erhob sich mühsam und schüttelte den Kopf, wie um ihn wieder freizubekommen. »Das war bestimmt eine Falle«, sagte sie. »Wir sollten nicht darauf eingehen und lieber weiter flußabwärts reisen.«

Inzwischen hatte sich das Floß wieder in Bewegung gesetzt. Anscheinend war es keine Sandbank, sondern das Ungeheuer gewesen, welches ihnen den Weg versperrt hatte.

Ommo fühlte sich leicht überfordert: Einerseits steckte ihm der Schreck noch in den Knochen, andererseits mußte er nun zum Ruder sprinten, um den Kurs der veränderten Strömung anzupassen - und außerdem war da noch die Entscheidung zu fällen, dem Rat des Ungeheuers zu folgen oder ihn, wie Blutmond vorgeschlagen hatte, zu ignorieren.

Den Rat des Ungeheuers? Nein, das stimmte ja gar nicht: Das Monster war nur eine Verkleidung gewesen, die Jax gewählt hatte, um ihm einen Schrecken einzujagen. Sehr passend, diese Maske! Ommo spürte, wie es in seinem Bauch vor Wut grollte. So sehr er Jax aus einer eigentlich völlig unverständlichen Treue heraus verteidigte, wenn andere ihn angriffen, so groß war sein Zorn auf den Meister, der anscheinend keine Gelegenheit ausließ, ihn zu demütigen.

»Fahren wir weiter!« rief Blutmond ihm zu. Sie stand am Bug des Floßes und begutachtete die Strömung. »Keine weiteren Hindernisse in Sicht.« Das Verzwickteste an der Sache war, daß sie durchaus recht haben konnte: Es war Jax zweifellos zuzutrauen, ihm auf seiner ohne-

hin nicht ungefährlichen Reise auch noch Fallen zu stellen. Und wenn er seinen Lehrling tatsächlich loswerden wollte, vielleicht weil er sich bei Salanda davon irgendeinen Vorteil für seine eigenen Machenschaften in dem bevorstehenden magischen Krieg erhoffte...

Andererseits hätte sich Jax dann auch nicht offenbaren brauchen. Er hätte eine etwas freundlichere Gestalt annehmen können, die Ominös Mißtrauen im Nu ausgeräumt und ihn mühelos in die Irre geführt hätte. Hm. Wenn sich Jax freilich gedacht haben sollte, und das war sehr wahrscheinlich, daß Ommo so denken würde, wie er es jetzt tat, hätte er das vielleicht mit einkalkuliert, um...

Ommo spürte, wie ihm der Kopf schwamm. Diese Angelegenheit wurde durch Nachdenken nur noch konfuser. So ging das nicht weiter! Er schüttelte heftig den Kopf. Mit seinem Verstand und seiner Vernunft allein würde er noch in einer Woche hier herumstehen und kein bißchen klüger sein. Er mußte es einfach wagen, sich auf sein Gefühl, seine Ahnungen zu verlassen. Auch wenn das hieß, sich gegen Blutmonds Rat zu stellen. Er riß das Ruder herum und steuerte das Ufer an.

Blutmond sah ihn entgeistert an. »Aber... aber...« stammelte sie, doch Ommo ignorierte ihren Protest. Er hatte sich entschieden, und daran war jetzt nichts mehr zu ändern.

Kurz darauf legten sie an und gingen an Land. Ommo verzurrte das Floß mit einer Liane an einem am Ufer stehenden Baum. Schmollend und stumm folgte Blutmond ihm landeinwärts, einen vorwurfsvollen Ausdruck in den Augen.

VI

Das Gelände war leicht hügelig, doch die Erdschwellen waren nicht sehr hoch, und schon bald standen sie auf dem Kamm einer Hügelkette. Offenbar hatte

Jax zumindest teilweise die Wahrheit gesagt: Etwa einen Stundenmarsch

entfernt erstreckte sich vor ihnen ein silbrig schimmernder See bis an den Horizont.

Das mußte natürlich nicht bedeuten, daß er wirklich so gefährlich war, wie sein Meister behauptet hatte. Aber Vorsicht war auf jeden Fall geboten.

Ommo entschied, bis ans Ufer des Sees vorzustößen, da er sich ohnehin auf ihrem Weg befand. Blutmond blieb stumm, und es schmerzte Ommo in der Seele, ihr wehgetan zu haben. Doch war jetzt keine Zeit für große Erklärungen.

Er spähte zum Himmel empor, um den Sonnenstand festzustellen. Hm, es mußte um die Stunde Nasnia sein, sie konnten es sich nicht leisten, jetzt zu trödeln, auch wenn es bis zum Schloß der Zauberin Salanda nicht mehr sehr weit sein mochte.

»Auf, auf, heute Abend ist der Tag vorbei«, sagte er mit gespielter Fröhlichkeit zu Blutmond, die ihm wortlos folgte.

*

Jax stand in seinem Zimmer überfeine Schale mit Wasser gebeugt. Jobab hielt draußen vor der Tür Wache, während der Zauberer den Rand der Schale mit feuchtem Salz bestrich. »Apage, apage«, murmelte er finster, und sein Gesicht hatte einen angespannten, konzentrierten Ausdruck.

Neben ihm auf dem Altar stand, auf einem kleinen Dreibein über einem Brandgefäß aus Messing, ein rauchender Glaskolben. Übelriechende Dampfschwaden durchzogen den Raum, und Jax mußte husten.

»So nicht, Salanda«, polterte er plötzlich. »So nicht!« Als der Salzring fertig war, schnippte

Jax mit den Fingern. Plötzlich entzündete sich eine schwarze Kerze und warf ihren flackernen Schein auf das Wasser.

Jax wandte sich von seinem Altar ab und setzte sich auf einen kleinen Holzschemel. »Hm«, brummte er nachdenklich. »Man wird sehen.«

*

Das Ufer des Sees war relativ kahl und sandig. Nur ein paar spärliche Sträucher wuchsen hier. Als er es genauer untersuchte, stellte Ommo fest, daß der Boden sehr salzig war. Hm, ob das wohl ein Salzwassersee war? Doch er wagte nicht, von dem Wasser zu kosten, denn wenn es ihm tatsächlich, wie Jax behauptet hatte, Kraft entzog...

Blutmond blieb stehen und blickte auf den See hinaus. »Schau mal, wie der schimmert!« sagte sie verträumt.

Ommos Augen folgten ihrem Blick. Es stimmte, der See sah aus wie aus flüssigem Silber. Das Licht der Sonne spiegelte sich in rissigen Wellen, die von einer leichten Brise träge emporgehoben wurden und sich eben so behäbig wieder senkten. Das Ganze erinnerte ihn an einen Spiegel, und seine Augen begannen schon bald zu tränen. Doch er mochte den Blick nicht von dem ungewohnten, herrlichen Anblick reißen und geriet gegen seinen Willen ins Träumen, bis er plötzlich ein Krächzen hinter sich hörte.

Ommo versuchte, sich nach dem Geräusch umzudrehen, doch es gelang ihm nicht. He, war er nun doch in eine Falle gelaufen? So sehr er sich bemühte, er konnte die Augen nicht von dem Silbersee reißen.

Gleichzeitig spürte er, wie ein leises Prickeln seine Haut überzog, ein leichter Sog zum See einsetzte, dessen silbernes Wasser ihn einzuladen schien, in ihm zu baden. »Komm doch, komm doch«, schienen die Wellen ihm plätschernd sagen zu wollen, und ein wohliges Gefühl durchströmte ihn warm und anheimelnd. Wenn er jetzt auch nur einen Schritt nach vorn tat...

Das Krächzen wurde immer lauter und zorniger. Ommo schüttelte den Kopf, konnte ihn aber noch nicht von dem Anblick des Sees abwenden. Er vermochte die Augen nicht mehr zu schließen. Nicht einmal zu Blutmond, die neben ihm stand, konnte er hinüberblicken.

Das entschied die Sache: Mit einer plötzlichen Willensanstrengung riß er beide Arme hoch und bedeckte seine Augen. Ja, das war das Richtige gewesen: Mit einem Mal ließ der Sog nach, und Ommo konnte den Kopf wieder abwenden. Dann schob er die Rechte über seine Augen und tastete mit der Linken nach Blutmonds Gesicht. Als er es gefunden hatte, unterbrach er auch ihren Blickkontakt mit dem See und riß sie herum.

Mit dem Rücken zum See stehend, wagte er es nun, die Augen wieder zu öffnen. Drei Schritte vor ihm hockte ein katzengroßer Rabe auf dem Sand und musterte ihn mit gelben Augen. Er stieß ein Krächzen aus, flatterte empor und flog ein Stück davon.

Ommo war unschlüssig, was sie tun sollten. Der Rabe kehrte zurück, krächzte zornig und floß erneut davon. Aha! Das Tier wollte also, da sie ihm folgten. Ommo nahm Blutmond bei der Hand und führte sie vom Ufer fort.

»Blick bloß nicht zurück!« warnte er sie. »Das ist wirklich ein Vampirsee.«

Blutmond sagte nichts.

Zufrieden, daß sie ihm folgten, flog ihnen der Rabe ein Stück voran, hockte sich auf einen Strauch, bis sie ihn erreicht hatten, und flatterte wieder krächzend davon. Fliegen mußte man können, dachte Ommo. Ob das mit Magie wohl ging?

Plötzlich blieb Blutmond stehen. Ommo drehte sich zu ihr um. Hinter ihr schimmerte der See, doch auf diese Entfernung konnte sein Anblick ihnen nichts mehr anhaben. »Was ist?« fragte Ommo.

Blutmond sah ihm in die Augen. »Ich muß dir etwas sagen.«

Eine furchtbare Ahnung überkam ihn, doch er kämpfte sie nieder. »Was denn?«

»Ich... ich wollte es dir schon letzte Nacht sagen«, stammelte sie, und Tränen traten ihr in die Augen. »Aber ich konnte es nicht. Aber je länger ich bei dir bleibe, um so mehr werde ich für dich zur Gefahr. Ich... ich bin... ich bin nämlich nicht wirklich.«

»Nicht wirklich was?« fragte Ommo verständnislos. Er wollte ihr mit der Hand über das Haar streichen, doch sie wich zurück.

»Ich bin nicht wirklich. Ich bin nicht ich, verstehst du nicht?« Ihre Gesichtszüge wurden von Augenblick zu Augenblick unschärfer, und Ommo legte beide Hände auf ihre Schultern, wie um sie daran zu hindern, sich aufzulösen.

»Wie meinst du das?« fragte er fassungslos.

Blutmond schüttelte den Kopf. »Das wirst du erst später verstehen. Ich...«

Sie schluckte. »...ich bin nur eine Illusion. Unwichtig.« Fast hatte er den Eindruck, als würde ihre Stimme leiser, als entferne sie sich von ihm, obwohl sie doch noch unmittelbar vor ihm stand und er sie berührte.

»Nicht wichtig? Weil du eine Illusion bist?« Ommo versuchte es mit einem matten Scherz.

»Aber am schmeichelnden Teich hast du selbst noch gesagt, daß auch Illusionen wichtig sind!«

»Du verstehst mich nicht.« Ihre Stimme klang jetzt unzweifelhaft brüchig und wurde tatsächlich immer leiser. Schon hatte er Mühe, ihre Umrisse zu erkennen. »Ich wollte dich nicht verlieren... ich... Folge dem Raben!«

Da war sie plötzlich verschwunden - wie vom Erdboden verschluckt! Oder genauer, wie zerrennen!

Ommotraute seinen Augen nicht. Er glaubte an einen Illusionszauber - hatte sie nicht selbst von einer Illusion gesprochen? - und untersuchte den Ort, an dem sie gestanden hatte. Ja, tatsächlich, da waren noch ihre Fußspuren im sandigen Erdreich zu sehen. Er lief zu einer Gruppe von Sträuchern, doch dahinter war auch niemand zu sehen. Verblüfft mußte er sich setzen. Was hatte das zu bedeuten?

Der Rabe kam angeflogen und setzte sich völlig unvermutet auf seine Schulter. »Krächz!« machte er nörgelnd. Ommo wandte ihm das Gesicht zu. Die gelben Augen des großen Vogels musterten ihn gleichzeitig kalt und ungeduldig. Wollte das Tier ihn antreiben, ihm zu folgen? Mit einem Schlag wurde es finster, und ein Donnergerollen erschütterte den Himmel. Die Erde bebte unter ihm, und Ommo sprang entsetzt auf. Die Sonne hatte sich erneut verfinstert! Das mußte Salandas Werk sein!

Geistesgegenwärtig griff er seinen Reisesack und holte eine seiner leuchtenden Münzen hervor. Er hielt sie dem Raben entgegen, der in ihrem Licht noch größer und unheimlicher wirkte als vorher. Der Rabe pickte prüfend mit dem Schnabel auf der Münze herum, dann nahm er sie auf und flatterte empor.

Ommo folgte dem immer winziger werdenden Lichtpunkt mit den Augen, bis der Vogel wieder zurückkehrte. Er hörte ein dumpfes, unterdrücktes Krächzen. Natürlich, der Rabe wollte vermeiden, daß ihm die Münze aus dem Schnabel fiel!

Ommo holte eine weitere Leuchtmünze hervor und machte sich auf den Weg. Eine leise Trauer um Blutmonds Verlust überkam ihn, doch der bebende Boden und das immer lauter werdendes Getöse in der Finsternis ließen ihm kaum Zeit zum Nachdenken. Manchesmal stolperte er über Geröll, und einmal wäre er fast in eine Grube gerutscht, die er zu spät erkannt hatte. So folgte er dem Raben mühsam, Blutmonds letzter Weisung gehorchend.

Was war nur mit diesem Mädchen losgewesen? Ommo spürte, wie seine Augen feucht wurden, und ärgerlich wischte er sie mit seiner freien Hand trocken. Das wäre ja noch schöner, einer Illusion nachzutruern, die ihn plötzlich und ohne jede Warnung im Stich gelassen hatte! Und doch wollte sein pochendes Herz nicht aufhören zu schmerzen.

VII

Nach einer Weile wurde es wieder hell - genauso plötzlich, wie zuvor die Finsternis eingesetzt hatte. Ommo blickte zum Himmel empor und sah die Sonne, die nun hoch am Firmament stand und strahlte, als hätte sie den ganzen lieben Tag lang nichts anderes getan. Merkwürdig, wie machte Salanda das bloß? Keine Wolke, die sich hätte vor die Sonne schieben können, kein schwarzer Dunstschleier - nichts. Von einem Augenblick zum nächsten absolute Finsternis oder strahlender Sonnenschein.

Ommo bückte sich, um sie aufzuheben, und sagte dabei: »Braver Vogel!« »Krächz!« machte der Rabe zufrieden und flatterte ihm wieder voraus. Ommo folgte ihm zögernd. Wie würde das alles noch enden? Blutmond war spurlos verschwunden, genauso plötzlich wie die Sonnenfinsternis, die ja sofort nach ihrem Verschwinden eingesetzt hatte...

Moment mal! Da bestand doch mit Sicherheit ein Zusammenhang! Blutmond hatte sich als Salandas magische! Verwandte bezeichnet, was immer das nun heißen mochte. Andererseits hatte sie sich selbst als Illusion entlarvt. Was konnte das bedeuten?

Ommo schüttelte den Kopf. Diese Reise wurde immer widersprüchlicher, und sein Verstand erwies sich zunehmend als untauglich, einen Sinn darin zu entdecken. Es waren einfach zu viele Unbekannte im Spiel: Er wußte nicht, ob Asmodi ihm die Wahrheit gesagt hatte und die Finsternis tatsächlich Salandas Werk war. Er wußte nicht, ob das, was Blutmond ihm über die Schatten-Meister berichtet hatten den Tatsachen entsprach. Er wußte nicht, was Jax mit ihm vorhatte. Er wußte nicht...

Er seufzte. Es schien, daß er überhaupt nicht viel wußte. Nun ja, das hatte Jax ihm ja auch ständig an den Kopf geworfen. Es war wohl besser, sich den naheliegenderen Problemen zu widmen.

Dieser Rabe, zum Beispiel: Wer war er, in wessen Auftrag führte er ihn - und vor allem, wohin führte er ihn? Der Verlust Blutmonds hatte tiefe Narben in Ommos Seele hinterlassen, da machte er sich nichts vor. Sein Verstand schlug munter Pirouetten und drehte sich wie ein Kreisel in seinem Kopf, ohne jedoch zu einem faßbaren Ergebnis zu gelangen. Worauf konnte er sich angesichts dieser Lage überhaupt noch verlassen? Seinem Meister war alles nur Erdenkliche zuzutrauen. Blutmond hatte sich als Illusion entpuppt. Angeblich bereitete Salanda einen Krieg vor, und er wußte nicht einmal, gegen wen. Dann war da noch dieser seltsame Rabe.

Systematisch ging Ommo auch noch alle anderen Wesen durch, mit denen er bisher zu tun gehabt oder von denen er gehört hatte. Asmodi, der Dämon, den Jax seinem Hausgeist Asmodel offenbar in Ommos Abwesenheit beschert hatte, wahrscheinlich um den Verlust seines Lehrlings wettzumachen, die mysteriösen Schatten-Meister, die angeblich alle Wesen in Chaim in enge Schranken verwiesen und damit ihre Unzufriedenheit heraufbeschworen.

Und schließlich der Zauberer Kokabi, der ebenfalls in diesem Zusammenhang erwähnt worden war, freilich von Blutmond, der vorgeblichen »magischen Verwandten« Salandas.

Ein wahres Sammelsurium von losen Fäden, die er in der Hand hielt, ohne daraus ein zusammenhängendes Muster weben zu können.

So verging die Zeit, während Ommo dem Raben folgte und nicht einmal seinen knurrenden Magen beachtete, den es energisch nach Nahrung verlangte. Das Gelände war gebirgig geworden, und der Anstieg war beschwerlich. Ommo kam erneut zu dem Schluß, daß er sich jetzt völlig aufsein Gefühl und seine Ahnungen verlassen mußte, weil er mit seinem Verstand allein nicht weiterkam. Dazu waren die Ereignisse einfach zu verwirrend.

Bald gelangte er in eine lange Schlucht, die sich zwischen zwei hohen Bergen schnurgerade durch das Gelände zog. Die Stunde Thamia hatte bereits angefangen, als er einige Beerensträucher entdeckte und Rast machte. Der Rabe hüpfte ungeduldig von einem Bein aufs ande-

re, flatterte krächzend umher und ließ sich wieder protestierend nieder.

»Nur nichts überstürzen«, murmelte Ommo mit vollem Mund.

Es war natürlich ein feiner Vorsatz, sich auf sein Gefühl zu verlassen - nur wie sollte er das anstellen, wenn ihm sein Gefühl keine Antwort gab? Aber was hatte er jetzt noch zu verlieren? Er befand sich in einer wildfremden, nicht ungefährlichen Gegend. Er hatte seine Begleiterin, in die er sich, das mußte er errötend vor sich selbst zugeben, ein wenig verliebt hatte, verloren. Sein Meister war wahrscheinlich zu seinem Gegner geworden und wollte ihn abschieben. Und er wußte nicht, was er bei Salanda wirklich sollte oder was sie mit ihm vorhatte.

Einen Augenblick lang dachte er daran, vielleicht umzukehren und Jax zu Hause zur Rede zu stellen. Doch da krächzte der Rabe plötzlich empört so laut auf, daß Ommo zusammenfuhr. Konnte dieses Tier etwa auch Gedanken lesen?

Ommo ließ es lieber nicht darauf ankommen und erhob sich wieder, um seinen Marsch fortzusetzen. Nach einer Weile erblickte er einen Berg am anderen Ende der Schlucht, auf dem ein Schloß stand. Das mußte Salandas Heim sein! Gut, nun würde sich bald herausstellen, was hier gespielt wurde. Sein Gefühl blieb nach wie vor stumm: Es bezog keine Stellung, und wenn es nach ihm allein gegangen wäre, hätte er ebensogut weitergehen, hier verweilen oder umkehren können. Er ging weiter.

Endlich, zur Stunde Abai, die Sonne senkte sich im Westen bereits ihrem nächtlichen Grab entgegen, war er am Ziel. Das Schloß glich eher einer Burg: hohe Mauern aus nahtlos aneinander gefügten Steinblöcken, mit Zinnen und Schießscharten bewehrt. Es war ein prachtvoller Anblick, vor allem, wenn man es mit der schäbigen Hütte verglich, in der Jax hauste. Die Sonnenstrahlen ließen es kupfern aufleuchten, und das mit Metall beschlagene Holztor mit seinen dicken Bohlen und reichem Schnitzwerk machte einen geradezu fürstlichen Eindruck. Der Rabe zog hoch über den Zinnen einen Bogen, krächzte befriedigt und flog gen Süden davon, ohne Ommo auch nur eines weiteren Blickes zu würdigen.

Am Tor hing eine mannsgroße Kupferscheibe, ähnlich jener, durch die Jax Ommo auf die Reise zu Salanda geschickt hatte. Auch diese war mit eingravierten Symbolen verziert und leuchtete verheißungsvoll. Ommo trat darauf zu und musterte sein Spiegelbild. Doch er kam nicht mehr dazu, es genauer zu betrachten...

Plötzlich riß ihn eine Kraft wie ein Strudel von den Beinen, wirbelte ihn in eine kupfern schimmernde Röhre hinein, und Ommo verlor das Bewußtsein.

Oder nur fast: Seltsame, mit Flügeln und Klauen ausgerüstete Wesen umflatterten ihn, bunte Lichtwolken ließen seinen Blick verschwimmen, eine herrliche, betörende Musik erklang, und Ommo hatte das Gefühl, daß ihm eine unsichtbare Gestalt mit sanften, hauchzarten Fingern über das Gesicht fuhr. Es lag eine Verlockung darin, der er kaum zu widerstehen vermochte, ein Reiz, sich einfach willenlos fallenzulassen, nicht mehr nach törichtem Zielen zu streben, zu vergessen, zu versinken. Nur noch Preisgabe, Wonne, Glückseligkeit...

Da riß ihn ein jäher Gedanke aus seinem Zustand: Er hatte Blutmond verloren und würde sie niemals mehr wiedersehen! Das genügte, um die Schemen und Phantome zu vertreiben. Doch als er die Augen öffnete, um sich wieder zu orientieren, blieb er wie gelähmt liegen.

Er befand sich in einer riesigen Prunkhalle, vor einem goldenen, ziselierten Thron mit prächtigen Edelsteinen kniend, auf dem eine Frau in einem grünen Schleiergewand saß, mit einer silbernen Krone geschmückt und mit langem, weichen, kastanienfarbenen Haar.

Kniend? Zornig sprang er auf und fuhr sie an: »Wo ist Blutmond?«

Im selben Augenblick bereute er auch schon sein voreiliges und törichtes Verhalten: Blutmond war fort, das wußte er, und diese Frau war wahrscheinlich Salanda, die er sich mit einem solchen tölpelhaften Benehmen nur verprellen konnte. Sicherlich würde sie ihm jetzt schlimmste Strafen auferlegen, denn Unhöflichkeit höhergestellten Magiern gegenüber galt in Chaim als etwas äußerst Fluchwürdiges. Die konnten sich nur Dämonen und Hilfsgeister

leisten, die es sowieso nicht besser wußten. Aber als Abgesandter und Lehrling eines großen Zauberers hatte Ommo sich an die Etikette zu halten. Doch die Frau lächelte ihn nur geheimnisvoll an, und ihre makellosen, weißen Zähne blitzten.

*

Jax kauerte vor einem seiner magischen Spiegel. Er war allein im Raum. Mit gerunzelter Stirn musterte er das Bild im Spiegel, dann stach er mit einem Messingstab in die grünlich dampfende Brühe, die neben ihm im Alchemistenkolben kochte.

Bunte Nebel schossen empor. Jax hob die Rechte mit dem Stab und zog einen großen Kreis in die Luft. In den Kreis hinein stach er seinen Messingstab, schlug drei Zaubersigillen und murmelte etwas vor sich, das so leise war, daß er es selbst kaum zu hören schien.

In den bunt aufleuchtenden Nebelschwaden blitzten Kraftströme auf. Plötzlich wurde Jax äußerst hektisch: Mit Hilfe seines Stabes lenkte er die gasähnlichen Kraftnebel zu Mustern um, umgrenzte sie mit Kreisen und Quadraten und schickte sie in den Spiegel, der sie mühe-los wie ein Schwamm aufsaugte. Gleichzeitig zog der Zauberer wiederum andere Leuchtfäden zu sich heran. Löste einige von ihnen auf und wiegte seinen Körper in Kauerstellung vor dem Spiegel hin und her.

Eine geflügelte Lichtgestalt mit wulstiger Unterlippe erschien im Spiegel, sprang hervor und baute sich vor dem Magier auf. Im Stehen war sie fast so groß wie der kauern- de Zauberer, und sie blitzte ihn mit frech funkelnden Augen an.

»Kann' s losgehen, großer Meister?« fragte sie in spöttischem Ton.

Jax feixte. »Gleich, Asmodi, gleich. Nur noch ein bißchen Kraft beimengen, damit die Sache etwas lebendiger wird.« Die Luft um seinen Körper begann zu vibrieren, und ein orangefar-bendes Flackern überzog ihn.

»Du weißt, was du zu tun hast?« fragte er mit leiser Stimme.

Asmodi verneigte sich. »Wie immer.«

Jax blickte ihn finster an. »Eben nicht wie immer!« raunzte er. »Das hier wird etwas ganz Besonderes!«

»Wie immer«, murmelte Asmodi grinsend, doch inzwischen hatte Jax seine ganze Magis in seinen Stab konzentriert und nahm ihn nicht mehr wahr.

Asmodi blickte zusammen mit Jax stumm in den magischen Spiegel. Dunkle Wesen umflat-terten plötzlich geräuschlos ihre Köpfe.

VIII

Ironisch lächelnd, hob die Frau auf dem Thron die rechte Hand. »Willkommen Fremder. Willst du dich nicht vorstellen?«

Ommo mußte seinen kochenden Zorn überwinden. Auf eine ihm völlig unerklärliche Weise konnte er nur noch an Blutmond denken, an jenes seltsame, sanfte Mädchen, in das er sich verliebt und das sich als Illusion herausgestellt hatte. Was war mit ihr geschehen? War er wirklich ein solcher Narr gewesen? Als er die hohen Wangenknochen und die blitzenden grünen Augen der Frau sah, ihre fein gewölbte Stirn und die blutroten, aber nicht zu fülligen Lippen, ihre schneeweiße Haut, das mit Goldborten verzierte Schleierkleid, das alles nur an-deutete, aber nichts preisgab - da war er davon gleichzeitig fasziniert und angewidert.

Mühsam schluckte er seine Wut herunter und verneigte sich, wie es Sitte war.

»Ehrwürdige Dame, ich bin Ommo, Lehrling des Zauberers Jax. Mögen die Geister euch gewogen sein.«

Sollte er sich für sein Verhalten entschuldigen? Nein, lieber nicht. Erstens würde das die ganze Sache nur noch peinlicher machen. Und zweitens war es ja auch nicht eben die feine Art gewesen, ihn völlig unvermutet mit Hilfe einer Spiegelfalle - denn nur darum konnte es sich bei der Kupferscheibe am Tor gehandelt haben - von den Füßen zu reißen und unvorbereitet ins Schloß zu befördern.

Ommo war davon überzeugt, daß die Zauberin bereits bestens über den Anlaß seines Besuchs informiert war, aber anscheinend legte sie Wert auf das diplomatische Protokoll. Nun gut, ein bißchen Höflichkeit konnte nichts schaden.

»Edle Herrin, mein Meister schickt mich zu euch, um euch ein Geschenk zu überbringen.«

Er nestelte am Verschuß seines Reisesacks und holte umständlich den eingewickelten Schaukristall hervor. Wie übergab man eigentlich am Hof einer fremden Zauberin ein Geschenk? Darüber hatte er sich noch gar keine Gedanken gemacht, und auch Jax hatte ihm keine Anhaltspunkte dafür mit auf den Weg gegeben. Hm. Im Zweifelsfalle waren Verneigungen immer das beste. Also machte er einen umständlichen Kratzfuß und streckte den Kristall der Zauberin entgegen.

Salanda nahm das Geschenk entgegen und legte es in ihren Schoß, wo sie es langsam auswickelte. Hatte sie eigentlich gar keinen Hofstaat? Dienstgeister, die ihr dergleichen abnahmen? Ommo musterte sie erwartungsvoll.

Leise nickend betrachtete die Zauberin den Schaukristall. »Ein wenig milchig, vielleicht...«

»Mein Meister meint, das müsse so sein«, warf Ommo hastig ein, um alle Verantwortung abzuschieben. Wenn Jax ihm womöglich zu allem Überfluß noch etwas Beleidigendes mitgegeben haben sollte...

Doch Salanda nickte verstehend. »Ja, das stimmt wohl.« Dann blickte sie Ommo ins Gesicht.

»Der gute alte Jax! Was der doch immer für Einfälle hat!«

Ommo schwieg. Was hätte er darauf auch erwidern können? Die Frau sprach ihm aus der Seele!

Salanda legte den Kristall behutsam auf einen kleinen Seitentisch, der zu ihrer Linken neben dem Thron stand. »Nun gut. Und was wünscht der gute alte Jax als Gegenleistung?«

Damit hatte Ommo nicht gerechnet. Salanda hatte recht: Unter Magiern war es nicht üblich, daß man Geschenke machte, ohne eine Gegenleistung dafür zu erhalten. Manche Leute hatten sich sogar darauf spezialisiert, anderen die unsinnigsten Gegenstände aufzunötigen, um sie sich zu verpflichten. Das galt zwar als schlechter Stil, aber da es noch viel schlechterer Stil gewesen wäre, ein Geschenk abzulehnen, kamen sie damit ganz gut über die Runden - bis ihre Opfer klug genug geworden waren, um sich ihrerseits mit nutzlosen Geschenken zu revanchieren.

»Äh... ich weiß nicht...«, stammelte er.

Salanda hob die Augenbrauen. »Du weißt nicht?« Sie erhob sich und stieg mit großer Anmut von ihrem Thron. »Typisch Jax«, murmelte sie.

Ommo wollte sie nun nach Blutmond fragen, doch mit einem plötzlichen, vernichtenden Blick ließ Salanda ihn verstummen. Sie wies ihm mit einer Geste, ihr zu folgen, was er auch zögernd tat.

Salanda führte ihn durch einen langen, niedrigen Gang, vorbei an einer Reihe von finsternen Gewölbekammern, die mit Gitter abgeriegelt waren. Erstaunlicherweise war alles blitzblank und sauber - ganz anders als bei seinem Meister Jax, der sich anscheinend nur in der Umgebung von Spinnweben und zollhohen Staubmassen wohl fühlte.

Schließlich gelangten sie an eine schlichte Holztür mit dicken Querbohlen. Salanda schnippte mit den Fingern, und die Tür öffnete sich lautlos. Daß diese Zauberer immer mit ihren »kleinen« Effekten prahlen mußten. Denn er war sicher, daß Salanda ihn damit nur beeindrucken

wollte, genau wie mit der Spiegelfalle vor ihrem Schloß.

Doch es sollte noch schlimmer kommen. Als er ihr durch die Türöffnung gefolgt war und die Augen hob, blieb er wie angewurzelt stehen. Das war ja die reinste Folterkammer!

Sie befanden sich in einem absolut schwarzen Gewölbe mit niedriger Decke. Der Steinboden war mit dichtem, grünen Flor bedeckt, und an den Wänden hingen alle möglichen Geräte: Zangen, Hämmer, Stangen, ein Helm mit grünem Scheitelschweif, Hellebarden, Trophäen von erlegten Tieren - und Ketten, Ketten und nochmals Ketten.

Alles war aus blitzblank poliertem Kupfer, das im magischen Licht der kupfernen Deckenleuchte gespenstisch und bedrohlich funkelte. In der Mitte der Kammer lag eine große, runde Kupferplatte von etwa sieben Fuß Durchmesser, deren Rand mit zahllosen Symbolen verziert war. Darauf stand ein roter, hölzerner Altar, der mit einem grünen Samttuch abgedeckt war.

Salanda drehte sich zu ihm um. »Nimm Platz«, sagte sie und wies auf einen bequemen, mit grüner Seide überzogenen Sessel, der unmittelbar neben dem Eingang stand. Ommo gehorchte, ohne nachzudenken. Ein seltsamer, undefinierbarer Duft schwängerte die Luft. Was war das nur? Etwas Heißes, Stechendes... Zypresse vielleicht?

Plötzlich trug Salanda ein über und über mit echten Perlen besticktes Seidengewand, schritt auf den Kupferkreis zu und riß mit einem anmutigen aber kraftvollen Ruck die Bedeckung vom Altar.

Ommo schaute gebannt zu. Auf dem Altar lagen verschiedene Gegenstände, konnte. Ein langes Schwert mit Stahlklinge und Kupfergriff war darunter, die er im plötzlich immer matter werdenden Licht nicht alle genau erkennen ein silberner Kelch, ein Kupferstab und andere glänzende, funkelnde Gerätschaften. Kupfer - die Zauberin schien eine Vorliebe für dieses Metall zu haben. Hatte Jax ihn deswegen durch ein kupfernes Tor treten lassen, als er ihn seine Reise beginnen ließ?

Doch Ommos Neugier vermochte seine immer größer werdende Sehnsucht nach Blutmond nicht zu überbieten. Erneut wollte er den Mund öffnen, um Salanda nach dem Mädchen zu fragen...

Plötzlich verfinsterte sich der Raum, und einen Augenblick lang war alles dunkel. Dann loderten sieben Feuer aus dem Boden in die Höhe, ringförmig den Kupferkreis einfassend. Salanda stand mit erhobenem Zauberstab vor dem Altar, und aus einem Räucheressel neben Ommo dampften plötzlich Rauchschwaden empor und umhüllten ihn.

Er unterdrückte einen Hustenreiz. Eine helle Glocke erklang, und das Geräusch versetzte Ommo in einen eigenartigen Bewußtseinszustand: Mit einem mal empfand er tiefes Verständnis für die Zauberin. Sicherlich wollte sie nur sein Bestes. Hatte sie ihn etwa nicht freundlich empfangen, ihm sogar seine Unhöflichkeit verziehen, ohne ein Wort darüber zu verlieren? War sie nicht wunderschön, noch viel schöner als Blutmond, die ihn so schnöde im unpassendsten Augenblick im Stich gelassen hatte? Wollte er nicht mit ihr...

»Nein!« schrie Ommoplötzlich und sprang mit gezücktem Stab auf. Er schlug einen Drudenfuß in die Luft vor seinem Gesicht.

»Apage, apage!« rief er, völlig außer sich, mit kraftvoller Stimme. »So nicht, Salanda! So nicht!«

Verblüfft hielt er inne. Was hatte er getan? Doch als er die Zauberin anblickte, spürte er, daß es wohl das Richtige gewesen sein mußte: Mit wutverzerrtem Gesicht musterte sie ihn, ihren Kupferstab noch immer halb erhoben. Ihre Lippen bebten vor Zorn, doch sie brachte kein Wort hervor.

Ommo atmete tief durch. Jetzt oder nie, das war ihm klar! »Salanda, ich bin in lauterer Absicht gekommen, und wenn du mich nicht ebenso lauter behandelst, werde ich dir das so schlimm vergelten, wie ich nur kann.

Er erkannte sich selbst nicht wieder: Er, Ommo, ein kleiner Zauberlehrling im dritten Jahr, wagte es, sich mit einer der mächtigsten Zauberinnen Chaims anzulegen! Doch es war irgend

etwas in seinem Inneren, eine Sehnsucht und ein unbändiges Verlangen, das ihn dazu trieb und keinen Aufschub mehr duldete.

»Ich weiß nun«, fuhr er fort, »daß du versucht hast, mich für deine Zwecke zu beeinflussen, mich dir gewogen zu machen. Aber dafür hast du die falschen Mittel gewählt, und wenn du damit fortfährst, magst du mich vielleicht mit deiner überlegenen Kraft töten, aber beugen werde ich mich dir nie!«

Salanda hatte sich wieder etwas gefangen. Sie richtet sich mit stolzer Bewegung auf und blickte ihn streng an. »Was willst du, Frechling?«

Jetzt war nicht die Zeit für große Etikette. »Wenn du meiner Dienste bedarfst, und warum solltest du sonst versuchen, mich dir gefügig zu machen, so will ich dich anhören. Allerdings nur unter der einen Bedingung: daß du mir nämlich verrätst, was mit Blutmond geschehen ist, meiner Weggefährtin und Freundin.«

»Freundin?« wiederholte sie ungläubig. Dann brach sie in schallendes Gelächter aus. »Ach so, ja, natürlich! Der Kleine hat sich verliebt!«

Doch Ommo blickte sie ungerührt an. Er war dieses ständige Katz-und-Maus-Spiel endgültig leid und wollte sich nicht schon wieder vom trügerischen Schein hereinlegen lassen. Sein Gefühl sagte ihm ganz deutlich, daß Salanda Angst hatte, die sie mit ihrem Lachen nur zu überspielen versuchte. Doch Angst wovor? Das mußte er unbedingt herausbekommen.

Salanda schien zu ahnen, wie es um ihn stand. Sie wurde wieder ernst. »Also gut, Ommo, laß uns Freunde werden. Ich gebe zu, daß es nicht die feine Art von mir war, zu versuchen, dich mit diesen Mitteln auf meine Seite zu bringen. Aber ich hatte keine andere Wahl. Ich will von jetzt an aufrichtig zu dir sein, und ich werde dir auch sagen, was mit Blutmond geschehen ist. Aber danach mußt du mich anhören - ohne jedes Vorurteil. Einverstanden?« Ommo traute ihrem plötzlichen Gesinneswandel zwar nicht ganz, mußte aber einwilligen. Er konnte sich ihrem Vorschlag jetzt schlecht entziehen, nachdem er selbst doch gerade ebendies gefordert hatte. Aber er beschloß, weiterhin auf der Hut zu bleiben und auf etwaige Fallen zu achten. Solange er nicht genau wußte, was hier eigentlich wirklich gespielt wurde, durfte er niemandem trauen.

»Sag mir nun, was Blutmond geschehen ist«, knurrte er. Es konnte nicht schaden, ein wenig Barschheit herauszukehren, denn er ahnte, daß Salanda in diesem Punkt noch verletzlicher war als er selbst.

Salanda legte ihren Stab auf den Altar, bedeckte diesen wieder mit dem grünen Tuch und verließ den Kreis. Sie setzte sich neben die andere Seite der Türöffnung auf einen Sessel, der Ommos eigenem Sitz aufs Haar glich, und Ommo nahm ebenfalls wieder Platz.

»Dann sprechen wir also zunächst einmal über Blutmond«, sagte sie, und Ommo konnte seine Aufgeregtheit kaum verbergen. Doch er blieb wachsam und hielt seinen Zauberstab abwehrbereit umklammert.

IX

»Blutmond war eine Illusion, das stimmt«, sagte Salanda. »Aber das ist nur die eine Seite der Medaille. Die andere ist: Blutmond bin, oder vielmehr war, auch ich.«

Ommo musterte sie scharf. »Das verstehe ich nicht.«

Salanda seufzte. »Es ist auch vielleicht ein bißchen schwierig. Betrachten wir es so: Ich habe einen Teil meiner Persönlichkeit in die Gestalt Blutmonds verlagert, sie war also Teil von mir.«

»Und wozu das Ganze?«

Salanda blickte ihn an. »Ich will aufrichtig mit dir sein. Ich wollte dich betören, dich für meine Sache gewinnen. Und«, sie lächelte unmerklich, »ich wollte mal sehen, wie sich das entwickelt. Blutmond hat dir von den Schatten-Meistern erzählt, die mir und den meisten Menschen in Chaim scharfe, enge Grenzen setzen. Ich hoffte, mit Hilfe dieser Illusion meinen Spielraum etwas erweitern zu können.«

Ommo runzelte die Stirn. »Inwiefern?«

»In deiner Gesellschaft war das durchaus denkbar, denn du unterliegst der Gewalt der Schatten-Meister nicht im gleichen Umfang wie ich.«

Erstaunt starrte Ommo sie an. »Ich... woher weißt du...«

»Doch, doch, es stimmt.« Sie nickte mehrmals heftig. »Ich weiß auch nicht, warum, aber ich weiß, daß es so ist. Jax hat es mir gegenüber angedeutet.

Und deshalb hat er dich auch zu mir geschickt. Damit du mir helfen sollst.«

»Davon hat er mir aber nichts gesagt!« protestierte Ommo. »Wenn ich das vorher gewußt hätte, daß ich in einen magischen Krieg verwickelt werden sollte...«

»Ganz genau!« unterbrach sie ihn. »Dann hättest du dich wahrscheinlich geweigert. Und deshalb hat Jax dich darüber auch im unklaren gelassen. Die Erschaffung Blutmonds war ein Versuch meinerseits, mich deiner Hilfe zu versichern.«

Ommo schüttelte den Kopf. »Da stimmt aber einiges nicht! Als wir am schmeichelnden Teich waren...«

»...da habe ich mich, in Blutmonds Gestalt natürlich, selbst erkannt. Du hättest es dir denken können.«

»Wieso? Ich dachte, der See zeigt jeden so, wie er sich sehen will?«

Sie lachte herb. »Natürlich, das stimmt zwar, aber es ist nur ein Teil der Wahrheit. Immerhin hat er dir doch auch deine Schwächen gezeigt, nicht wahr? Und hast du dich etwa so schwach und hilflos sehen wollen?«

Ommo wiegte nachdenklich den Kopf. Das war wirklich seltsam gewesen.

»Siehst du!« sagte Salanda triumphierend. »Und außerdem hast du mich noch gar nicht gefragt, welche Frage ich dem Teich damals gestellt habe.«

Ommo hob erwartungsvoll die Augenbrauen. »Nun?«

Salanda preßte die Lippen zusammen und wandte kurz ihr Gesicht ab- genau wie Blutmond es getan hatte, als sie hatte weinen müssen. »Ich habe den See gefragt, wie ich in Wirklichkeit bin.«

Ommo blickte sie entgeistert an. »Eine alte, runzlige Hexe? Mit Warzen?«

stammelte er. »Aber deine Haut ist doch glatt, rein, du bist schön...«

Sie winkte verächtlich ab. »Du verstehst wohl überhaupt nichts, wie? Der See hat mich gezeigt, wie ich in meinem innersten Wesen bin - und wozu ich einmal werden könnte, wenn sich nichts ändert. Das war meine Schwäche.«

Sie musterte ihn geistesabwesend, als sei er Luft. »Aber wer weiß«, fuhr sie murmelnd fort, »vielleicht sind ja gerade unsere Schwächen manchmal unsere Stärken.«

Ommos Gefühl sagte ihm, daß er! nicht weiter in sie eindringen durfte. Aber sein Verstand war noch nicht befriedigt. »Die Blutmünzen, die ich unterwegs am Strand gefunden habe, die Blutmond als deine Tränen bezeichnet hat...« Salanda lachte bitter. »Ja, die haben dir den Weg gezeigt, genau wie Jax es dir ja auch prophezeit hat.«

Aber was waren das für Tränen. Welcher geheime Kummer hatte die Zauberin dazu bewegt, so zu handeln! Nach seinen Erfahrungen mit Blutmond-Salanda war Ommo zumindest in einem Punkt klug geworden: Es hatte keinen Zweck, zu versuchen, ihr etwas über sich selbst zu entlocken, wenn sie es ihm nicht preisgeben wollte.

Jetzt war er in der Zwickmühle: einerseits der Schock, daß Blutmond nichts als Salandas Illusion gewesen war, andererseits seine ungebrochene, völlig irrationale Sehnsucht nach dem Mädchen. Und dann war da noch die Frage offen, wozu Salanda seiner eigentlich bedurfte.

Doch bevor er etwas sagen konnte, ergriff sie erneut das Wort.

»Ich kann dir nicht alles sagen, das darf ich nicht. Jax hat es mir untersagt, und er ist mächtiger als ich.«

Das war aber ein ungewöhnliches Geständnis!

Salanda legte ihre Hände aufeinander. »Nachdem es mir nicht gelungen ist, dich zu zwingen, muß ich dich bitten, mir zu helfen. Ich weiß, das ist jetzt ziemlich viel verlangt. Aber vielleicht wirst du mich verstehen.«

Täuschte er sich, oder hatten sich Salandas Gesichtszüge plötzlich ein wenig verschoben? Diese Unschärfe der Konturen, dieses mit einem Mal silbern gewordene, lange Haar, die großen, ausdrucksvollen Augen, blau wie ein See...

»Blutmond!« schrie Ommo, völlig außer sich und wollte auf sie zuspringen. Doch die Gestalt hob gebieterisch eine Hand und hieß ihn stehenbleiben. »Hör mich erst an! Dann kannst du dich aus freien Stücken entscheiden.« Ommo verharrte wie angewurzelt auf der Stelle. »Ja...«, stammelte er. »Sprich nur.«

Blutmond-Salanda starrte mit abwesendem Blick zum Altar hinüber. »Ich bin Salanda, die Zauberin des Gefühls. Meine Magie beruht nicht auf dem Denken, sondern auf dem Ahnen, dem Spüren. Man kann die Wahrheit der Dinge nicht errechnen, das ist eine Illusion. Man kann sie erspüren, kann sie in der Tiefe der eigenen Seele empfinden, und man kann mit ihrer Hilfe Dinge in Bewegung setzen, Illusionen erzeugen und Menschen betören. Aber man kann auch Gutes damit bewirken. Meine Magie ist die der Liebe, der Treue und Zuneigung, der edlen Werte.«

Ommo setzte sich unwillkürlich wieder auf seinen Platz. Die Worte der Zauberin hatten etwas Betörendes, Überzeugendes - ja, das war die Wahrheit, er spürte es genau. Das Gefühl war der Schlüssel zur Magie. Jetzt wußte er endlich, weshalb Jax ihn hierhergeschickt hatte - um die Magie des Gefühls am eigenen Leib zu erfahren.

Doch da regten sich auch schon wieder die Zweifel. War es wirklich so? Wollte Jax ihn nicht vielmehr in einen Krieg schicken, in dem er aus irgendwelchen unerfindlichen Gründen auf Salandas Seite kämpfen sollte? Und wer war Salandas Gegner? Was war mit den Schatten-Meistern, die... »Die Schatten-Meister haben mir befohlen, diese Wahrheit in Chaim kundzutun«, fuhr Salanda-Blutmond fort. »Doch unter einer Bedingung: daß ich mich ausschließlich der mir zustehenden Mittel bediene.« Plötzlich kehrte sie ihm das Gesicht zu, und er sah, daß sie langsam wieder zu der alleinigen Salanda wurde, wie er sie kurz zuvor noch erblickt hatte. »Mein großer Gegner ist Kokabi, der Magier des Denkens und des Wissens. Kokabi ist ein Scharlatan, Ommo. Er ist jemand, der mit ein paar Spitzfindigkeiten und Denkspielen die Leute davon überzeugt, daß er mächtiger ist, als es in Wirklichkeit der Fall ist. Er hat mich beleidigt, mich verhöhnt, mich vor meinen Lehrlingen lächerlich gemacht. Die Schatten-Meister meinen, daß er den Bogen langsam überspannt. Wenn ich jetzt nicht angreife, wird er es mit Sicherheit bald selbst tun, und dann weiß niemand, wie das ausgehen wird.

Du hast dich noch nicht bereits durch einen Pakt verpflichtet, nur eine Art der Magie bis zur Meisterschaft zu praktizieren, wie ich es getan habe - und deshalb bist du ihm auch Überlegen. Du brauchst ihn auch nicht zu töten. Du brauchst ihm nur einen Denkkzettel zu verpassen. Wenn du das nicht tust, wird er mich vernichten, und dann geht die Magie des Gefühls verloren. Ich muß ihn besiegen. Hilf mir!«

Ommo fürchte die Stirn. »Aber warum bedarfst du dann meiner Hilfe, wenn Kokabi nur vorgibt, ein echter Zauberer zu sein? Ich bin doch bloß ein kleiner Lehrling...«

»Aber verstehst du denn nicht?« Ihre Augen blitzten plötzlich auf und bekamen einen eifernen Ausdruck. »Du bist vollständig und nicht, wie ich und Kokabi, einseitig! Kokabi und ich können einander, wenn du so willst, zwar angeifern, nicht aber wirklich berühren. Unsere Sphären sind voneinander völlig abgeriegelt, und die wenigen Brücken, die es zwischen uns gibt, dürfen nur Wesen wie du überschreiten.

Mir sind die Hände gebunden. Aber du bist Lehrling des Zauberers Jax, den selbst die Schatten-Meister nicht gegen seinen Willen zwingen können. Er steht über uns - denn seine Magie beschränkt sich nicht auf einen Bereich allein.«

Tränen traten ihr in die Augen. »Glaub mir, es fällt mir schwer, so etwas zuzugeben. Meine Magie des Gefühls ist allen anderen überlegen, das weiß ich genau. Aber... aber...« Sie geriet ins Stammeln. »...aber die Schatten-Meister wollen das einfach nicht einsehen. Hilf mir, um Blutmonds willen. Hat sie dir nicht aufgetragen, dem Raben zu folgen, der dich zu mir geführt hat?«

Das war zwar nicht ganz logisch, leuchtete ihm aber auf unterschwellige Weise ein. Sein Verstand ahnte wohl, daß sie nun versuchte, seine Zuneigung zu Blutmond gegen die Bedenken seiner Vernunft auszuspielen. Aber es war schließlich Salanda selbst gewesen, die Ommo in Blutmonds Gestalt aufgetragen hatte, dem Raben zu folgen. Also war es nicht zulässig, den Schluß daraus zu ziehen...

Doch einmal mehr mußte er merken, daß er hier mit reiner Vernunft allein nicht weiterkam. Und außerdem war da noch die Verlockung, daß er Blutmond vielleicht doch noch 'wiedersehen würde, wenn er Salanda zu Diensten war...

Sie schien seinen Einwand vorausgeahnt zu haben, denn nun warf sie schnell ein: »Ommo, ich selbst bin Blutmond. Was du für mich tust, tust du auch für sie.« Sie hatte Mühe, die richtigen Worte zu finden. »Wenn du mir nicht hilfst, werde ich tatsächlich so werden wie die alte Hexe, die der Teich uns gezeigt hat. Alt, erfolglos, niedergeschlagen - und häßlich.

Hm. Kein sehr behaglicher Gedanke. Von seinem Gefühl, das auf Salandas Seite war, einmal abgesehen, kam Ommo zu dem Schluß, daß es für Chaim wahrscheinlich nicht sonderlich wünschenswert wäre, wenn Salanda dieses Schicksal erleiden sollte. Eine bösertige, verbitterte, alte Hexe konnte eine Menge Unheil stiften.

Vielleicht war dies auch der eigentliche Grund, weshalb die Schatten-Meister diesen magischen Krieg zuließen und indirekt sogar förderten. Wenn in Chaim Frieden walten sollte, mußten auch klare Verhältnisse herrschen - und das setzte paradoxerweise gelegentliche Kriege voraus, die über die wahre Machtverteilung entschieden.

Er rang sich zu einer Entscheidung durch.

»Also gut. Was soll ich tun?«

Salandas Augen leuchteten auf. »Du wirst ..?« Sie sprang auf, lief zu ihm herüber und umarmte ihn heftig. Unter ihren Küssen drohten ihm die Sinne zu schwinden - aber es war eine äußerst schöne, beglückende Erfahrung! Behutsam löste er sich nach einer Weile aus ihrer Umarmung.

»Es stimmt, was du vorhin gesagt hast, ich habe mich ein wenig in Blutmond verliebt.« Er legte nachdenklich die Stirn in Falten. »Vielleicht sogar mehr als nur ein wenig. Ich weiß zwar noch immer nicht so recht, was hier eigentlich wirklich gespielt wird, aber ich will dir glauben, bis ich eines Besseren belehrt werde.«

Salanda lächelte. »Das wird schon nicht passieren. Nach deiner Rückkehr wird dir Jax alles erklären.«

»Wenn ich überhaupt zurückkehre!« warf er in strengem Ton ein. Ein magischer Krieg war schließlich kein Kinderspiel!

Salanda nickte bedächtig. »Ja, es ist gefährlich, das stimmt. Aber du wirst es schon schaffen.« Sie nahm seine Hand und führte ihn zur Tür. »Ich werde dir sagen, was du tun mußt. Es dauert etwa eine Woche, dann ist alles vorbei.« Sie lächelte ihn an. »Und ich habe auch eine zusätzliche Belohnung für dich. Bevor du in den Kampf gehst, schenke ich dir einen Magnetstein, mit dem du alle Wesen anziehen kannst, die du dir dienstbar machen willst.«

Ein Magnetstein? Das klang verlockend. Ommo war nicht zum Schwärmen geboren: Er hatte sich zwar mit Blutmonds Verlust noch nicht abgefunden, aber er wußte, daß es keinen Zweck hatte, einer Illusion hinterherzutrauern. Diesen letzten Liebesdienst wollte er ihr noch erwei-

sen - und wenn dabei noch etwas anderes herausprang, war das auch kein Beinbruch. Eine höchst merkwürdige Entwicklung der Dinge! Mit forschem Schritt folgte er Salanda hinaus in den Gang.

Sieben Tage und sieben Nächte bereitete sich Ommo unter Salandas Anleitung auf das Angriffsritual vor. Er mußte fasten, stundenlange magische Formeln murmeln, eine ganze Nacht vor seinem mitgebrachten Schaukristall verbringen, bis ihm die Augen schwammen, erhielt Essenzen und Öle, mit denen er seinen Körper salben sollte, und kam, alles in allem, kaum zum Nachdenken. Gelegentliche Zweifel an der Richtigkeit seiner Entscheidung unterdrückte er, weil sie seine magische Konzentration gestört hätten. Zu gerne hätte er zwar gewußt, welches denn eigentlich der Fluch gewesen war, der auf Blutmond, Ihrem eigenen Bekunden zufolge, ruhte.

Aber Salanda duldete nicht, daß er sie nach persönlichen Dingen fragte.

Sie gab ihm kaum Instruktionen für das bevorstehende magische Gefecht, sondern ließ ihn alles, wie es ihrer eigenen Magie entsprach, unterschwellig auf der Gefühlsebene erahnen. Das hatte zur Folge, daß er zwar innerlich genau »wußte«, wie er sich zu verhalten hatte, es aber niemals hätte in Worte fassen können, wenn er es gewollt hätte.

Doch da er ohnehin kaum Zeit zum Nachdenken hatte, störte ihn das nicht weiter. Er hatte sich verpflichtet, ihr in Blutmonds Angedenken zu helfen, und dabei blieb es. Wenn er wollte, konnte Ommo sehr beharrlich, ja sogar stur sein, und das erwies sich nun angesichts der anstrengenden Vorbereitungen als wahrer Segen.

Dennoch machte er sich keine Illusionen über seine eigenen Fähigkeiten: Noch nie zuvor war ihm so schmerzlich bewußt geworden, wie wenig er eigentlich von Magie verstand. Jax hatte ihm das zwar immer wieder unter die Nase gerieben, aber das tat er bei jedem. Und außerdem war es nicht dasselbe, ob man so etwas selbst erkannte, oder ob ein ungeliebter Meister es einem als Vorwurf entgegenschleuderte.

Immerhin: Er mußte sich mit Kokabi anlegen, der zwar Salanda zufolge nur ein schlauer Scharlatan war, den Jax aber immer hoch eingeschätzt und respektiert hatte. Das war ein geradezu hoffnungsloses Unterfangen, und in den wenigen Augenblicken, da ihn Salanda nicht mit irgendwelchen Übungen und Ritualen auf Trab hielt, kam Ommo zu der Überzeugung, daß er in diesem Kampf mit Sicherheit unterliegen würde.

Doch versprochen war versprochen -und wenn andere, selbst große Zauberer, von Ehre nicht allzuviel halten mochten, Ommo jedenfalls wollte lieber Ehrenhaft untergehen, als in Schande sein Leben zu retten. Dieser ganze Krieg erschien ihm zwar immer noch als absurd, aber mit der Zeit trug Salandas Magie Früchte, und er machte sich keine Gedanken mehr darüber. Was geschehen mußte, mußte eben geschehen.

*

Schließlich war es soweit. Salanda kam in die kleine Kammer, die ihm als Unterkunft gedient hatte, und führte ihn in ihren Tempel. Auf dem Altar standen neben den üblichen Gerätschaften der milchige Schaukristall und eine kleine Messingpuppe. Davor lag ein rötlicher, herzförmiger Stein.

»Das ist der versprochene Magnetstein«, sagte Salanda. »Du brauchst ihn nur mit der rechten Hand zu reiben und dabei an ein beliebiges Wesen zu denken, dann wird es vor dir erscheinen. Am besten benutzt du dazu allerdings einen Kristall oder einen magischen Spiegel. Aber im Notfall kannst du auch ohne diese Dinge auskommen. Es wird sofort in Liebe zu dir entbrennen und dir solange gehorchen, bis du es entläßt.«

Ommo fragte sich insgeheim, ob Salanda einen solchen Stein vielleicht auch gegen ihn angewandt haben mochte, als er sich so plötzlich in Blutmond verliebte. Er hielt es aber für klüger, seinen Verdacht nicht laut auszusprechen. Er nahm den Stein auf, betrachtete ihn ein-

dringlich und verstaute ihn sorgfältig in seiner Gürteltasche.

»Bist du bereit?« fragte Salanda.

Ommo nickte kurz. Sie machte Anstalten, ihm einen Kuß auf die Lippen zu hauchen, aber er wies sie zurück. »Besser klaren Kopf behalten«, sagte er und hätte sich im selben Augenblick am liebsten auf die Lippen gebissen. Darum ging es ja gerade - den klaren Kopf hatte sein Gegner Kokabi, während er mit Salandas Gefühlsmagie arbeiten mußte. »Oder vielmehr ein klares Gefühl«, fügte er etwas lahm hinzu.

Salanda lächelte. »Wird schon klappen. Dann verlasse ich dich jetzt. Du weißt ja, was du zu tun hast.« Da war sie auch schon durch die Tür verschwunden, die sie sorgfältig von außen verriegelte.

Während seiner Vorbereitung hatte sie ihn mit ihrem Tempel vertraut gemacht und ihm einige ganz nützliche Dinge beigebracht. Ommo atmete tief durch, um seine Konzentration zu stärken, dann hob er die Arme und ließ mit einer Zauberformel gleichzeitig die Deckenlampe erlöschen und sieben kupferrote Feuer aus dem magischen Kreis emporlodern. Mit Salandas magischem Schwert zog er eine Leuchtspur in Form eines Fünfsacks durch die Luft und stach mit einem donnernden »Yodhevaueh!« einen Punkt in die Mitte.

Grün glühte das Pentagramm auf, und Ommo nahm die faustgroße Messingpuppe in die Linke, während er das Schwert ablegte, seinen eigenen Zauberstab in die Rechte nahm und in den Schaukristall starrte.

Mit einer fast beiläufigen Bewegung schwenkte er den Stab über den Weihrauchbrenner auf dem Altar. Sofort umhüllten ihn dicke Rauchschwaden von verdampfendem Mastix, Aloe und Wermut. Er stach mit dem Stab in die Herzgegend der Puppe und lenkte seine eigene Magis von der unteren Wirbelsäule zu seinem eigenen Herzzentrum empor.

Dann senkte er die Lider, bis seine Augen halb bedeckt waren, und begann einen monotonen Singsang.

*

Eine orangefarbene Wolke hüllte ihn ein, dann verzog sie sich, und er fand sich in einer grell leuchtenden Wüstenlandschaft wieder. Der Himmel war schwarz wie die Nacht, aber der Sand strahlte ein sattes, grellgelbes Licht ab, das ihn blendete, bis er eine grüne Stirnbinde aus seiner Tasche hervorholte und aufsetzte. Jetzt wurde das Licht einigermaßen erträglich.

Der Gegner lauerte hinter einer Strauchgruppe. Ommo hatte ihn zwar nicht gesehen, doch seine Intuition sagte es ihm mit untrüglicher Sicherheit. Er kauerte sich nieder und zog mit seinem Stab ein Dreieck in den Sand. Dann schlug er einen Schutzkreis und richtete sich auf. »Zu mir! Zu mir!« schrie er mit Leibeskräften.

Es war natürlich eine Finte: Während er dem Gegner drohend den Stab entgegenreckte, hatte er den linken Fuß leicht auf die Messingpuppe gestellt, die den Feind darstellte. Ommo ließ die Magis aus seinem Herzzentrum in den Stab schießen und jagte einen grünen Lichtstrahl auf das etwa achtzig Fuß entfernte Gebüsch.

Der Strahl ließ einen der Sträucher in Flammen aufgehen, und Ommo nahm seine Magis sofort zurück. Er mußte mit seinen Kräften haushalten. »Kokabi!« rief er. »Ich, Ommo, fordere dich im Namen Salandas zum Kampf heraus!«

Ein leises Rascheln in seinem Rücken. Doch Ommo ließ sich nicht ablenken. Wahrscheinlich hatte der andere einen Lautzauber aktiviert, um Ommos Konzentration zu brechen. Er vertraute auf seinen Schutzkreis, der jeden etwaigen Angriff aus den Hinterhalt vereiteln würde, und richtete einen starren Blick auf das Dreieck. Dann holte er mit der Linken eine Handvoll Weihrauch hervor, schleuderte ihn über die Grenze des Kreises hinaus in das Dreieck und entzündete ihn mit einem raschen Feuerstoß aus seinem Stab. Dichte Rauchschwaden quollen empor. Ommo murmelte eine Formel vor sich hin und schwankte mit halbgeschlossenen Au-

gen hin und her.

Ein jäher Blitz - da hatten die Rauchschwaden auch schon Gestalt angenommen: eine mannshohe, maskierte Figur, die in der Rechten ein glitzerndes Schwert trug.

»Ich beschwöre dich im Namen Adonais!« rief Ommo, doch da überstürzten sich plötzlich die Ereignisse.

Die Gestalt kauerte blitzschnell nieder und begann mit der linken Hand Sand auf die Linie des Dreiecks zu schaufeln. Das beunruhigte Ommo: So hatte er sich das nicht gedacht! Wenn es der Gestalt gelingen sollte, das Dreieck zu zerstören, konnte er sie nicht mehr bannen. Und dann würde sie womöglich sogar noch seinen Schutzbereich sprengen!

Er richtete seinen Stab auf den Unbekannten und stampfte gleichzeitig mit dem Fuß fest auf die Messingpuppe.

Der Schwertkämpfer sackte lautlos zusammen und krümmte sich am Boden. Doch mit maten Bewegungen versuchte er noch immer, das Banndreieck zu zerstören. Ommo ließ seinen Zauberstab einen Kraftstrahl hervorschießen...

...und wurde mit unbeschreiblicher Wucht zurückgeschleudert. Sein Gegner hatte sich blitzschnell umgedreht und den Strahl mit einem magischen Schild abgeblockt, den er auf seinen Rücken geschnallt trug.

Die Messingpuppe war schon fast im Sand verschwunden, und noch immer trat Ommo so fest zu, wie er nur konnte.

Der Maskierte rollte sich unter Schmerzen herum, löste aber gleichzeitig mit einer geschickten Bewegung die Riemen seines Schilds und ging dahinter in Deckung.

Ob der Schild ihn auch gegen die Puppe immun machte? Dann war Ommo verloren - er hatte es nicht gewagt, einen Schwert mitzunehmen, weil er mit dieser magischen Waffe noch nicht gut vertraut war. Das stand ihm als Lehrling auch noch nicht zu. Mit seinem Zauberstab allein konnte er anscheinend nichts gegen den Schild ausrichten, und wenn es dem anderen erst gelungen war, in seinen Schutzbereich einzudringen... Da sprang der Gegner auf. Noch immer war sein Gesicht von einer undurchdringlichen, orangefarbenen Maske verhüllt, was Ommo irritierte, weil er dadurch seine Augen nicht richtig beobachten und seinen nächsten Schlag nicht vorhersehen konnte. Ommo hatte sich inzwischen wieder breitbeinig aufgestellt und richtete den Stab nun mit beiden Händen gegen das Dreieck. Wenn er doch nur einen Zauber hätte, der ihm jetzt ein Schwert bescheren würde!

Doch der Gegner ließ sich nicht mehr beeindrucken. Jetzt schleuderte er mit seinem breiten Schwert Ommo Massen von Sand entgegen, die ihm schon bald die Sicht raubten.

Beine und Unterleib des Gegners waren nach wie vor ungeschützt, doch Ommo konnte nicht mehr richtig zielen. Er gab versuchsweise zwei, drei Kraftstöße aus seinem Stab ab und wich dann vorsichtshalber im Kreis zurück, um etwas Sicherheitsabstand zu gewinnen.

Der Maskierte schien noch immer damit beschäftigt zu sein, Sand zu schaufeln.

Eigentlich seltsam: Inzwischen hätte das Dreieck doch schon längst zerstört sein müssen! Wahrscheinlich wollte der andere ihm Sand in die Augen streuen. Aber solange er das versuchte, konnte er selber Ommo auch nicht richtig ausmachen, und so bückte Ommo sich ebenfalls und wühlte mit der Linken die Messingpuppe wieder aus dem Boden. Dann kniete er sich auf sein rechtes Bein, die Messingpuppe auf Augenhöhe vorgestreckt, den Stab mit der Rechten stoßbereit an die rechte Hüfte gelegt.

Das kam auch keinen Augenblick zu früh: Jetzt hatte der Maskierte seinen Schutzbereich vor dem Dreieck mit Sand zugedeckt und sprang ihn mit hoch erhobenem Schwert an. In der Staubwolke konnte Ommo seine Konturen nur schwach ausmachen, doch es genügte, um den Schwerthieb mit der Puppe abzufangen. Hart schlug Metall auf Metall, und die Funken stoben.

Im gleichen Augenblick stieß sein Gegner einen entsetzlichen Schrei aus, ließ sein Schwert fallen und taumelte zurück, die Rechte auf seine linke Schulter gelegt. Ommo begriff blitzar-

tig, daß sein Plan funktioniert hatte: Mit der Puppe hatte der Angreifer sich selbst getroffen, denn sie war in Kokabis Namen geweiht worden, und Messing war das Metall des Zauberers des Denkens.

Ommo zögerte nicht lange. Mit einem Satz sprang er auf den zu Boden gestürzten Gegner und wollte ihm die Maske vom Gesicht reißen. Doch der hatte trotz seiner Verwunderung einen Dolch gezückt und ließ ihn auflaufen.

Ein stechender Schmerz durchzuckte Ommos linken Arm, und er ließ die Puppe fallen. Als er die Finger der linken Hand bewegen wollte, um die Puppe aufzufangen, merkte er, wie sie lahm wurden und eine klebrige, warme Flüssigkeit aus der Unterarmwunde zu strömen begann: Blut!

Der Fremde wälzte sich mühsam auf die linke Seite, um ihn abzuschütteln. Doch Ommo legte ihm sofort den lahmen Arm auf die Gurgel und gab mit seinem ganzen Körpergewicht Druck. Verzweifelt versuchte er mit seinem Stab die Maske des anderen zu durchstoßen. Er war nicht mehr konzentriert genug, um seine Magis hervorschießen zu lassen, und nun begann der Fremde, mit seinem rechten Arm zu rudern, um ihm seinen Dolch in den Rücken zu stoßen.

Es war eine verzwickte Situation: Wenn Ommo den Dolcharm seines Gegners nicht abwehrte, würde der sein Ziel früher oder später geradezu zwangsläufig treffen. Andererseits blockierte dies seinen einzigen noch intakten Kampfarm. Zwar lag der Gegner auf seiner verwundeten Schulter, den Arm unter dem Schild eingekeilt. Aber das schuf nur einen Ausgleich, brachte Ommo jedoch keinerlei Vorteil.

Der Fremde bohrte sein Kinn in Ommos Unterarm und bäumte sich unter seinem Gewicht auf. Er war etwa so groß wie er selbst, hatte aber einen besseren Hebelpunkt. Ommo konnte auch nicht mehr aufspringen, weil ihm dies eine tödliche Blöße gegeben hätte.

Ohne nachzudenken, fuhr er mit seiner Rechten in seine Gürteltasche und fand das Gesuchte: den Magnetstein. Hastig fuhr er mit dem Daumen über den herzförmigen, roten Stein und konzentrierte sich dabei auf seinen Gegner.

Plötzlich erschlafften die Muskeln des Maskierten. Er ließ den Dolch mit dumpfem Aufprall auf den Sand fallen, legte den rechten Arm um Ommos Schultern und streichelte ihm den Hinterkopf. Die List hatte gewirkt!

Keuchend löste sich Ommo von dem anderen und erhob sich. Er durfte keine Zeit verlieren: Bevor er weiterkämpfte, mußte er erst wissen, wen er vor sich hatte. Es war höchst unwahrscheinlich, daß Kokabi persönlich zu diesem Kampf erschienen war. Wahrscheinlich hatte er sich, wie Salanda auch, eines Gehilfen bedient.

»Nun, wie steht' s?« fragte Ommo ächzend und hielt den Stab auf die Herzgegend des anderen gerichtet.

Die Gestalt massierte sich röchelnd den Hals und richtete sich auf. »Ich tue alles, was du willst. Ich gehorche. Ich habe keine andere Wahl, denn ich liebe dich wie einen Bruder.«

»Gut, dann nimm die Maske ab.«

Der Fremde zögerte. »Willst du das wirklich?«

»Los!« befahl Ommo. Er hatte keine Zeit zu verlieren, denn nun begann seine Wunde entsetzlich zu schmerzen.

»Also gut.« Vorsichtig hob der Fremde die Maske vom Gesicht.

Ommo taumelte zurück. Das... das... Unglaublich! Er fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen und die verschwitzte, sandüberkrustete Stirn.

»D-das... k-kann nicht sein!« krachte er heiser. »D-das... ist unmöglich!«

Das Gesicht, welches die Maske nun freigegeben hatte, war sein eigenes!

Plötzlich beugte sich der Fremde vor, ergriff blitzschnell seinen Dolch und sprang ihn an. Ommo stürzte rücklings auf den Boden, wehrte sich aber nicht, auch nicht, als der andere ihm die Klinge an die Gurgel legte und zudrückte.

Ein kurzer, stechender Schmerz - dann wurde es dunkel um ihn.

*

Es war um die Stunde Natalon. Am westlichen Horizont ging der sterbende Feuerball der Sonne unter, während im Osten der konkurrierende Mond blutrot aufstieg und mit wachsender Dunkelheit an Strahlkraft gewann. Ommo und Jobab kauerten mürrisch von der Schilfrohrhütte des großen Jax. Sie hatten allen Grund, geknickt zu sein, denn ihr Meister war soeben dabei, ihnen eine Standpauke zu halten.

»Auf Lehrlinge wie euch kann ich bequem verzichten!« bellte Jax, und sein spärlicher weißer Bart bebte und zuckte wild. Ommo blickte ihn an. »Das hatten wir doch alles schon einmal.« Jax zuckte zusammen, doch dann hatte er sich auch schon wieder gefangen. »Ich auch, mein Lieber, ich auch! Kein Tag, an dem meine magischen Spiegel richtig geputzt würden! Ich werden noch...«

Ommo erhob sich unwirsch. »Hört auf, Meister!« rief er mit fester Stimme, und Jax verstummte tatsächlich. »Den ganzen Tag habt Ihr mich auf die Folter gespannt! Ich will endlich eine Erklärung für die Dinge haben, die mir zugestoßen sind!« Wehmut überfiel ihn, als er an Blutmond dachte, und das erhöhte seinen Zorn nur noch. »Ich habe ein Recht darauf zu erfahren, zu welchen üblen Zwecken Ihr mich mißbraucht habt!«

Jax legte den Kopf schief und blickte Ommo unter seinen buschigen Augenbrauen finster und abschätzend an.

»So, so, der Herr Lehrling will frech werden!« knurrte er. »Und das, nachdem ich ihn aus der Patsche gerettet habe! Nachdem ich seine Wunden geheilt habe, die er sich durch seine eigene Dummheit zugezogen hat! Das ist also der Dank!«

Doch Ommo blieb ungerührt. »Wer hat mich denn überhaupt in die Patsche gebracht?« konterte er. »Ihr wart es doch, der...«

»Schon gut, schon gut«, brummte Jax. »Komm mit.« Und er verschwand wieder im Hütten-
eingang.

Jobab blickte ihm nach. »Aber daß du mir diesmal ein bißchen früher zurückkommst!« mahnte er Ommo scherzhaft.

Ommo lachte. »Keine Angst, Bruder! So schnell legt der mich nicht noch einmal rein. Außerdem ist der alte Knurrhahn ganz in Ordnung - wenn man weiß, was man von ihm will.«

»Mag sein«, murmelte Jobab ohne große Überzeugung. »Mir hat er gestern angedroht, mich allein in einem lecken Boot auf einem Vampirsee auszusetzen.« Ommo schüttelte grinsend den Kopf und betrat die Hütte.

Jax kniete vor einer hohen Messingkanne und schien mit einem Stock eine Flüssigkeit umzurühren. »Was willst du wissen?« fragte er, ohne den Kopf zu wenden.

»Alles«, sagte Ommo schlicht und setzte sich unaufgefordert auf einen der niedrigen Holz-
schemel, die vor dem Altar standen.

»Gar nicht unbescheiden, wie?« brummte Jax. Er stand auf und trat hinter den Altar, wo er sich auf seinen Thron plumpsen ließ. »Also gut, von mir aus.

Eigentlich ist ja alles sonnenklar aber wenn du zu blöd bist, um...«

»Meister!« sagte Ommo und blickte Jax streng an. »Lenkt nicht vom Thema ab! Ich weiß zwar, daß ich mit meiner Mission gescheitert bin und den Kampf verloren habe...«

»Gar nichts weißt du!« Jax' Augen funkelten, aber um seine Lippen spielte ein leises Lächeln. »Du bist nicht gescheitert, weder mit deiner Mission, noch im Kampf. Du hast vielmehr eine Einweihung bestanden. Traurig genug, daß man dir das erst noch erklären muß!«

Ommo starrte ihn fassungslos an. Wollte Jax sich etwa über ihn lustig machen?

»Nein, dafür ist mir meine Zeit zu schade«, sagte Jax, als hätte er seine Gedanken gelesen.

»Paß auf: Ich habe dich zu Salanda geschickt, weil die etwas von Gefühlsmagie versteht. An-

sonsten ist zwar nicht allzuviel mit ihr los, aber auf ihrem Gebiet ist sie nicht schlecht.« Aus Jax' Mund kam das schon einem Ritterschlag gleich. »Sie sollte dir die Magie des Gefühls beibringen, weil du viel zu verkopft bist, mein Lieber, zu skeptisch veranlagt!« fuhr der Magier fort. »Man kann eben nicht alle Dinge nur mit dem Verstand erklären.«

Ommo sperrte den Mund auf, doch Jax bedeutete ihm mit einer unwirschen Geste zu schweigen.

»Ziel war es nicht, daß du nun einseitig zum Gefühlsmagier wirst, denn Einseitigkeit ist gerade Salandas Problem. Aber das hast du auch ganz gut geschafft.«

Ommo schwirrte der Kopf. »Können wir das vielleicht mal etwas systematischer abhandeln?«

Jax lächelte. »Jetzt willst du wissen, was mit Blutmond los war, welcher Fluch auf ihr lag und gegen wen du in Kokabis Reich eigentlich gekämpft hast, stimmt' s?«

Ommo nickte und murmelte: »Ja, und wer die Schatten-Meister sind.« Doch Jax tat, als habe er ihn ja nicht gehört. Er strich sich mit seinen spindeldürren Fingern durch den schütterten Bart. »Blutmond war Salandas Schattenseele. Das ist nicht ganz dasselbe wie eine Illusion. Man könnte sagen, es ist eine Art 'wahrer Illusion'. Das heißt, daß sie zwar unstofflich war, in ihrem Wesen aber nicht von Salanda verschieden sein konnte. Ihr Fluch bestand darin, daß sie nicht allein sein konnte. Deshalb hat sie sich auch an dich gehängt und hätte dich am liebsten nicht mehr gehen lassen. Zum Beispiel wäre es ihr wahrscheinlich lieber gewesen, wenn du mit ihr zusammen im Vampirsee versunken wärest. Ein Glück für dich, daß ich einen schützenden Salzzauber über den See verhängt habe und rechtzeitig als Rabe aufgetaucht bin!«

»Aber... aber...«, stammelte Ommo. Jax nickte. »Ich weiß, es ist hart für dich. Du hast sie geliebt und tust es womöglich immer noch. Aber das ist die nächste Prüfung: Du mußt feststellen, inwieweit deine Liebe zu ihr nicht selbst Illusion ist. Danach kann man weitersehen. Salanda ist nicht gerne einsam, und wenn du erst einmal ein richtiger Zauberer geworden bist, so in ein- bis zweihundert Jahren...« Jax keckerte. »Aber Spaß beiseite. Vergiß nicht, daß Sehnsucht die erste Falle eines jeden Magiers ist. Sie verschleiert einem den Blick, und fast wärest du ihr selbst zum Opfer gefallen. Die Magie des Gefühls beruht darauf, die Sehnsucht der Menschen auszunutzen, um sie sich gefügig zu machen.«

Jax erhob sich und nestelte an seinen Augenbrauen herum. Dann legte er die Hände auf den Rücken und schritt gebeugt hinter seinem Altar auf und ab, ohne etwas zu sagen.

Ommo überlegte sich, daß er wohl noch viel härter an sich arbeiten mußte.

Das mit Salanda hätte wirklich leicht ins Auge gehen können! Ohne seine Sturheit und Widerstandskraft hätte sie mühelos einen Leibsklaven aus ihm machen können.

»Natürlich ging die ganze Sache nicht völlig reibungslos ab, das tut Magie ja so gut wie nie«, fuhr Jax fort, ohne stehenzubleiben. »Salanda war zwar in meinen Plan eingeweiht, dich in Gefühlsmagie ausbilden zu lassen, aber sie selbst war es, die bestimmen durfte, aufweiche Weise dies geschehen sollte.

Es lag nahe, daß sie dich gegen Kokabi ins Feld führen wollte, denn als reine Gefühlsmagierin ist sie unfähig, seine Sphäre auch nur zu betreten, wenn er es nicht zuläßt. Aber du stammst aus einem anderen Reich, nämlich aus meinem, und ich habe stets versucht, bei deiner Ausbildung jegliche Einseitigkeit zu vermeiden.

In gewissem Sinne sind sowohl Salanda als auch Kokabi unvollständig, keine ganzen Menschen. Sie verstehen viel von ihrem Gebiet, aber alles, was darüber hinausführt, ist ihnen fremd und unverständlich. Daran wird sich so bald wohl auch nichts ändern. Aber man darf sie deswegen nicht unterschätzen, das wäre ein großer Fehler. In ihrem Rahmen sind sie beide äußerst flexibel und schlagkräftig.«

Ommo schüttelte verwirrt den Kopf. »Aber dieser Krieg gegen Kokabi...«

Jax hob die Hand. »Warte! Salandas Krieg gegen Kokabi verfolgte zweierlei Ziele: Zum ei-

nen wollte sie mit deiner Hilfe den Versuch wagen, ihren Einflußbereich auszudehnen. Das hatten die Schatten-Meister ihr auch erlaubt. Nur brauchte sie dafür jemanden wie dich, der sich noch nicht einseitig durch einen Pakt der Gefühlsmagie verschrieben hatte. Das ist nämlich die ganz große Gefahr bei solchen Dingen: Sobald man den Pakt unterschrieben hat, hängt man an der Angel und darf nichts anderes mehr tun. Es ist ein Spiel mit dem Feuer.«

Jax schob nachdenklich die Unterlippe vor.

»Und der zweite Grund?« fragte Ommo.

Der alte Zauberer blickte gedankenverloren zu ihm auf. »Wie? Ach so, ja, der zweite Grund. Nun, ein angehender Zauberer kann sich nichts sehnlicher wünschen, als immer mindestens ein bis zwei magische Kriege laufen zu haben.«

»Wieso das denn?« fragte Ommo entsetzt.

Jax grinste. »Weil das wachhält und die Sinne schärft! Dann kannst du es dir nämlich gar nicht erlauben, schlampig zu werden! Verstehst du jetzt, weshalb ich so ein Aufhebens darum mache, daß ihr meine magischen Spiegel putzt, obwohl das genausogut von Asmodel oder seinem neuen Diener, Asmodi, erledigt werden könnte?«

Ommo konnte nur noch staunen. Das stellte die Sache ja plötzlich in einem völlig anderen Licht dar!

»Und außerdem lernt man ein fremdes, neues magisches System immer dadurch am besten kennen, daß man es gleich im Kampf einsetzt«, fuhr Jax fort. »Insofern war es ein geschickter Schachzug Salandas, das Notwendige mit dem Nützlichen zu verbinden.

Übrigens war das auch ihre Gegenleistung für mein Geschenk. Das war übrigens ein echter Kampfkristall. Wenn man in ihn hineintritt, wird man sofort gestärkt. Und dabei kann man ihn auch noch wie einen ganz gewöhnlichen Schaukristall benutzen. Sehr praktisch.«

Jax nahm wieder auf seinem Thron Platz. Kokabi ging es natürlich nicht viel anders. Er wollte zwar überhaupt keinen Krieg mit Salanda, in diesem Punkt hat sie etwas geflunkert. Um ehrlich zu sein, es hat mich eine ganze Stange an Versprechungen und Drohungen gekostet, Kokabi dazu zu bringen, mitzuspielen. Der Kerl verkauft noch seine eigene Großmutter, wenn sie einer haben will.

Na ja, Salanda ist dann auch wirklich nicht gerade zimperlich mit ihm umgesprungen. Ein Magier des Denkens liebt es natürlich hell und voller Licht, und wenn man dem dann ein paar Sonnenfinsternisse vorsetzt, dann weiß er auch, was die Stunde geschlagen hat. Schließlich hatten wirb ihn endlich überzeugt. Er war aber auch nicht so dumm, persönlich gegen ihren Söldner, also dich, zu kämpfen. Deshalb hat er dann einen Doppelgänger von dir vorgeschickt.«

»Aber meine Schwäche, die ich im schmeichelnden Teich vor Augen geführt bekommen habe«, warf Ommo ein, »das war doch so etwas wie eine Prophezeiung...«

»Stimmt genau«, meinte Jax nickend. »Dieser Doppelgänger war nämlich deine eigene Schattenseele. Erinnerst du dich noch, wie du während deiner siebentägigen Vorbereitungszeit bei Salanda alle Zweifel und Bedenken deiner Vernunft niedergekämpft hast?«

Ommo nickt verlegen. Das war wirklich kein Ruhmesblatt gewesen! Er hätte mehr auf der Hut bleiben sollen.

»Es ist dir nur deshalb gelungen, weil sich deine Schattenseele durch Blutmonds Liebeszauber von dir gelöst hatte und zu Kokabi übergelaufen war. Na ja, sagen wir mal, daß sie übergelaufen wurde.«

»Dabei habt Ihr wahrscheinlich fleißig nach geholfen?« fragte Ommo.

Jax nickte grinsend. »Kann man so sagen, ja. Du warst so sehr damit beschäftigt, dich zu rechtzufinden, daß wir leichtes Spiel hatten. Das geschah am Vampirsee, als deine Widerstandskraft gerade hübsch angeknackst war.

Aber das wirst du noch verstehen lernen: Eine Schattenseele ist etwas, von dem wir nicht unbedingt immer etwas wissen/Nachts, während wir schlafen, geht sie zum Beispiel auf die

Reise und bringt uns ihre Erlebnisse als Träume zurück und so weiter. Nur weiß das kaum einer, und deshalb vermissen die meisten Menschen sie auch nicht. Es spricht für Salandas hohen Einweihungsgrad, daß sie bewußt mit ihrer eigenen Schattenseele operieren konnte. Jedenfalls hat Kokabi diese Schattenseele als deinen Doppelgänger ins Feld geführt. Du hast also in Wirklich gegen dich selbst gekämpft! Ohne es zu merken!« Jax bekam einen Lachanfall und schlug sich dabei mit beiden Händen auf die Knie.

»Aber... aber der Magnetstein, erst hat er funktioniert, und dann...«, stammelte Ommo völlig verwirrt.

»Der Magnetstein wirkt auf der Grundlage der Illusion: Solange man den anderen für ein anderes, von einem selbst getrenntes Wesen hält, geht alles klar. Doch sobald man erkennt, daß man es eigentlich mit sich selbst zu tun hat...« Jax schnippte mit den Fingern. »Paff! Ist der Spuk vorbei.«

»Hm«, machte Ommo. »Dann bestand meine Schwäche also darin, daß ich nicht gegen mich selbst kämpfen wollte?«

Jax' Miene wurde ernst. »Genau, und deshalb hast du deine Einweihung auch so hervorragend bestanden. Denn ein Magier, der in sich selbst zerrissen ist, geht unter. Das hast du genau gespürt und gefühlt, obwohl dein Verstand es anders wollte.

Und es wäre besser gewesen, von der Hand deines Doppelgängers zu sterben, als ihn umzubringen. Obwohl er dich scheinbar angegriffen hat, nachdem du dich nicht mehr wehren mochtest, war es in Wirklichkeit deine Schattenseele, die sich wieder mit dir vereinen wollte, nachdem du sie mit Hilfe des Magnetsteins aus Kokabis Bann befreit hattest. Und nachdem ich dich danach zurückgeholt hatte, habe ich dich schnell von deinen Wunden geheilt. Nein, du hast dich schon recht wacker geschlagen, das muß man sagen.«

Er lächelte. »Soviel Lob hast du in deiner ganzen Lehrzeit noch nicht von mir bekommen, stimmt' s?«

Da war was dran! Ommo schluckte. »Da werde ich wohl noch lange drüber nachdenken müssen.«

»Kann nicht schaden«, meinte Jak achselzuckend. »Aber das kann man von einem Schatten-Meister ja auch erwarten.«

»Von einem Schatten-Meister?« fragte Ommo verblüfft.

Jax wurde rot im Gesicht und starrte ihn ungläubig und ungeduldig an. »Ja, was glaubst du denn, wer du sonst bist?«

*

Ommo kauerte vor einem flackernden Feuer, er war allein. Jax hatte Jobab aufgetragen, frisches Wasser zu holen, und der hatte murrend eingewilligt, obwohl es mitten in der Nacht war. Anscheinend hatte der Meister Ommo Gelegenheit geben wollen, allein zu sein und das Erfahrene und Erlebte zu verdauen.

Sie selbst waren also die Schatten-Meister - Jax, und Jobab, dem er das jedoch noch nicht verraten durfte, das Versprechen dazu hatte Jax ihm unter den wüstesten Drohungen abgerungen, und schließlich Ommo selbst. Ein Schatten-Meister war ein vollständiger Mensch, einer der es verstand, auf mehreren Ebenen gleichzeitig zu leben und zu handeln, zu denken und zu fühlen, einer, der nicht einseitig war und all jene armen, bedauernswerten Geschöpfe in ihre Schranken verwies, die meinten, sie seien im Besitz der alleinigen Wahrheit.

»Die Welt ist bunt«, hatte Jax zum Abschluß ihrer Unterredung gesagt. »Viel bunter, als jeder Maler sie nur malen konnte. Es gibt nicht nur die Magie des Gefühls oder den Zauber des Denkens - es gibt die eine großartige, alles umspannende Magie, und wer das nicht erkennt, der bleibt auf halbem Wege stecken. Und wenn du auch zehnmal weniger von Gefühlsmagie verstehen magst als Salanda - in diesem einen Punkt bist du ihr überlegen. Denn du kannst

dazulernen, kannst dich weiterentwickeln, wenn du willst.« Der Meister hatte noch einmal gelächelt, und es war etwas wie Zärtlichkeit in seinen Worten gewesen:

»Solange du dich nicht voreilig und ausschließlich einer einzigen Sache verschreibst, kannst du sogar Zauberinnen wie Salanda in ihre Schranken verweisen. Alles geschieht nur, weil du es so willst.

Aber das zu erkennen, und damit schließlich sogar umzugehen, dazu wirst du ein ganzes Leben benötigen.«

Und dann hatte Jax etwas gesagt, was Ommo wie ein Schlag getroffen hatte: »Ich bin selbst erst am Anfang, glaube mir.«

So war das also: ein Leben lang lernen, daß man selbst Herr seines Lebens war, daß nichts zufällig geschah, daß man kein Spielball fremder Schicksalsmächte war. Die Schatten - die waren das Schicksal, aber der Meister war er selbst.

Er konnte nicht einmal auf Jax mehr böse sein, denn wenn man die Sache zu Ende dachte, war es es ja selbst gewesen, der die ganze Zeit die eigentlichen Fäden in der Hand gehalten hatte - leider ohne darum zu wissen. Hm. Ein wirklich gewaltiger Gedanke. Ommo beschloß ihm nachzugehen. Aber natürlich nicht ohne die gebotene Skepsis!

Die Zauberprobe

I

Es war um die Stunde Thanu, und die Sterne flackerten fröhlich am Himmel wie silberne Nadelköpfe, die an der inneren Wölbung einer schwarzblauen Samtkuppel hingen. Ein milder Wind ließ das spärliche Gestrüpp rascheln. Auch die Flammen des kleinen Feuers züngelten freundlich in der Nacht empor und ließen die Schatten über die Gesichter der drei Männer huschen. Ein idyllischer Anblick - doch die Stimmung der drei war alles andere als fröhlich und friedfertig.

Jax der Zauberer stocherte wortlos und mißmutig mit einem Stock in den verkohlten Holzscheiten herum. Jobab starrte finster und reglos in die Flammen. Nur Ommos Gesicht wirkte bewegt. »Muß das denn sein?« Seine Augen schimmerten.

Jobab wandte ihm stumm das Gesicht zu. Sein Blick schien zu sagen: »Da fragst du noch?« Doch es kam kein vernehmbares Wort über seine Lippen.

Jax hob die Augenbrauen und schielte Ommo von der Seite her an. »Laß ihn in Ruhe«, knurrte er, aber es klang nicht wirklich unfreundlich.

Jobab fuhr herum. »Laßt Ihr ihn gefälligst in Ruhe«, fauchte er den Meister an, »er kann sagen, wozu er Lust hat, und Ihr habt es ihm nicht zu verbieten!«

Jax ließ den Stock fallen und klatschte begeistert in die Hände. Die dünnen Finger des alten Mannes warfen langgezogene, spinnenartige Schatten auf den Boden. »Bravo!« rief er. »Bravo! Jetzt hast du es in zwei Tagen schon auf ganze zwei Sätze gebracht! Gratuliere!«

Er schloß die Augen und zupfte an seinem langen weißen Bart. »Ich höre auf und gehe«, näselte er, Jobabs Stimme ungeschickt imitierend, und: »Laßt Ihr ihn gefälligst in Ruhe, er kann sagen, wozu er Lust hat, und ihr habt es ihm nicht zu verbieten. Immerhin eine beachtliche Steigerung von fünf auf einundzwanzig Wörter!«

Jobab ballte die Faust, doch Ommo berührte seinen Oberarm. »Nicht«, sagte er leise. »Er will dich doch nur reizen, und das würde alles nur noch schlimmer machen.«

Jax schüttelte den Kopf und erhob sich ächzend. Als er sich aufgerichtet hatte, beugte er sich noch einmal vor, um seinen Stock aufzuheben. Schließlich blickte er Jobab streng an.

»Du hast mir fünfjährige Treue geschworen«, sagte er in schnarrendem Ton.

»Vier Jahre davon hast du hinter dir. Du kannst jederzeit gehen - aber du weißt auch, daß du dann in ganz Chaim ein Ausgestoßener sein wirst, ein treuloser Zauberlehrling, der seinen Eid gebrochen hat und den niemand mehr haben will.«

Jobabs Kiefermuskeln spannten sich, doch er erwiderte nichts.

Jax nickt bedächtig. »Nun gut, ich will dir entgegenkommen. In den letzten vier Jahren hast du zwar reichlich viel Mist gebaut, dennoch hast du das Zeug zum Magier. Wenn du nur nicht so stinkfaul und nachlässig wärst...«

Er fuhr sich mit der Zunge in eine Zahnücke, und seine Wange beulte sich aus. »Ich mache dir einen Vorschlag. Du führst noch einen Auftrag für mich aus, und danach bist du frei. Dann kannst du bleiben, falls du es dir noch einmal anders überlegen solltest, oder du kannst gehen, ohne irgendwelche Nachteile für dich. Ich werde dich dann in Ehren entlassen und...«

»Ich brauche keine Almosen!« fauchte Jobab.

Doch Ommo hatte aufgehört und versuchte, ihn zu beschwichtigen. »Hör ihn erst einmal an!« drängte er seinen Freund. »Mach dich doch nicht mit Gewalt unglücklich!«

Jobab erblickte das feuchte Schimmern in den Augen seines Blutsbruders und zuckte schließlich mit den Schultern.

»Also gut, soll er von mir aus fortfahren«, brummte er.

»Wirklich zu gütig!« erwiderte Jax und machte eine spöttische Verbeugung.

»Ich will' s dafür auch kurz machen. Also: ich habe ein magisches Schwert, das ich dem Zauberer Kokabi schenken muß. Du...«

»Wieso müßt Ihr dem denn etwas schenken?« unterbrach Jobab ihn. Er war plötzlich hellhörig geworden.

Jax schüttelte den Kopf. »Weil der alte Halsabschneider mir mal einen Gefallen getan hat. Ist auch egal. Wenn du es ihm überbracht hast, kehrst du zurück. Dann kannst du entweder deinen Säckel schnüren und gehen, oder du bleibst und beendest deine Lehrzeit.«

Jobab zog eine Grimasse. »Lehrzeit kommt von >lernen<, heißt es. Wenn ich bei Euch genügend lernen würde, gäbe es auch keine Probleme. Aber Ihr bringt einem ja überhaupt nichts bei...«

»Na, na!« machte Ommo beruhigend. »So schlimm ist es nun auch wieder nicht.«

»Ach hör auf!« fuhr ihm sein Blutsbruder über den Mund. »Der alte Knicker verheimlicht einem doch schon aus Prinzip alles, was wichtig ist, und speist uns mit bloßem Kleinkram ab. Ein bißchen Windzauber hier, etwas Feuer aus dem magischen Stab zündeln dort - was ist das denn schon?

Kinkerlitzchen sind das, weiter nichts.«

»Aber...«

Doch da unterbrach Jax den Lehrling Ommo unwirsch. »Laßt das jetzt! Also, Jobab - nimmst du meinen Vorschlag nun an oder nicht?«

Jobab blickte mürrisch zu ihm auf. »Muß ich das sofort entscheiden?«

Der alte Zauberer legte den Kopf schräg auf die Schulter und schürzte die Lippen. »Nicht sofort - aber gleich. Ich gehe jetzt in meine Hütte. Wenn du in einer halben Stunde nicht nachkommst, kannst du von mir aus zum Teufel gehen. Aber der wird dich dann wahrscheinlich auch nicht mehr haben wollen.«

Mit diesen Worten stapfte der alte Mann kichernd davon. Trotz seines hohen Alters war nichts Gebrechliches an ihm, und wenn er wollte, hatte er einen Schritt wie ein Holzfäller, daß der Erdboden bebte.

*

Der Abschied war ihnen schwergefallen. Erleichtert hatte ihn lediglich die Tatsache, daß Jobab, nachdem er sich endlich zu einer Entscheidung durchgerungen hatte, binnen kürzester Zeit seinen Reisesack hatte packen müssen. Nun stand er keuchend im Eingang von Jax' Hütte und blickte zu dem alten Zauberer hinüber, der hinter seinem Altar auf einer Art schäbigem Thron saß und im flackernden Licht der weißen und der schwarzen Kerze fast gelangweilt aussah.

Jax war damit beschäftigt gewesen, mit dem Daumen die Schärfe einer Schwertklinge zu überprüfen und hob nun den Blick. »Da bist du ja«, murmelte er.

Für Jax' Verhältnisse klang es ungewöhnlich sachlich und nüchtern, und Jobab fragte sich, ob das wohl irgendeine neue, unverhoffte Gemeinheit ankündigen mochte.

Jax erhob sich knarzend und schob das Schwert in eine Scheide aus orangegefärbtem steifem Leder.

»Es hat einen Messinggriff«, bemerkte er überflüssigerweise. »Hübsche Arbeit. Wird selbst Kokabi erfreuen.« Er musterte Jobab nachdenklich und winkte ihn schließlich herbei. »Weißt du, was es mit diesem Schwert auf sich hat?«

Jobab schüttelte wortlos den Kopf.

»Na ja, woher auch! Es ist ein sprechendes Schwert.«

»Ein sprechendes Schwert?« wiederholte Jobab verwundert. »Davon habe ich ja noch nie

etwas gehört!«

»Das wundert mich nicht!« Ein leises Lächeln umspielte die dünnen, spröden Lippen des alten Magiers. »Dabei sind die Dinger gar nicht mal so selten.«

Jobab war inzwischen neugierig geworden, und er vergaß seinen Groll für einen Augenblick.

»Und warum weiß dann keiner etwas davon?«

»Nicht keiner«, verbesserte ihn Jax. »Nur eben sehr wenige. Diese Schwerter sprechen eben nicht mit jedem, hähä.«

Jobab zügelte seine Zunge und verharrte schweigend.

»Wer weiß«, fuhr Jax schulterzuckend fort, »vielleicht wird es ja mal mit dir sprechen. Das kann man nicht vorhersagen.«

»Muß man etwas dafür tun?« fragte Jobab argwöhnisch.

»Ob man etwas dafür tun muß?« Der Magier lachte meckernd. »Kann man wohl sagen! In Gefahr sein, zum Beispiel.«

Wieder zog Jobab es vor, nichts zu erwidern. Trotz ihrer Auseinandersetzung wirkte der Zauberer merkwürdig friedfertig, was eigentlich überhaupt nicht seine Art war. Wollte er ihn etwa um den Finger wickeln? Doch wozu?

»Du weißt, daß Kokabi der Zauberer des Denkens ist?« fragte Jax unvermittelt.

Jobab nickte.

»Schön. Er ist eine richtige Krämerseele. Nicht, daß er geizig wäre - es macht ihm einfach nur Spaß, zu feilschen und die Leute übers Ohr zu hauen. Du wirst dich in seiner Gesellschaft sehr wohl fühlen.« Als er Jobabs Miene erblickte, hob Jax abwehrend die Hand und feixte. »Nichts für ungut, Ehre wem Ehre gebührt. Mein Lieben du bist einfach viel zu gefühlsbetont. Das würde ich mir in Kokabis Reich an deiner Stelle schleunigst abschminken. Sonst hat der dich schon aufs Kreuz gelegt, bevor du auch nur Pieps gemacht hast, hähä.«

Er reichte Jobab die Waffe.

»Kann man mit dem Ding auch kämpfen?« fragte der Zauberlehrling mißtrauisch.

Jax blickte ihn erstaunt an. »Ja, meinst du denn etwa, das wäre bloß irgend so eine Quasselklinge?« Doch dann fürchte er die Stirn. »Hm, eigentlich keine schlechte Idee. Wenn man Waffen in Umlauf bringen könnte, die lieber diskutieren, anstatt auf Leute einzudreschen, wäre die Welt wohl etwas friedlicher.«

Er schüttelte den Kopf. »Na ja, wie auch immer. Nein, dieses Schwert habe ich in jungen Jahren selbst geschmiedet, unter den Anleitung des besten Waffenschmieds aller Zeiten. Das kannst du diesem Schlitzohr von Kokabi getrost unter die Nase reiben, damit er sieht, daß ich Wort halte und ihm nicht irgendwelchen Magiekitsch andienen will.«

Jobab blickte ihn fragend an. »Soll das etwa heißen, daß er an der Güte Eures Geschenks zweifeln könnte?«

Jax grinste. »Um es gleich an deinem hübschen Schwanenhals auszuprobieren, willst du doch fragen, nicht wahr? Vielleicht. Das wirst du schon sehen. Aber du bist ja recht kräftig gebaut und kannst dich wehren.«

Der Zauberer schritt zu einer mannsgroßen achteckigen Messingplatte hinüber, die in einer Ecke der Hütte stand. Er schnippte mit den Fingern und die Platte begann, in einem orangefarbenen Licht zu leuchten.

»Das ist dein Tor. Es führt dich auf den Pfad der Stetigen Bewegung, also direkt in Kokabis Reich. Wenn du hindurchgetreten bist, halst du dich zunächst stramm westwärts. Später mußt du dich bis zu Kokabis Schloß durchfragen. Vielleicht schickt er dir auch einen Boten, das wirst du dann schon sehen. Du kannst dir ruhig Zeit lassen!« Jax strich sich nachdenklich durch den schütterten Bart. »Aber paß auf! Die Sache ist alles andere als ungefährlich. Sofern du den Rat eines armen alten Mannes überhaupt annehmen willst...« Er schielte Jobab grinsend von der Seite an.

Der Lehrling schüttelte den Kopf. »Bitte keine Albernheiten, Meister. Was muß ich tun?« Jax hob die Augenbrauen, ging aber auf den Themenwechsel ein. »Stell dich vor diesem Achteck auf. Und vergiß das Schwert nicht. Es ist zwar wahrscheinlich dein letzter Auftrag, aber sieh zu, daß du ihn korrekt und sorgfältig ausführst. In deinem eigenen Interesse.« Jobab hüllte sich in Schweigen und tat, wie ihm geheißen. Seinen kleinen Reisesack hatte er über die rechte Schulter geworfen, und nun befestigte er das fast drei Ellen lange Schwert an seinem Gürtel. Jax nahm eine Räucherpfanne vom Altar und stellte sie rechts neben Jobab auf den Boden. Dann richtete er seinen rechten Zeigefinger darauf, zischend erglühte die Räucherkohle. Der Zauberer nestelte an seiner Robe und holte ein kleines Seidensäckchen hervor, dessen Inhalt er auf die Kohle schüttete. Dichte Dampfschwaden erfüllten den Raum, und Jobab mußte einen Hustenreiz unterdrücken. Der Weihrauch duftete gleichzeitig süß und herb, und es dauerte nicht lange, bis er spürte, wie seine Sinne benebelt wurden. Dann geschah alles ganz plötzlich: Ein grüner Strudel wirbelnden Lichts erfaßte Jobab, riß ihn von den Beinen, schleuderte ihn empor, erstickte seinen Schrei - und ließ ihn das Bewußtsein verlieren.

*

Jax trat vor die Hütte. Draußen hatte Ommo das Feuer gefüttert und kauerte nun trübsinnig vor den fröhlichen Flammen. Als er die scharrenden Schritte des Zauberers hörte, blickte er auf und sah seinen Meister stumm und vorwurfsvoll an. Jax ließ sich ächzend neben ihm nieder und warf kleine Kiesel in die Glut. Nach einer Weile blickte er den Lehrling an. »Fällt dir schwer, was?« Ommo nickte wortlos. »Wird dir noch schwerfallen«, sagte Jax tröstend. »Ihr seid Blutsbrüder - meinst du! Aber laß diesen Starrkopf erst einmal die Macht kosten...« »Jobab würde mich niemals verraten oder im Stich lassen!« Jax wiegte bedächtig den Kopf. »Man wird sehen.« Er spreizte die Hände und unterzog seine Fingernägel einer eindringlichen Untersuchung. »Die Sache gefällt mir nicht, Ommo. Es wird wohl Krieg geben.« »Krieg?« Ommo blickte ihn erstaunt an. »Zwischen wem denn?« Jax schloß die Augen und legte den Kopf in den Nacken. Sein schlohweißes Haar leuchtete silbern im Flackern des Feuers. »Das werden wir schon noch merken. Ich will nur hoffen, daß dein Vertrauen in deinen Freund gerechtfertigt ist. Er haßt mich.« Ommo nickte langsam. »Ja, das tut er.« Dann fügte er leiser hinzu: »Nicht ohne Grund.« Der Zauberer lächelte matt, die Augen immer noch geschlossen, »Wie man' s sieht. Die Frage ist nur, wie weit er dabei gehen wird.« Ommo blickte ihn entsetzt an. »Meint Ihr etwa, daß er gegen Euch...?« Jax öffnete die Augen und musterte Ommo mit einem vielsagenden Blick. »Nicht ohne Grund, eh?«

II

Noch immer herrschte Nacht. Jobab hatte sich in einer dunklen Wüstenlandschaft wiedergefunden und war, mißtrauisch und vorsichtig wie immer, erst einmal stehengeblieben, um sich an seine neue Umgebung zu gewöhnen. Nach dem Eintritt ins achteckige Tor hatte er zwar für kurze Zeit das Bewußtsein verloren, war aber voll bewußt und wach in Kokabis Reich

eingetroffen.

In Kokabis Reich? Na ja, zumindest in der Nähe.

Jobab beschloß, sich erst noch ein wenig auszuruhen und die Lage zu durchdenken, bevor er sich auf den riskanten Nachtmarsch machte. Also stampfte er mit den Füßen auf, um etwaige Skorpione und Giftspinnen zu verscheuchen, zog mit seinem magischen Reisetab einen Schutzkreis in den Sand und setzte sich auf seinen Reisesack.

Trotz der ungewohnten Gegend und des bevorstehenden Abenteuers konnte ihn nichts auf längere Zeit von seiner Wut ablenken, die er seinem Meister Jax gegenüber hegte.

Das alte Scheusal hatte ihm vor vier Jahren, als er aus dem Norden angereist war, um bei ihm die Magie zu lernen, sofort einen Fünfjahresdienst abverlangt. Jax galt als einer der besten und gefürchtetsten Zauberer im ganzen Land Chaim, und in gewisser Weise war es eine Ehre gewesen, von ihm als Lehrling angenommen zu werden. Gerüchten zufolge waren er und Ommo jedoch bisher die einzigen! gewesen, die den Alten mehr als ein Jahr ertragen hatten.

Vier Jahre war es nun schon her, seit sie beide, ohne sich vorher zu kennen, an Jax' Hütte eingetroffen waren und schließlich gemeinsam den heiligen Eid abgelegt hatten. In dieser Zeit waren Ommo und er zunächst Freunde und später sogar Blutsbrüder geworden. Doch so sehr sie einander mochten und schätzten, wußten sie doch beide auch, daß es in gewissem Sinne eine Notgemeinschaft war, die sie da zusammengeschmiedet hatte.

Denn Jax ersparte seinen Lehrlingen nichts: Nicht selten behandelte er sie schlimmer als jeden Sklaven, beleidigte sie, scheuchte sie umher, ließ sie alle erdenklichen Schmutzarbeiten erledigen und nutzte sie nach Strich und Faden aus.

Am Anfang war es nicht ganz so schlimm gewesen, weil er ihnen wenigstens auch ihr Handwerk beigebracht hatte. Er hatte sie die Magie der Elemente gelehrt, zumindest in Auszügen. Er hatte ihnen beigebracht, wie man Schutzkreise zog und Beschwörungsformeln murmelte, und ihnen manchen durchaus wertvollen Hinweis gegeben. Doch vor einem Jahr war Ommo dann auf eine Reise geschickt worden, über die er Jobab nichts hatte verraten dürfen. Jax hatte ihm ein Schweigegelübde abverlangt, und Jobab hatte es respektiert und war nicht in seinen Blutsbruder eingedrungen, um Näheres zu erfahren.

Seitdem war jedoch so gut wie nichts mehr passiert. Jax hatte, so meinte Jobab, ihre Ausbildung praktisch eingestellt. Er hatte ihnen Handlangerdienste aufgetragen, hatte kaum noch Fragen beantwortet und sich stets geweigert, ihnen neues Wissen zu vermitteln.

Schließlich war Jobab der Kragen geplatzt. Er hatte Jax mitten in einer der wenigen Zeremonien, an denen sie teilnehmen durften, die Räucherpfanne vor die Füße geworfen und angekündigt, daß er aufhören wolle. Jax hatte ihn finster unter seiner schwarzen Kapuze angeblickt, ihn mit einem Bannstrahl aus seinem magischen Stab auf der Stelle gelähmt und ihn schließlich wortlos aus dem magischen Kreis hinausgeworfen. Jobab war nichts wirklich Schwerwiegendes geschehen, aber er hatte bis zum heutigen Abend keinen Ton mehr gesagt, sondern düster vor sich hingestarrt und auf Rache gesonnen.

Wenn er auch nicht neidisch auf Ommo war, hegte er doch den Verdacht, daß Jax' Vernachlässigung seiner Ausbildungspflichten mit Ommos damaliger Reise zusammenhing. Er wußte zwar nicht genau, um was es ging, aber er kam sich deutlich benachteiligt vor.

»Aber das stimmt doch gar nicht«, murmelte er. Ja - Ommo war es schließlich nicht besser ergangen. Gerade ihm hatte Jax oft die unangenehmsten Arbeiten aufgetragen, vom Putzen der Latrine über das Herbeischleppen von Wasser bis zu den mühseligen Anti-Termitenzaubern, bei denen man oft tagelang in beißenden Rauchswhaden stehen mußte, gegen den Hustenreiz eine Schlacht nach der anderen verlor und schließlich auch noch von dem Meister angefahren wurde, weil der Zauber nur mittelmäßigen Erfolg hatte. Nein, Jobab konnte sich nicht über Benachteiligung beschweren. Im Grunde war es beiden Lehrlingen gleich schlimm ergangen, nur daß er jetzt die Geduld verloren hatte. Sein Meister Jax wurde von Tag zu Tag unausstehlicher, riß ständig irgendwelche Witze auf ihre Kosten, beleidigte

sie vor Besuchern und tat kurzum alles, um sich bei ihnen unbeliebt zu machen.

Jobab war nur nicht so stur und geduldig wie Ommo. Schon im ersten Lehrjahr war er es stets gewesen, der sich gegen Jax aufgelehnt hatte, der sich beklagte, jammerte, ja, den Meister schließlich insgeheim beschimpfte, was ihm von seilen des gelegentlich äußerst hellhörigen Zauberers manche Ohrfeige eingetragen hatte. Doch nun war das Faß endgültig übergelaufen. Jetzt wollte Jobab nur noch eins -es Jax heimzahlen, um ihm wenigstens ein winziges Stück seiner Selbstzufriedenheit und Überheblichkeit zu rauben, ihn aus der Fassung zu bringen.

Rein theoretisch hätte er die Lehre jederzeit abbrechen können. Das wäre jedoch einem Eidbruch gleichgekommen, und dergleichen wurde in Chaim streng geahndet. Zwar hätte niemand ihn dazu zwingen können, seiner Verpflichtung doch noch nachzukommen. Aber kein anderer Zauberer hätte ihm auch nur ein Stück Brot oder einen Schluck Wasser mehr gegeben, und wenn er auch im Sterben gelegen hätte. In diesem Punkt waren sich die Zauberer Chaims einig, so selten sie aneinander auch sonst ein gutes Haar ließen.

Der Druck gegenüber ihren Lehrlingen, so deutete es Jobab, war einer der Grundpfeiler ihrer Macht, und da hackte keine Krähe der anderen ein Auge aus.

Nein, Jobab wäre ein Ausgestoßener geworden, hätte sich unter Nichtmagiern Arbeit suchen müssen -und wäre sofort verjagt worden, sobald ruchbar geworden wäre, welchen Frevel er begangen hatte. Nur aus diesem Grund hatte er sich dafür entschlossen, auf Jax' Vorschlag einzugehen. Es wäre etwas anderes gewesen, hätte Jax ihn kurzerhand verjagt. Dergleichen kam häufig vor und galt, wenn schon nicht als Ruhmesblatt, so doch auch nicht als allzu schlimmer Makel. Andere Zauberer hätten ihn mit offenen Armen empfangen. In Wirklichkeit wären es freilich ihre Hände gewesen, die offen waren. Denn auf diese Weise hätten sie einige von Jax' Geheimnisse in Erfahrung bringen können.

Ein Verjagen des Lehrlings wäre rein rechtlich ein Vertragsbruch seitens Jax' gewesen. Jobab hätte damit bei allen Unannehmlichkeiten doch volle Freiheit gehabt. Es sah dem alten Gauerner ähnlich, daß er von dieser Möglichkeit natürlich keinen Gebrauch gemacht hatte, sondern Jobab mit dieser Mission praktisch erpreßt hatte.

Sollte Jobab die Reise zu Kokabi nicht überleben, wäre die Sache von allein erledigt. Sollte er jedoch zurückkommen...

Jobab schüttelte den Kopf. Eins stand fest: Nach seiner Rückkehr würde er den Dienst bei Jax aufkündigen und sich von ihm in Ehren von seinem Eid entbinden lassen. Jax hatte ihm diese Möglichkeit versprochen, und sein Versprechen würde er schon halten. Jobab hingegen würde nun alles daransetzen, seinem Meister vorher eins auszuwischen, um es ihm heimzahlen. So viele Demütigungen durften einfach nicht ungeahndet bleiben!

Jobab seufzte und erhob sich wieder. Jetzt mußte er erst einmal seinen Auftrag erledigen, das ließ sich nicht ändern.

Er orientierte sich am Sternenhimmel und machte sich gen Westen auf den Weg. Die Nacht war lau, und obwohl der Wüstenboden für gewöhnlich rasch auskühlte, fror es ihn nicht an den Füßen. Er piffte leise vor sich hin, um sich von den durch die matte Finsternis huschenden Schatten abzulenken - und um etwaige Angreifer zu warnen. Denn er hielt seinen magischen Stab abwehrbereit in der Rechten, die Linke an den Messingknauf des Schwertes gelegt.

Jax hatte eine Schale mit dunklem Öl aus seiner Hütte geholt und vor dem Feuer aufgebaut. »Wollen mal sehen, wie es läuft«, knurrte er, und Ommo spähte interessiert über seine Schulter.

Das Öl glänzte im Flackern der Flammen, und die leise Brise, die gegen Mitternacht immer stärker wurde, kräuselte die Oberfläche. »Still!« grunzte Jax und piekte mit dem Finger hinein.

Sofort legten sich die winzigen Wellen.

Daumen und Mittelfinger. Den Jax holte eine Nuß hervor und knackte sie mit

Kern fing er mit der Linken auf und ließ ihn in die Schale fallen. Nachdem er die Nußschalen ins Feuer geschleudert hatte, fürchte er die Stirn und murmelte Beschwörungsformeln.

Ommo spitzte interessiert die Ohren, denn diese Technik kannte er noch nicht. Doch Jax sprach so leise, daß er kaum etwas verstand. Nur das Wort »Taphthartharath« schnappte er auf. Er wußte, daß dies ein Dämon der Merkursphäre war, deren Vertreter oder Verbündeter Kokabi im Land Chaim war.

Weißer Dunstschwaden begannen, aus der Schale emporzusteigen. Jax blies sie fort, und sie erblickten ein Bild in Öl: Ein munter flackerndes Lagerfeuer in der Wüste, das völlig verlassen wirkte.

»Ist da der Blitz eingeschlagen?« fragte Ommo, denn er konnte keine Spuren von Menschen erblicken. Doch Jax warf ihm nur einen vernichtenden Blick zu und bedeutete ihm mit einer unwirschigen Geste zu schweigen.

»Ist da der Blitz eingeschlagen?« fragte sich Jobab verblüfft, als er das Feuer genauer untersucht hatte. Es waren keinerlei Spuren von Menschen zu erkennen, und das brennende Holz wirkte wie zufällig hingeworfen, nicht aber säuberlich geschichtet, wie es Reisende aufgebaut hätten, schon um Brennstoff zu sparen.

Jobab hatte das Feuer aus der Ferne erblickt und sich umständlich angeschlichen, um erst die Lage zu erkunden! In der Wüste, das wußte jeder, gab es Räuber, die arglosen Reisenden gern das Fell über die Ohren zogen - manchmal durchaus im wörtlichen Sinne.

Doch nachdem er jetzt fast eine Stunde so lautlos aufgetreten war, und bei jedem unwillkürlichen Knirschen des Sandes unter seinen Füßen haltgemacht hatte, um auf verdächtige Bewegungen zu achten, mußte er feststellen, daß er sich völlig umsonst gesorgt hatte: Weit und breit war niemand zu sehen. Etwas außerhalb des Feuerscheins befanden sich ein paar bizarr geformte Felsen, doch davon abgesehen war die Gegend kahl und leer. Jobab zog wieder einen Schutzkreis, der ihn vor magischen Angriffen bewahren sollte, dann kauerte er sich vor dem geheimnisvollen Feuer nieder.

Er war hungrig und holte zwei Beutel aus seinem Reisesack hervor. Dem einen entnahm er eine Handvoll Getreidekörner, dem anderen ein Stück frischen, feuchten Lehm, den er zu einer Schale formte, in die er die Körner legte. Dann versiegelte er die Schale mit Lehmmasse und legte die so entstandene Kugel in die Glut.

Er wußte, daß er mit seinen Vorräten haushalten mußte, denn schon viele Reisende waren in der Wüste verhungert und verdurstet - willkommenes Opfer der Hyänen und Schakale, die über diese Landschaft herrschten. Also genehmigte er sich nur einen kleinen Schluck Wasser aus seinem Schlauch, den er in seinem Sack verstaute hatte.

Gerade hatte er die Öffnung wieder versiegelt, als er plötzlich im linken Augenwinkel eine undefinierbare Bewegung bemerkte. Ein Satz - und schon stand er mit kampfbereit gezücktem Schwert am Rand des Kreises und spähte angestrengt in die Nacht hinaus.

Waren das dort nicht die Felsen? Den magischen Stab nun in der Linken haltend, ließ er die Magis sein Rückgrat emporsteigen und gab einen kurzen, gleißenden Feuerstoß ab, der sich zischend in einen der Felsen bohrte. Plötzlich sprang der Felsen unvermutet auf, schrie lautlos »Aua!« und hüpfte in Menschengestalt umher, die Hände aufsein Hinterteil gelegt, wie Jobabs Augen, die sich mittlerweile an die Dunkelheit gewöhnt hatten, erkannten.

Jobab verharrte reglos und abwehrbereit auf der Stelle und spähte gelegentlich um sich, um etwaige weitere Fremde auszumachen. Doch es war nichts zu sehen.

Die Gestalt hatte sich inzwischen wieder gefangen und kam nun unbekümmert auf ihn zu. »Hallo!« rief sie fröhlich. Jobab wich unwillkürlich einen Schritt zurück und antwortete nicht. »Also gut«, brummte die Gestalt. »Dann eben förmlich« Also: Gruß und Heil zuvor! Ich bin Zaru aus dem Land des Westens, und mein Herz ist ohne Arg. Möge das deine ebenso friedvoll gestimmt sein.«

Jobab zögerte, bevor er die traditionelle Er widerungsformel aussprach. »Gruß und Heil! Ich

bin Jobab, der Lehrling des Zauberers Jax. Mein Herz ist ohne Arg, Fremder, sofern das deine nicht trügt.«

»Hm, hm«, machte Zaru, und es war nicht deutlich zu erkennen, ob er dabei finster oder nachdenklich dreinblickte. Schließlich erreichte er den Rand des Feuerscheins, und Jobab konnte ihn genauer ausmachen. Er war ein kleiner, untersetzter Mann, eher hager, von rötlichbrauner Haut und mit dichtem schwarzem Haar. Unter seinen buschigen Brauen blickten stechende Augen hervor, die aber nicht unfreundlich wirkten. Jobab schätzte ihn auf etwa fünfzig Jahre.

»Ist es gestattet?« fragte Zaru und zeigte auf das Feuer. Jobab zuckte mit den Schultern und steckte das Schwert wieder in die Scheide. »Seid Ihr allein?« Zaru war inzwischen ans Feuer getreten und beugte sich über die Lehmkugel. »Ah, Abendessen! Dann komme ich ja gerade richtig.« Wie geistesabwesend drehte er sich zu Jobab um. »Ach so, ob ich allein bin, wollt Ihr wissen. Ja, ganz allein. So allein, wie nur irgend jemand auf der Welt, hihhi.« Jobab konnte der Bemerkung nichts Komisches abgewinnen, was der Fremde wohl auch spürte, denn er nestelte an seinem Gürtel und holte eine Feldflasche hervor. »Guter Brombeerwein, selbst gekeltert. Wollen wir teilen?«

Jobab kauerte sich wortlos vor seine Lehmkugel und nickte mürrisch. »Nicht sehr gesprächig, was?« meinte Zaru und tat es ihm gleich. »Na ja, macht nichts. Bin vielleicht wirklich ein wenig geschwätzig. Das macht die lange Reise durch die Wüste. Den ganzen lieben Tag nichts als Sand, Sand und nochmals Sand. Wenn man mal von den Skorpionen und den Hyänen absieht.«

»Und den Schakalen«, murmelte Jobab, um nicht allzu unhöflich sein und wenigstens etwas zu erwidern.

»Den was?« Der Fremde legte den Kopf schräg. »Ach so, ja. Ja, die Schakale. Die Schakale...«

Er starrte nachdenklich ins Feuer, doch dann riß er sich aus seinen Gedanken und entkorkte die Flasche um sie Jobab zu reichen.

Der Zauberlehrling dankte und nahm einen kräftigen Schluck. Wie Feuer schoß der Brombeerwein durch seine Gurgel, die Speiseröhre hinab und schien in seinem Magen zu explodieren. Jobab rang nach Luft.

»Ganz hübsches Gebräu, was?« meinte Zaru selbstzufrieden. »Altes Familienrezept. Man gewöhnt sich dran. Kleine Schlucke! Hat schon mein Vater immer gemeint.«

Jobab beugte sich vor und prüfte den Lehm. »Es ist gleich soweit«, sagte er.

»Das Essen, ja? Prima!« machte der Fremde. »Prima!«

Ein Schwätzer, dachte Jobab bei sich. Doch wer konnte es ihm verdenken? In der Wüste gab es schließlich nicht nur Sand, Skorpione und Hyänen, es gab auch Sonne, und zwar im Überfluß. Wenn man stundenlang...

»Hab' da draußen ein bißchen gedöst«, unterbrach Zaru seinen Gedankengang. »Gar nicht gehört, wie Ihr gekommen seid. Tz, tz, man wird eben alt.«

»Stammt das Feuer hier von Euch?« wollte Jobab wissen. Vorsicht war immer geboten.

»Hm, nein, nicht direkt. Nur, daß ich es wohl zuerst gefunden habe.« Zaru grinste und hielt Jobab die Rechte entgegen. »Von daher bin ich es wohl, der Euch willkommen heißen muß, nicht wahr? Also schön, herzlich willkommen.«

Widerwillig nahm Jobab die dargebotene Hand. Wollte der Fremde etwa Vorrechte geltend machen?

*

»Nicht schlecht«, murmelte Jax, und Ommo blickte ihn fragend an. »Ein guter Anfang.« Ommo räusperte sich. »Meister, ich...

»Still!« knurrte der alte Zauberer und hob abwehrend die Hand. »Du wirst schon früh genug erfahren, um was es geht. Geh, leg dich jetzt schlafen. Morgen früh stehst du zu Sonnenaufgang auf und besorgst Schutzsteine. Die baust du an der Westseite meiner Hütte im Kreis auf und weihst sie.«

Ommo seufzte. Da es schon weit nach Mitternacht war, bedeutete dieser Befehl, daß er wieder nur drei oder vier Stunden Schlaf bekommen würde.

Dennoch machte er sich Sorgen um seinen Blutsbruder. »Kann ich nicht noch sehen, was mit Jobab...?«

»Zum Teufel noch mal!« raunzte Jax ihn an. »Wirst du wohl gehen!« Er drehte ihm abrupt das Gesicht zu, und Ommo glaubte, fast so etwas wie Angst in seinen Augen zu erkennen. Nein, das konnte doch unmöglich sein!

Ommo erhob sich, machte eine steife Verbeugung und verließ gehorsam das Feuer.

Die Sache gefiel ihm überhaupt nicht. Wozu wollte der Meister plötzlich einen aufwendigen Schutzkreis aus Steinen? Die mußten alle einzeln beräuchert und mit Formeln bemurmelt werden, bevor man sie in einem Kreis auslegen durfte, dessen Weihung selbst dann noch einmal mindestens zwei Stunden dauern würde. Dergleichen tat man nur, wenn sehr große Gefahr im Anzug war - oder bei Krieg, fügte er in Gedanken hinzu.

Ommo schüttelte den Kopf, während er die Lehrlingshütte betrat. Er konnte nur hoffen, daß der Krieg nichts mit Jobab zu tun haben würde. Doch insgeheim wußte er genau, daß dem nicht so wäre.

Was hatte Jax nur vor? Warum diese ständige Geheimnistuerei? Matt legte Ommo sich auf sein Strohlager, ohne die Kleider auszuziehen. Er verschränkte die Arme hinter dem Kopf und starrte an die finstere Decke, ohne die fledermausartigen Schattenwesen wahrzunehmen, die kaum hörbar die Hütte umflatterten.

Draußen hatte Jax sich erhoben und die Arme zum Himmel empor gestreckt. Es war eine empfangende Geste, denn seine Hände waren zu Schalen geformt. Er sumnte etwas vor sich hin, dann drehte er sich langsam auf der Stelle, bis er den prallen Mond in seiner Sichtlinie hatte. Schließlich streckte er die Arme leicht versetzt in einem steilen Winkel vor, die Handflächen senkrecht gestellt, und intonierte: »Fa fe fi fo fu!«

Dies wiederholte er einige Male, bis seine Handteller rötlich zu leuchten begannen. Zufrieden bündelte er die vom Gestirn abgezapfte Magis und lenkte sie mit Konzentrationskraft die Arme entlang und die Wirbelsäule hinab, wo er sie für spätere Vorhaben speicherte.

Jax senkte die Arme, drehte sich wieder zum Feuer um und grunzte mißmutig, um sich schließlich wieder Niederzukauern. Das Bild in der Ölschale hatte sich kaum verändert.

Zaru hatte während der Mahlzeit pausenlos auf Jobab eingeredet. Es waren überwiegend »große Geschichten«, die er erzählte. Diesen Begriff benutzte Jax immer, wenn er eine Mischung aus Aufschneiderei und wahren Ereignissen bezeichnen wollte. Zaru konnte zwar fesselnd erzählen, doch manchmal war es etwas umständlich, und Jobab wurde langsam müde. Nur mit Mühe gelang es ihm, ein Gähnen zu unterdrücken.

»...und dann gibt es da noch das Buch, das sich selbst schreibt«, sagte Zaru gerade. »Das ist eine Mordssache, Wertester, das müßt Ihr einfach mal erlebt haben. Vielleicht werde ich Euch einmal in seine Magie einweihen, weil Ihr ein solch dankbarer guter Zuhörer seid. Das gibt' s nur selten. Ich kannte mal einen, der...«

»Seid Ihr ein Magier?« warf Jobab ein, um den Mann von seinen ständigen Abschweifungen abzulenken.

Zaru hielt verblüfft inne. »Wie kommt Ihr denn darauf?«

»Na, weil Ihr mich in die Magie dieses Buchs einweihen wollt, das tun doch sonst nur Magier...«

Der Fremde lachte. »Da täuscht Ihr Euch aber gewaltig! Nein, ich bin kein Magier. Obwohl ich«, er lächelte vielsagend und machte eine Kunstpause, »nun, sagen wir, allerbeste Bezie-

hungen zu Zauberern habe. Ich will ja nicht prahlen, aber...«

»Gewiß nicht«, unterbrach Jobab und hielt verstohlen die Hand vor den Mund. »Aber Jax kennt Ihr wohl nicht, wie?«

»Jax? Wer kennt den nicht?« fragte Zaru voll gespielter Empörung.

Jobab schüttelte den Kopf. »Nein, ich meine persönlich.«

»Na ja, na ja«, meinte Zaru achselzuckend. Es war ihm offensichtlich unangenehm, einen Mangel zugeben zu müssen. »Nicht direkt, nein. Aber dieses Buch, um noch einmal darauf zurückzukommen...«

»Woher kennt Ihr seine Magie? Wart Ihr bei einem Zauberer in der Lehre, daß er Euch sein Geheimnis verraten hat?« Jobab wurde langsam mißtrauisch. Warum redete dieser Mann plötzlich so um den heißen Brei herum? Der Brombeerwein zeigte inzwischen seine Wirkung, und wenn er auch mit Mühe wachsam blieb, sehnte Jobab sich doch nur noch nach einem Ende des Gesprächs und ein paar Stunden Schlaf.

Zaru wirkte etwas verschnupft. Er mochte keine Unterbrechungen. »Nun gut, junger Mann, weil Ihr es seid, will ich es Euch sagen. Es hängt mit meinem Beruf zusammen.«

Die Höflichkeit gebot es, einen Reisenden, den man unterwegs traf, nicht nach seinem Ziel auszufragen, wenn er das Thema nicht von selbst zur Sprache brachte. Jobab war schon bald aufgefallen, daß Zaru es peinlich genau vermied, etwas über sich selbst zu erzählen. (Und so war diese neue Wende, die das Gespräch gerade genommen hatte, sicherlich von großer Wichtigkeit. Obwohl Zaru ihm ganz sympathisch war, wußte Jobab nicht, ob er ihm trauen konnte. Wahrscheinlich lullten alle Wüstenräuber und Wegelagerer ihre Opfer zunächst mit packenden Geschichten ein, wenn sie ihnen an Kraft unterlegen waren, um sie in Vertrauen zu wiegen und sie dann im Schlaf heimtückisch niederzuzumetzeln. Jobab neigte ohnehin zum Mißtrauen, und so blieb er auf der Hut, auch wenn ihm dies wegen seiner Müdigkeit zunehmend schwerer fiel.

»Ich bin nämlich Archivar«, verkündete Zaru nicht ohne Stolz. »Und Bibliothekar dazu. Von daher komme ich häufig mit den seltsamsten Werken in Berührung.«

Zu gerne hätte Jobab ihn gefragt, wo er arbeitete, aber dann hätte er im Gegenzug offenbaren müssen, weshalb er in dieser Gegend unterwegs war, und das war ihm vorläufig zu riskant. Ein sprechendes Schwert war immerhin nicht irgendein beliebiger Gegenstand, und wenn es bisher auch hartnäckig geschwiegen hatte, war es anzunehmen, daß schon das bloße Wissen um seine Natur manchen auf den Gedanken bringen würde, es mit einem kleinen Überfall und Raubmord zu versuchen.

Also murmelte Jobab in verbindlichem Ton: »Interessant!« und begann damit, seine Gegenstände zu verstauen, um sich zur Nacht fertig zu machen. »Ja, doch, kann man sagen«, pflichtete Zaru ihm eifrig bei. »Man kommt mit den seltensten Büchern in Berührung, und auch so kommt man viel in der Gegend herum.« Als er Jobabs fragende Miene sah, fügte er hinzu: »Wenn man auf Beschaffungsreise geht, meine ich. Die Bücher haben ja leider keine Beine, man muß sie schon selbst abholen, hahaha.«

Jobab stand auf und verneigte sich höflich. »Werter Zaru, Eure Gesellschaft ist mir ein Vergnügen. Doch es ist spät, die Nacht geht ihrem Ende zu, und der morgige Tag verspricht heiß und anstrengend zu werden. Ich befürchte, ich muß Euch jetzt eine gute Nacht entbieten. Sollte unsere Reise uns ein Stück des Weges in dieselbe Richtung führen, wäre es mir eine Freude, unser Gespräch morgen unterwegs fortzusetzen. Ich gedenke, hier am Feuer zu lagern, wenn Ihr nichts dagegen habt.«

Zaru schürzte die Lippen und nickte anerkennend. »Gute Manieren habt Ihr ja, Zauberlehrling. Mit Verlaub - das hätte ich von einem Schüler von Jax nicht erwartet. Man hörte, er sei eine Spur... nun, sagen wir unwirsch?« Jobab mußte lachen. »Das kann man wohl laut sagen! Nein, bei allem Respekt, mit dem ich über meinen Meister zu sprechen verpflichtet bin, solange er noch über meine Dienste verfügt - meine Manieren habe ich mir eher trotz seiner

Ausbildung bewahrt.«

Zaru lächelte. »Wohl gesprochen! Also gut«, er erhob sich. »Ich werde an meiner alten Stelle lagern. Unterwegs können wir uns ja noch weiter unterhalten, es wird mir ein Vergnügen sein. Und da Ihr ein solch angenehmer Gesprächspartner seid, verspreche ich Euch, Euch auch in die Magie des sich selbst schreibenden Buchs einzuweihen, solltet Ihr dies wünschen.«

Jobab verneigte sich. »Mit dem allergrößten Vergnügen.« Nach einigen umständlichen Gute-nachtfloskeln begab sich jeder an seinen Platz, um noch einige Stunden Schlaf zu finden.

Jobab zog wie gewohnt einen Schutzkreis und verhängte mit einer Zauberformel - für alle Fälle - einen Abwehrfluch über seine Schlafstätte. Dieser Fluch würde jeden treffen und für eine kurze Zeit lahmen, der ihn im Schlaf überfallen sollte. Dann legte er sich hin und fiel sofort in einen tiefen Schlaf.

»Wo warst du so lange?« fragte der schlanke, hochgewachsene Zauberer mit dem apfelsinen-roten Haarschopf gelangweilt, ohne von seinem Buch aufzublicken.

Die Gestalt, die im Zimmerschatten nur undeutlich zu erkennen war, verneigte sich respektvoll. »In Eurem Auftrag unterwegs, wie befohlen, Meister«, sagte sie.

Der Zauberer wandte den Kopf zur Seite. »Und?«

»Alles verläuft planmäßig, wie es scheint, Meister.«

Der Rothaarige nickte. »Schön, das war ja auch zu erwarten.« Er erhob sich mit einer geschmeidigen Bewegung. »Laß mich jetzt allein. Ich muß die nächste Phase einleiten.«

»Wie Ihr befiehlt, Meister.« Lautlos verließ die Gestalt das Zimmer.

Der Zauberer blickte ihr nachdenklich hinterher. Dann trat er auf ein Tischchen zu, das in einer Zimmerecke stand. Darauf befand sich ein mit einem schwarzen Seidentuch verhüllter Gegenstand. Mit einem Ruck entfernte er das Tuch und offenbarte eine Stelle, auf der ein gemalter Vogel mit einem langen Schnabel zu erkennen war.

»Tahuti«, sagte er zu dem Bild, »es gibt Arbeit.«

Er fuhr mit dem Zeigefinger über die Farbe. Das Bild begann grünlich zu leuchten und die Augen des Vogels schienen zu funkeln.

»Sehr gut«, murmelte der Zauberer. »Fangen wir an.«

III

Als Jobab aufwachte, stand die Sonne bereits hoch am Himmel. Verwundert blinzelte er ins grelle Tageslicht hinein. Eigentlich hätte ihn allein schon die Hitze viel früher aus dem Schlaf reißen müssen. Da fiel ihm wieder Zarus Brombeerwein ein. Natürlich - das war es! Hatte der Fremde ihn etwa damit betäubt und außer Gefecht gesetzt?

Abrupt setzte er sich auf und tastete nach dem Schwert. Es lag neben ihm auf dem Boden. Auch der Schutzkreis war noch intakt.

Erleichtert stand er auf. Das Feuer war erloschen. Nur ein paar verkohlte Scheite verrieten, daß es in der Nacht zuvor gebrannt hatte. Jobab schritt zu den Felsen hinüber, wo Zaru sein Nachtlager aufgeschlagen hatte.

Der Archivar war verschwunden!

Sorgfältig suchte Jobab mit scharfem Blick den Boden ab, doch er konnte nicht die geringste Spur entdecken. Das war höchst ungewöhnlich, denn es war windstill, so daß nichts die Spuren hätte verwischen können. Kopfschüttend holte er einen Hut aus seinem Reisesack und setzte ihn auf, um sich vor der sengenden Sonne zu schützen.

Eigentlich wäre es klüger gewesen, bei Tag zu rasten und nachts zu wandern, überlegte er

sich. Doch der geschwätzigste Zaru hatte ihn aufgehalten, und nun mußte er zusehen, daß er die verlorene Zeit wieder wettmachte. Denn obwohl Jax gemeint hatte, daß die Sache nicht eilig sei, wollte Jobab so schnell wie möglich zurückkehren, um sich ein für allemal aus den Fängen des Zauberers zu befreien.

Also machte er sich schlurfend auf den Weg gen Westen. Die Landschaft war öde und sandig, wie von einer Wüste auch nicht anders zu erwarten. In der Ferne erblickte er gelegentlich vereinzelt Felsen, doch ansonsten war der Boden kahl und unfruchtbar. Der Horizont flimmerte im gleißenden Licht. Bevor die Sonne ihren Höchststand erreicht hatte, mußte er unbedingt ein schattiges Lager gefunden haben, um nicht der schrecklichen Mittagshitze zum Opfer zu fallen. Jobab hatte keine Ahnung, wie groß diese Wüste war und wie viele Tagesmärsche es bedurfte, um an die nächste Wasserstelle zu gelangen. Das sah diesem Widerling von Jax mal wieder ähnlich, ihm zum Schluß noch eine solche Plackerei aufzuhalsen!

Die grollende Wut in seinem Bauch vermischte sich mit seinem erwachenden Hunger zu einem explosiven Gemisch, und Jobab kostete es voll aus, denn es beschleunigte seinen Schritt und lenkte ihn von der trostlosen Umgebung ab.

*

Im Schweiß seines Angesichts hatte Onimo endlich 28 große Steine herbeigeschleppt, geweiht und mühsam in einem Kreis von etwa acht Fuß Durchmesser ausgelegt. Keuchend setzte er sich hin und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Hüttenwand.

Die Sonne stand hoch am Himmel und warf nur spärliche Schatten. Er wischte sich das salzige Naß aus den Augen, das von seiner Stirn in Strömen herabfloß, und nahm einen ordentlichen Schluck aus der Wasserflasche. Was für eine Hitze! Ausgerechnet jetzt mußte es Jax einfallen, einen Steinkreis aufbauen zu lassen! Und wie immer hatte er seinen Lehrling darauf angesetzt.

Ommo überlegte. Jax besaß einen ganzen Haufen mehr oder weniger sichtbarer Hausgeister, die auch materielle Dinge verrichten konnten. Er scheuchte sie zwar nicht minder' in der Gegend umher als seine Lehrlinge, doch die unangenehmsten Arbeiten ließ er von ihnen, den Menschen, verrichten. Ob Jax im Grunde seines Herzens ein Menschen Verächter war?

Ommo seufzte. Darüber hatte er sich schon lange Gedanken gemacht. Er erhob sich und schlich sich an der Hüttenwand entlang an die Ecke, um Jax von hinten zu beobachten.

Der alte Zauberer hockte noch immer vor dem Feuer und kehrte ihm den Rücken zu. Er schüttelte den Kopf und murmelte etwas in seinen Bart hinein, das Ommo nicht verstehen konnte. Plötzlich hob er die Rechte, machte eine Wurfbewegung - seltsamerweise nach hinten - und rief: »Hopp!«

Wie von einem Faustschlag getroffen, taumelte Ommo zurück. Er hörte den Zauberer hämmisch keckem. Da hatte der alte Knurrhahn ihn wieder ertappt!

Ohne sich etwas anmerken zu lassen, ohne die geringste Vorwarnung, hatte er ihm ein Bündel Magis entgegengeschleudert, magische Kraft, die ihn hatte zurückprallen lassen.

Leise fluchend rieb Ommo sich die Augen. Es hatte zwar nicht richtig wehgetan, war aber dennoch ein sehr unangenehmes Gefühl, vor allem in seinem übermüdeten Zustand.

Ommo überlegte, was er tun sollte. Jax hatte ihm zwar aufgetragen, den Steinkreis zu weihen, doch dafür benötigte er Jax' Pentakel. Ihm selbst stand erst ab dem Meistergrad ein solches Pentakel zu, und wenn Jax ihm auch beigebracht hatte, wie man damit umging, führte kein Weg daran vorbei, daß er den Magier darum bitten mußte, ihm seines zu geben.

Ommo verwünschte sich, weil er nicht vorher daran gedacht hatte. Er hätte Jax nur am Morgen danach zu fragen brauchen. Was tun?

»Meister?« rief er zaghaft, hütete sich aber, den Kopf erneut um die Ecke zu strecken. Keine Antwort.

Wollte der Alte ihn ein zweites Mal erwischen? Es hatte aber auch keinen Zweck, auf der anderen Seite um die Hütte zu schleichen, denn der Zauberer hatte ihn bestimmt in seinem Ölspiegel im Visier.

»Meister, ich brauche Euer Pentakel, sonst kann ich den Steinkreis nicht weihen«, rief Ommo mit etwas kräftigerer Stimme.

Sollte der Alte seinen Kreis doch gefälligst selbst weihen, wenn er das Gerät nicht herausrücken wollte.

Wieder erhielt der Zauberlehrling keine Antwort. Langsam wurde er ärgerlich. Er nahm seinen magischen Stab aus der Gürteltasche und schob ihn behutsam um die Hüttenecke. Nichts.

Hm, das war aber seltsam.

Der Zauberlehrling bückte sich, hob einen Stein auf und schleuderte ihn weit von sich. Kurz bevor er aufprallte, sprang er um die Ecke, in der Hoffnung, daß das Geräusch des Steins den Zauberer ablenken würde.

Am Feuer war niemand.

Niemand? Das war doch unmöglich! Mißtrauisch blickte Ommo sich um, doch er konnte nichts entdecken.

Vorsichtig trat er ans Fenster. Dort lagen ja Jax' Kleider! Ein welker Haufen nicht ganz sauberer Umhänge, ein Gürtel, eine schmierige Ledertasche...

Was war mit Jax geschehen?

Ommo beugte sich über die Schale. Auf dem Öl schwamm eine winzige schwarze Feder.

*

Jobab stand vor einem Abgrund, einer gähnenden Schlucht, die das Land von Süden nach Norden in zwei Teile zu spalten schien. Die Gegend war ein wenig fruchtbarer geworden. Spärliche Büsche fristeten hier ihre trockene Existenz, doch der Zauberlehrling beachtete sie nicht. Er hatte andere Probleme.

Er sollte nach Westen marschieren, hatte Jax ihm aufgetragen. Doch dazwischen lag nun die Schlucht, gute hundert Ellen breit, und das war, soweit sein Auge dies feststellen konnte, noch die schmalste Stelle weit und breit. Und er wußte nicht, wie er auf die andere Seite gelangen sollte.

Jobab beugte sich vor und spähte in die Tiefe. Nein, die Wände waren viel zu steil, um sie zu erklimmen. Er konnte ja nicht einmal den Boden der Schlucht erkennen!

In seinem Rücken wurde es kühl. Er drehte sich um und bemerkte zu seinem Schrecken, daß sich am östlichen Horizont ein Sandsturm zusammenzubrauen schien.

Er hatte davon gehört, wie schnell so etwas vor sich ging: Im ersten Augenblick meinte man noch, eine milde Brise würde in der Ferne etwas Sand aufwirbeln. Dann entstand plötzlich eine dichte, undurchdringliche Mauer aus Sand, die sich träge auf den Betrachter zuwälzte. Und schließlich gewann diese an Schnelligkeit und wehte alles von den Füßen, um es irgendwo zu Boden stürzen zu lassen und ellenhoch mit Sand zu begraben.

Er hatte nicht mehr viel Zeit, bevor ihn der Sandsturm in die Tiefe reißen würde.

Fieberhaft überlegte er. Eine Geschichte fiel ihm ein, die Jax einmal in seinen besseren - oder, genauer, weniger schlimmen - Zeiten erzählt hatte. Sie handelte von einem Mann, der sich mit Hilfe einer Verdoppelung von einer Stelle zur anderen katapultiert hatte, um einem Gegner auszuweichen.

Natürlich hatte der alte Knicker keinen Ton darüber verloren, wie man dergleichen bewerkstelligen konnte, doch gemeinsam mit Ommo hatte er oft darüber nachgedacht und sich eine eigene Theorie zusammengebastelt.

Nun, jetzt war es an der Zeit, sie in der Praxis zu überprüfen! Davonzulaufen war zwecklos,

Jobab sah und hörte es nicht mehr. Unter äußerster Kraftanstrengung vollzog er eine Bewußtseinsspaltung: Einen, den kleineren, Teil ließ er in seinem Geistkörper zurück, der andere glitt an der Leine entlang wieder in seinen stofflichen Leib hinein. Nun mußte er die Greifleine mit beiden Händen packen. Instinktiv steckte er noch den Stab in den Gürtel, klemmte seinen Reisesack unter dem rechten Arm fester an sich und wollte nach der Leine greifen - da: ein plötzliches Brausen, Sandstrudel, die seinen Kopf hin und her rissen, und ein gewaltiger, tosender Windstoß fegte ihn über den Rand der Schlucht.

IV

Wie betäubt wachte Jobab auf. Das erste, was er wahrnahm, war das Gekrächze und Gezwitscher von zwei sich zankenden Vögeln. Er war noch völlig benommen und glaubte noch nicht so recht daran, daß er wirklich am Leben war. Er preßte die Augenlider zusammen, bis es schmerzte, dann riß er sie abrupt auf- und starrte zu einem gleißend hellen, völlig wolkenfreien Himmel empor.

Nach und nach kehrte das Leben in seine Glieder zurück. Sein ganzer Körper schmerzte, und er mußte die Gliedmaßen mehrmals strecken, um wieder beweglich zu werden. Dann stemmte er sich auf seinen Ellenbogen und blickte sich um.

Vor ihm lag der Abgrund - im Osten! Er hatte es also tatsächlich geschafft!

Doch was war dann mit dem Windstoß gewesen, der ihn devongerissen hatte?

Jobab schüttelte den Kopf und richtete seinen Oberkörper auf. Neben ihm lagen sein Schwert und sein Reisesack. Gut, also war das Unternehmen sogar ohne Verluste abgelaufen. Er wollte erneut über den Windstoß nachdenken, als ihn ein plötzliches Gekeife den Kopf herumreißen ließ.

Er sah gerade noch, wie ein weißer Vogel mit langem Schnabel vor einem schwarzen flog, der mit triumphierendem Krächzen einen Bogen flog und wieder zurückkehrte, um sich auf einen kleinen Felsen in Jobabs Rücken zu setzen. Es war eine Art riesiger Rabe, der ihn nun mit kalten gelben Augen ansah.

Jobab runzelte die Stirn. War das etwa ein Omen? Plötzlich durchzuckte ihn eine jähe Erkenntnis: Der Windstoß war in Wirklichkeit der Schock seines ersten Verdoppelungserlebnisses gewesen! So etwas gab es oft, die Zauberbücher waren voll von entsprechenden Schilderungen. Wieso kam er erst jetzt darauf?

Wieder riß ihn das Krächzen des Vogels aus seinen Gedanken. Der Rabe schien ihn auszulachen! Jobab nahm einen kleinen Stein auf und warf damit nach dem Tier. Mit einem kleinen Hopser wich der Rabe dem Geschoß aus und meckerte wütend, blickte ihn aber unentwegt an.

Hm, das war verdächtig!

Jobab rieb sich kurz die Augen, schüttelte sich etwas Sand aus den Haaren und fixierte den Vogel. Er atmete tief durch, blähte den Bauch und hielt die Luft an. Gleichzeitig verstellte er die Augen, so daß sein Blickfeld annähernd 180 Grad betrug. Nun war alles unscharf zu erkennen, doch genau das wollte

er auch bezwecken. Es war eine Art »Zwischen-die-Dinge-schauen«, welches Jax ihn vor langer Zeit einmal gelehrt hatte. (Merkwürdig, danach hatte er sich nie wieder daran erinnert! Was das Gedächtnis einem doch für Streiche spielte!)

Jobab konzentrierte seinen unscharfen Blick auf den immer noch aufgeregten, ja, beinahe hämisch krächzenden Raben - und wäre vor Schreck fast hintenüber gekippt.

Das war ja Jax!

Noch nie hatte er seinen Meister in Tiergestalt erblickt, obwohl man sich in ganz Chaim da-

von erzählte, daß der alte Zauberer diese Kunst bis zur Vollkommenheit beherrsche. Nachdem sich seine anfängliche Verwunderung gelegt hatte, kam Jobabs Groll wieder zum Vorschein. Das war ja wirklich die Höhe! Wahrscheinlich hatte der Zauberer sogar seelenruhig mitangesehen, wie er, in größter Lebensgefahr schwebend, mühseligst die Schlucht überquert hatte, ohne auch nur einen Finger, na ja, Flügel zu rühren! Jetzt war Gelegenheit zur Rache Jobab zügelte seine Gesichtsmuskeln und ließ sich nichts anmerken. Er erinnerte sich an die magische Technik des »bösen Blicks«, die Jax ihn nie hatte lehren wollen. Jobab hatte sich aber von den Verboten seines Meisters nicht beeindruckt lassen. Als Jax vor zwei Jahren einmal für eine Woche verreist war, hatte er heimlich seine Tagebücher durchforstet, um etwas darüber in Erfahrung zu bringen. Das war ihm auch gelungen, wenngleich er nur wenig Gelegenheit zum Üben gehabt hatte, denn er durfte sein Geheimnis ja nicht preisgeben. Nicht einmal Ommo hatte er es anzuvertrauen gewagt, nicht aus Furcht vor Verrat, sondern weil sein Blutsbruder durch sein Mitwissen sonst eine Mitschuld auf sich geladen hätte, und das hatte er ihm ersparen wollen. Jobab starrte den Vogel unentwegt an, ließ dabei jedoch erneut, wie schon zuvor bei der Schluchtüberquerung die Magis seine Wirbelsäule hinaufströmen. Dann fixierte er den Kopf de' s Raben, färbte die Magis mit Gedankenkraft schwarz und ließ sie entlang seiner Blicklinie auf den Magier in Tiergestalt schießen. Der Vogel wirkte plötzlich wie gebannt, stellte sogar sein infames Gekrächze ein, drohte gelähmt vom Felsen zu stürzen - lind lachte keckernd auf, bevor er sich völlig unvermittelt in Regenbogenfarben auflöste. Jobab sprang wütend auf und rannte zu dem Fels hinüber. Doch von dem Raben war keine Spur mehr zu sehen. Außer sich vor Wut hämmerte er mit den Fäusten auf den Stein ein, bis die Haut seiner Finger platzte und Blut hervorstürmte. Keuchend hielt er inne und blickte zum Himmel empor. »Na warte!« röchelte er. »Das be-reust du noch!«

*

Jax stand vor Ommo, die Arme in die Hüften gestemmt, und hielt ihm zur Abwechslung mal wieder eine Standpauke. »Schnüffeln, wie?« schrie er den Lehrling an, der verlegen neben dem Ölgefäß am Feuer stand, eine kleine schwarze Feder in der Hand. »Meister, Ihr wißt doch genau, daß ich nur...« entgegnete Ommo, doch Jax schnitt ihm das Wort ab. »Gar nichts weiß ich!« Jax' Lippen bebten. »Und du weißt noch viel weniger!« Er wandte sich ab und stampfte auf seine Hütte zu. »Vermaledeite Piepmatzmagie!« Ommo traute seinen Ohren nicht. Was hatte der alte Miesepeter da eben gesagt? »Komm gefälligst her, und hol dir das Pentakel ab«, warf Jax ihm über die Schulter zu. »Wir können nicht ewig warten, bis der Kreis endlich geweiht ist. Wenn der Herr Lehrling die Güte hätten, endlich den Hintern zu bewegen Ommo folgte ihm belustigt. Hatte Jax etwa bei seinem Abenteuer im wahrsten Sinne des Wortes Federn lassen müssen? Plötzlich, Ommo hatte gerade die Feder aus dem Öl gefischt, war ein Rabe wie aus dem Nichts aufgetaucht und wütend über ihn hergefallen. Ommo hatte schützend beide Arme vor die Augen legen müssen - und plötzlich ihn Jax mit seiner knarrenden Sägemehlstimme angebellt. Das ging doch nicht mit rechten Dingen zu! Der Rabe war natürlich verschwunden. Vorsichtig schob Ommo unauffällig die kleine Feder in eine Tasche seiner Robe. Man konnte ja nie wissen, wozu die einmal gut sein würde... Jax war in der Hütte verschwunden, und als Ommo gerade vor dem Eingang angekommen war, traf ihn plötzlich ein schwerer Gegenstand an der Brust. Keuchend umklammerte Ommo ihn mit beiden Händen: Es war natürlich das Pentakel aus

dickem Eisen, welches der Zauberer unwirsch aus seiner Hütte geschleudert hatte, zu zornig, um es seinem Lehrling auf zivilisierte Weise zu überreichen.

»Wißt Ihr etwas Neues von Jobab?« rief Ommo ins Innere der Hütte, ohne sich jedoch so rechte Hoffnung auf eine Antwort zu machen. Der darauffolgende Schwall von Schimpfwörtern und Flüchen ließ ihn hurtigst das Weite suchen. O weh, der hatte aber heute eine Laune!

*

Zornig stapfte Jobab weiter, ohne auf die Hitze zu achten, die die ganze Wüste zu einem wahren Brutofen machte. Der jüngste Zwischenfall mit Jax hatte seine letzten Hemmungen beseitigt: Zornig fluchte er vor sich hin, ballte die Hände zu Fäusten und hätte sich am liebsten auf den Boden geworfen, um sich wütend in den Sand zu verkrallen.

»Leeres Gewäsch!« sagte eine Stimme plötzlich.

Jobab bleibt wie angewurzelt stehen. Vorsichtig drehte er sich um - nichts.

Wer hatte da eben gesprochen? War es etwa eine Einbildung gewesen?

»Wer bist du? Und wo?« krächzte er mit heiserer, trockener Stimme.

»Rate mal«, sagte die Stimme höhnisch.

Trotz seines blinden Zorns war Jobab plötzlich sehr aufmerksam geworden.

Die Stimme kam von seiner Linken, dessen war er sich sicher. Doch weit und breit war nichts zu sehen, nicht einmal zu seinen Füßen, am Boden.

»Das errätst du nie«, meinte die Stimme selbstzufrieden.

Jobab schüttelte den Kopf. Hatte er etwa schon einen Sonnenstich? Etwa eine halbe Stunde entfernt erblickte er einige hochaufragende Felsen, die vereinsamt in der Wüste standen. Dort würde es Schatten geben, in dem er sich etwas von der Hitze und der gnadenlosen Sonne erholen konnte. Er rannte darauf zu, als wäre ein Menschenfresser hinter ihm her. Keuchend ließ er sich an der Ostseite der Felsen in den kühlen Schatten fallen. Bis zum Sonnenuntergang würde es noch einige Stunden dauern. Er holte seinen Wasserschlauch hervor und benetzte sich mit dem kühlen Naß Stirn und Augenlider, bevor er selbst zwei tiefe Züge nahm. Sein Vorrat ging langsam zur Neige. Dennoch tränkte er ein Tuch mit etwas Wasser und legte es sich in den Nacken. Ah, das tat gut!

»Damit entgehst du mir auch nicht«, bemerkte die Stimme in spöttischem Ton.

Jobab sprang auf. Wieder war sie zu seiner Linken erschollen, ganz nahe. Er lugte über die Felsen, doch wieder war niemand zu sehen.

Ein Unsichtbarer? Erneut schüttelte er den Kopf. Wenn er einen Sonnenstich hätte, müßte es ihm doch weh tun, nicht wahr? Nein, er wollte mit einer List versuchen, den Fremden zu orten.

»Sag mir doch endlich, wer du bist!« sagte Jobab und drehte sich dabei langsam im Kreis.

»Oder bist du dazu zu feige?«

»Feige?« erwiderte die Stimme. »Was ist das?«

»Ach, tu doch nicht so!« Er mußte den Fremden reizen, damit der in einen Wortschwall ausbrach, denn erst dann konnte Jobab ihn mit einiger Sicherheit orten, sofern der seine List nicht durchschaute.

»Was heißt hier "tu nicht so"? Laufe ich etwa vor Stimmen weg?« fragte die Stimme verächtlich. »Du bist doch wohl ein Hasenfuß erster Güte, das wirst du ja wohl kaum bestreiten können. Wenn ich mir anschau, wie du jetzt...«

Jobab beachtete die Stimme nicht mehr, sondern überlegte. Er hatte sich während des Sprechens langsam, aber unentwegt um die eigene Achse gedreht und dem Klang gelauscht. Kein Zweifel - er konnte stehenbleiben, wo er wollte, die Stimme kam immer von seiner Linken. Das konnte nur zwei Dinge bedeuten: Entweder, der Fremde war tatsächlich unsichtbar und bewegte sich zusammen mit ihm im Kreis, oder...

Jobab mußte plötzlich laut auflachen. Es war ein richtiger Anfall: Er hielt sich den Bauch vor Lachen und schüttelte sich am ganzen Leib.

»Was ist denn daran so komisch?« fragte die Stimme pikiert.

Jobab zog das Schwert aus der Scheide und hielt es drohend über den Felsen. »Ich kann dich gerne zerschmettern!« drohte er.

»Das wagst du nicht, dann reißt dich Jax in Stücke!« rief die Stimme entsetzt. »Und Kokabi auch. Und...«

Jobab senkte das Schwert und sagte tonlos: »Dann laß den Unsinn, und komm endlich zur Sache.«

Der Zauberer mit dem flammendrotem Haar saß über ein Buch gebeugt in seiner Kammer und nickte. »Nicht übel, nicht übel.« Er hob den Kopf, drehte sich halb um und schnippte mit den Fingern. »Nubis!« rief er.

Die angelehnte Tür öffnete sich lautlos, und ein Schakal kam herein: ein Tier von der Größe eines mittelgroßen Hundes, mit langgezogener, edler Schnauze und dunkelbraunen, fast schwarzen Augen. Der Schakal blieb stehen und schaute den Zauberer an.

»Arbeit!« rief der Mann fröhlich. »Du weißt, was du zu tun hast?«

Der Schakal antwortete nicht, doch seine Gedanken waren klar zu empfangen. »Selbstverständlich.«

Der Zauberer nickte. »Dann mal los. Und mach es ihnen nicht zu leicht. Wenn du fertig bist, kannst du zu deinem Herrn zurückkehren.«

Der Schakal machte kehrt und verließ der Raum.

Der Rothaarige schüttelte lächelnd den Kopf. Das Tier hatte seine Gedanken gut unter Kontrolle: Er hatte nicht den leisesten Mißmut auffangen können. Dabei war Nubis viel zu intelligent für eine solch schlichte, einfache Aufgabe. Doch der Zauberer hatte seine eigenen Gründe, den Schakal dafür einzusetzen. Immerhin war er einerseits sein Wappentier, während er andererseits in der Wüste nicht unbedingt auffiel, was derzeit ein gewaltiger Vorteil war. Sein Gegner mußte inzwischen etwas ahnen, und er konnte es sich nicht erlauben, Fehler zu machen.

Wieder wandte er sich seinem Buch zu. Nachdem er eine Weile gelesen hatte, wurde er unruhig, stand auf und schritt nachdenklich in der Kammer auf und ab. Was war nur mit seiner Gelassenheit passiert?

Das sprechende Schwert hatte sein Versteckspiel aufgegeben, nachdem Jobab ihm angedroht hatte, die Klinge, koste es, was es wolle, an den Felsen

stumpf zu schlagen. Es war ein merkwürdiges Gefühl, einen unbelebten Gegenstand reden zu hören und mit ihm zu sprechen, doch schon nach kurzer Zeit hatte er sich daran gewöhnt.

»Wieso hast du mich überhaupt angesprochen?« fragte er die Waffe neugierig. Er saß wieder im Schatten der Steine, während die Sonne im Westen langsam dem Horizont entgegenstrebte. »Ich dachte, ihr würdet erst mit einem reden, wenn Gefahr droht.«

»Und woher willst du wissen, daß dem nicht so ist?« konterte die Klinge. »Aber davon abgesehen, stimmt das nur teilweise. Du warst so schön in Rage...«

Sie verstummte.

»Da hast du wohl gedacht, ich wäre gutes Kämpfermaterial?« fragte Jobab und lächelte. Die Sache begann, ihm zu gefallen.

»Na ja«, meinte die Klinge, und es klang fast wie ein mißmutiges Knurren, »die Wut allein macht zwar noch keinen Krieger, aber es ist immerhin kein schlechter Anfang.«

Jobabs Miene wurde wieder ernst. »Und was willst du von mir?«

»Dir das Kämpfen beibringen.«

»Den Schwertkampf meinst du«, berichtete der Zauberlehrling die Waffe.

»Was denn sonst? Was anderes kann man doch nicht ernst nehmen«, knurrte das Schwert.

Jobab nickte. Es leuchtete ihm ein, daß für ein Schwert alle anderen Arten des Kampfs min-

derwertig sein mußten - weil es daran nicht teilhaben konnte.

»Im übrigen bin ich eher ein Florett«, fuhr die Waffe fort. »Zumindest bin ich so leicht und geschmeidig wie eins. Du kannst ja mal meine Klinge biegen.«

Jobab nickt und packte es mit der Rechten am Griff, mit der Linken an der Spitze. Die Klinge ließ sich tatsächlich fast zu einem Kreis biegen. Er ließ die Spitze fahren, und die Luft vor seinen Augen sirrte, als der Stahl wieder in seine ursprüngliche Form zurückschnellte. »Nicht schlecht«, meinte er anerkennend.

»Nicht wahr?« erwiderte das Schwert. »Und der Vorteil ist folgender: Die meisten Schwertkämpfer benötigen einen Schild, um ihre Körperdeckung zu gewährleisten. Dabei werden eine korrekte Stellung und Körperhaltung dem Angreifer wesentlich mehr Angriffspunkte entziehen, als ein klobiger Schild schützen kann.«

»Sehr interessant«, bemerkte Jobab. »Können wir das mal üben?«

»Aber natürlich, dafür bin ich ja da. Steh erst mal auf.«

Jobab gehorchte, und das Schwert gab ihm genaue Instruktionen: wie er seinem Angreifer stets nur die Körperseite, nie aber die Front darbieten durfte, welche Beugung sein Knie einnehmen mußte, damit er mit federnden Sprüngen den gegnerischen Hieben ausweichen konnte, wie eine Terz, eine Quart, eine Quint aussahen, wie er mit dem freien linken Arm sein Gleichgewicht steuern konnte...

»Das richtige Kämpfen ist ein Tanz«, erklärte die Waffe, als Jobab schweißgebadet um eine kurze Ruhepause bat. »Ein leichtfüßiges Tänzeln, beinahe schwerelos.«

Jobab rang keuchend nach Luft. »So fühle ich mich aber gar nicht!«

»Die Wüste ist auch nicht gerade der beste Ort, um es zu lernen«, gab das Schwert zu. »Aber man kann gar nicht früh genug damit anfangen. Siehst du die Rille in meiner Klinge?«

Jobab begriff, daß das Schwert inzwischen ordentlich in Fahrt war und selbst die Pausen ausnutzen wollte, um ihn weiter zu unterrichten. Er lächelte matt.

Damit hatte er nicht gerechnet! Andererseits konnte man solches Wissen immer gut gebrauchen, und so betrachtete er gehorsam die Klinge. Ja, die Rille verlief vom Griff bis etwa zur Hälfte der Klingenlänge. »Ja.«

»Das ist die Blutrinne«, erklärte das Schwert. »Damit meine Klinge nicht im Leib des Gegners steckenbleibt und damit er mehr Blut verliert, weil es so freier fließen kann.«

Hm! Das klang nun schon weniger fröhlich! Jobab runzelte die Stirn. »Du hast wohl recht. Mir ist die ganze Zeit gar nicht so recht bewußt gewesen, daß du ja zum Töten gedacht bist.«

»Keineswegs, keineswegs«, protestierte das Schwert. »Das Töten ist nur die allerletzte Wahl. Es ist viel sinnvoller, einen Gegner zu verwunden.

Besonders in der Schlacht, sofern er dabei nur das Bewußtsein verliert.«

Jobab horchte auf. »Wieso das?«

»Weil seine Kampfgefährten ihn dann retten müssen. Schön, Tote muß man begraben, das kostet auch Zeit und Mühe, aber ein Verwundeter bereitet dem Gegner viel mehr Arbeit. Er muß vom Schlachtfeld befördert werden, man muß ihn verarzten, er muß lange gepflegt werden, bis er wieder genesen ist.

Kurzum, er bindet viel mehr feindliche Kräfte, als es ein Toter täte.«

Das klang aber reichlich grausam! Andererseits mußte Jobab zugeben, daß man von einem guten Schwert wohl schlecht Zimperlichkeit erwarten durfte.

Immerhin blieb es ja seinem Träger überlassen, ob und wozu er es anwendete.

Es war ja niemand dazu gezwungen, einen anderen anzugreifen. Wenn man sich jedoch selbst verteidigen mußte, war es besser, um solche Dinge zu wissen.

Er zuckte mit den Schultern. »Aber ein Toter kann später nicht wieder eingesetzt werden.«

»Das stimmt zwar, aber Schlachten und Kriege dauern schließlich nicht ewig. Davon abgesehen, wird ein ehemals Verwundeter oft eine gewaltige Wut gegen seinen Feind im Bauch haben, wenn er nach seiner Genesung wieder in die Schlacht zieht. Und wer zuviel Wut hat,

begeht meistens Fehler. Insofern haben wir es sogar mit einer zweimaligen Schwächung zu tun.«

Raffiniert! Jobab hatte sich schon immer für die Kampfmagie interessiert, doch Jax hatte sich bei seiner Ausbildung in diesem Punkt - wie sooft - dezent zurückgehalten. Jetzt war es um so faszinierender festzustellen, daß auch im nichtmagischen Kampf die Gesetze der Raffinesse und des Kalküls galten.

»Außerdem«, fuhr das Schwert fort, »ist ein echter Krieger ein Künstler seines Fachs. Er vergeudet keine Kraft, gibt jedem das, was ihm zusteht, und bereut niemals, was er getan hat, weil er genau weiß, was wer will und niemals dagegen handelt.«

Das macht Jobab erneut nachdenklich. »Die Wut allein macht noch keinen Krieger« - wie wahr! Und wie wenig entsprach er selbst doch dem Ideal des kühlen, leidenschaftslosen Künstlers, des wahren Schwertmeisters, den nichts von seinem Weg abbringen konnte!

Seine eigenen Wutanfälle kamen ihm in den Sinn, sein Zorn auf Jax und dessen unentwegte Demütigungen. Doch das waren die Produkte seines gekränkten Stolzes, nicht aber bewußte Entscheidungen für oder gegen etwas.

Er seufzte. Ob er wohl jemals lernen würde, seine Gefühle unter Kontrolle zu halten und zu handeln wie ein echter Krieger?

Als hätte es seine Gedanken erraten, warf das Schwert ein: »Deshalb genügt es auch nicht, ein paar Kampfschritte und Techniken zu lernen. Das ist zwar auch notwendig, denn ohne dieses Wissen kann man eine Waffe wie mich eben nicht einsetzen und kunstvoll führen. Aber eigentlich kommt es auf etwas ganz anderes an: auf die innere Gelassenheit, auf die kristallene Klarheit, die wie flüssiges Feuer auf der Haut brennt. Erst wenn man seinen wahren Weg gefunden hat, kann! man ihn auch mit der Waffe in der Hand beschreiten, ja, dann darf man gar nichts anderes mehr tun.«

Jobab legte die Stirn in Falten. »Wieso das?«

»Weil man kein Recht hat, etwas anderes zu tun, als den eigenen wahren Weg zu gehen«, belehrte ihn das Schwert. »Wer das nicht tut, der geht den Weg eines anderen und beraubt diesen seines Lebensraums. Das ist das fluchwürdigste aller Verbrechen.«

Seltsam. »Du bist ja gar nicht wirklich blutrünstig!« entfuhr es Jobab.

Das Schwert schwieg beleidigt. Schließlich sagte es: »Kein guter Krieger ist blutrünstig. Bist du schon mal auf die Jagd gegangen?«

Jobab nickte. »Ja, um Nahrung zu beschaffen.«

»Siehst du!« triumphtierte die Klinge. »Um Nahrung zu beschaffen! Hast du da einfach blindlings alles getötet, was dir vor den Pfeil oder in die Falle lief?«

»Nein.« Jobab schüttelte den Kopf. »Ich habe immer nur genommen, was wir zum Essen brauchten, und auch kein bißchen mehr.«

»Genau.« Nun wirkte das Schwert wieder versöhnlicher. »Und so ist es mit einem wahren Krieger auch. Er tötet oder verwundet nur, wenn er muß. Und ich bin ein gutes Schwert und will nicht irgendeinem Schlächter gehören, der mich mißbraucht.«

Jobab spürte plötzlich das Bedürfnis, sich zu entschuldigen. »Verzeih mir, ich wollte dich nicht verletzen.«

»Nicht verletzen ist gut!« meinte das Schwer,! kichernd. »Ist schon gut. So etwas lernt man nicht eben über Nacht. So, bist du ausgeruht genug, um weiterzumachen?«

Jobab erhob sich. »Ja. Aber irgendwann müssen wir Weiterreisen.«

»Das hat keine Eile«, erwiderte die Klinge. »Als nächstes kommt das Schattenfechten dran.«

»Schattenfechten?« fragte Jobab verwundert.

»Die Sonne hat gerade den richtigen Winkel. Du wirst jetzt das, was ich dir vorhin beigebracht habe, gegen deinen eigenen Schatten anwenden. Stell dir vor, der sei ein Feind, der dich angreift.«

Jobab blickte skeptisch zu Boden. »Aber auf dem Sand liegt der doch viel zu tief...« murmel-

te er.

»Blödmann!« raunzte das Schwert. »Du mußt natürlich um die Felsen herumgehen und deinen Schatten gegen die Wände werfen!«

Jobab seufzte. Diese Lehrer waren doch alle gleich: Wenn ein Schüler mal einen Fehler machte oder etwas nicht sofort begriff, fingen sie immer an, ihn mit Beschimpfungen zu überschütten.

Er nahm seinen Reisesack auf und schritt um die Felsen herum. Am westlichen Himmel stand die blutrote Sonne. Die Hitze hatte etwas nachgelassen, und die Schatten wurden länger. Weit in der Ferne schien eine Oase zu blühen.

Jobab drehte sich zu dem Schwert um. »Wo bleibt denn deine vielbeschworene Gelassenheit angesichts meiner Blödheit?« fragte er ironisch. Dann setzte er den Reisesack ab und machte sich an die Arbeit.

*

»Und alles mit meinem Schwert«, knurrte Jax, vor der Schale mit dem schwarzen Öl kauend, in der das Geschehen zu erkennen war.

»Aber Ihr habt es ihm doch selbst mitgegeben, Meister«, warf Ommoein. »Und im übrigen«, fügte er mit einem hinterhältigen Lächeln hinzu, »wollt Ihr doch wohl nicht behaupten, daß Ihr davon nicht vorher gewußt habt?«

Der Zauberer blickte ihn finster an. »Habe ich das etwa gesagt?«

Doch Ommo glaubte, ein leises Schmunzeln, ganz versteckt in dem langen weißen Bart, zu erkennen. Er schüttelte den Kopf.

Jax stocherte mit seinem Stock in der Glut, bis die Funken stoben. »Was paßt dem Herrn Lehrling denn schon wieder nicht?« fragte er verdrießlich.

Ommo hob die Augenbrauen. »Seit drei Stunden ist der Steinkreis fertig und geweiht, und Ihr habt ihn Euch noch nicht einmal angeschaut.«

»Woher willst du das wissen?« entgegnete Jax in scharfem Ton und warf ihm einen vernichtenden Blick zu.

»Ich hab' s jedenfalls nicht bemerkt«, erwiderte Ommo achselzuckend.

Jax nickte. »So, so. Dann schau dir mal die Lücke zwischen den beiden Steinen genau im Nordwesten an, mein Guter. Und wenn du die endlich gefunden hast, kannst du den Kreis noch mal weihen. Wie oft habe ich dir schon gesagt, daß ein Kreis nur dann etwas taugt, wenn er auch richtig geschlossen ist?«

Der alte Zauberer hatte die etwas schuppigen Augenbrauen hochgezogen und musterte den Lehrling erwartungsvoll.

»Aber das kann doch überhaupt nicht sein!« protestierte Ommo. »Ich habe alles genau überprüft! Die Steine liegen so dicht aneinander, daß nicht einmal ein Grashalm dazwischen Platz hätte!«

Jax schüttelte den Kopf. »Warum müssen diese Lehrlinge immer widersprechen?« murmelte er. Dann fuhr er Ommo plötzlich an: »Dann geh gefälligst, und überzeug dich selbst davon! Und wage es ja nicht zurückzukehren, ohne den Kreis in Ordnung gebracht und noch einmal aufgeladen zu haben!«

Verstört erhob sich Ommo und machte eine kleine Verneigung. »Verzeiht, Meister, ich wollte Eure magische Sehfähigkeit nicht in Zweifel ziehen...«

»Hast du aber«, fauchte Jax. »Und jetzt verschwinde!«

Hastig entfernte sich Ommo. Die Sache gefiel ihm überhaupt nicht. Er hätte schwören können, daß er den Kreis völlig intakt verlassen hatte. Zu oft hatte Jax ihn früher getadelt und beschimpft, wenn er einen magischen Kreis nicht richtig geschlossen hatte, als daß sich ihm die Notwendigkeit sorgfältiger Vorgehensweise nicht eingeprägt hätte.

Der Zauberer hatte ja auch recht: Ein lückenhaft gezogener Kreis war noch schlimmer als gar keiner. Die in ihm verankerte Magis zog allerlei dämonische und astrale Geschöpfe an wie das Licht die Motten. Und die Lücke sorgte dafür, daß sie den Magier bei seiner Arbeit behinderten und sogar manchmal in Todesgefahr brachten, etwa wenn sie ihn aus einer lebenswichtigen Konzentration rissen oder ihn gar besessen machten. Ommo schritt um die Hütte und musterte den Steinkreis. Genau im Nordwesten, hatte Jax behauptet. Er beugte sich über die Steine -tatsächlich, eine winzige, kaum merkliche Lücke! Ommo verwünschte sich. Nun durfte er mit der ganzen mühsamen Weihung von vorne anfangen! Der alte Fuchs hatte mal wieder recht behalten.

Fuchs? Als er den Sand eindringlich musterte, bemerkte er direkt vor der Lücke eine Spur. Sie war nur schwach zu erkennen, Pfotenabdrücke. Ein Fuchs? Ommo schüttelte unwirsch den Kopf. Hier in der Gegend gab es keine Füchse, nur Hyänen und Schakale.

Hm. Also hatte er selbst doch sorgfältig gearbeitet! Irgendein Tier war gekommen und hatte die Steine berührt, wahrscheinlich beim neugierigen Schnüffeln, und hatte sie ein wenig verrückt.

Doch das war unmöglich! Ein geweihter Kreis war zwar nicht unangreifbar, aber kein nichtmagisches Geschöpf konnte ihm etwas anhaben. Nur magische Wesen...

Plötzlich schrillten die Alarmglocken in Ommos Schädel. Das war ein Zeichen - ein magischer Angriff! Der Gegner hatte deutlich machen wollen, daß er sogar ihren Steinkreis zerstören konnte, wenn er wollte. Diesmal war er in Tiergestalt erschienen - in welcher Form würde er das nächste Mal kommen?

Ommo verfolgte die Spur, doch sie verlor sich schon nach wenigen Schritten zwischen den kargen Steppengewächsen, die die Landschaft westlich von Jax' Hütte bewuchsen.

Das war keine Hyäne gewesen, sondern ein Schakal, dessen war sich Ommo jetzt sicher. Er war in den letzten Jahren zu einem erfahrenen Fährtenleser geworden, weil er zusammen mit Jobab öfter auf die Jagd gegangen war, um die karge Diät aus salzlosem Hirse- und Maisbrei aufzubessern, die Jax ihnen vorzusetzen pflegte.

Ommo wirbelte herum und sprang mit einem gewaltigen Satz in den Kreis. Sofort schloß er sorgfältig die Lücke, überprüfte die anderen Steine und begann mit einem Abwehrzauber, um den Kreis noch besser zu schützen, als er es zuvor getan hatte. Wenn seine Vermutung stimmte, waren er und Jax in höchster Gefahr!

»Apage, apage«, dröhnte er mit aller Macht und schlug mit seinem Zauberstab fünf glühendrote Pentagramme in die Luft.

»Brüll nicht so!« brüllte Jax ihm hinter der Hütte zu. »Davon wird es auch nicht besser!«

Ommo seufzte. Dieser Meister war wirklich unmöglich! Er dämpfte seine Stimme und fuhr mit der Beschwörung fort.

V

Es war eine wahre Freude: Jobab tänzelte umher, parierte und fintierte, achtete auf seine Deckung - und sein Schatten tat es ihm gleich. Auch das Schwert war begeistert und feuerte ihn pausenlos an. Anscheinend war es mit seinem Schüler recht zufrieden.

»Aber noch nicht zustechen«, hatte es ihn gewarnt. »Wir müssen erst das Klingenkreuzen lernen, das Zustechen ist etwas für Fortgeschrittene.«

Jobab gehorchte. Eine wunderbare Leichtigkeit erfüllte seine Glieder. Müdigkeit und Hitze

waren wie weggeweht, und er konnte sich kaum noch bremsen.

Doch nach und nach verstummte das Schwert, ohne daß Jobab es bemerkte. Er war mit anderem beschäftigt: Sein Schatten verhielt sich stets spiegelverkehrt, so daß ein echter Sieg gegen ihn bei dieser Vorgehensweise nicht möglich war. Mochte das Schwert meinen, was es wollte, er mußte es wenigstens einmal gekostet haben. Also machte er eine Finte, sprang tänzelnd zur Seite, eine Terz, eine Quint - und schon bohrte sich seine Klinge in die Brust des Schattens.

Wie von einer Faust getroffen, taumelte Jobab zurück und stürzte zu Boden. »Habe ich dich nicht gewarnt?« sagte das Schwert plötzlich. »Du hast...« Doch Jobab wurde rot vor Augen, die Sinne drohten ihm zu schwinden. Mit letzter Kraft öffnete er seinen Wasserschlauch und nahm einen der wenigen verbliebenen Schlucke.

»Ah!« Langsam wurde ihm wieder wohler. »Es überkam mich einfach.« »Und genau das darf nicht sein!« knurrte die Waffe. »Ein Krieger, den es überkommt, ist ein toter Mann.«

Jobab nickte reumütig, doch es war nicht ernst gemeint. Jetzt, da er wieder zu Kräften kam, genoß er das wohlige Zittern seiner Muskeln. Er konnte sich nichts Herrlicheres vorstellen als einen richtigen Kampf mit einem geübten Gegner. Zwar hatte er noch manches zu lernen, dessen war er sich bewußt, aber...

»Schau nur, was du angerichtet hast!« sagte das Schwert vorwurfsvoll. Jobab blickte zu seinem Schatten, der, wie er, halb aufgerichtet, halb liegend am Felsen lehnte. Der Schatten röchelte ja!

Entsetzt sprang er auf die Beine. Doch der Schatten verharrte in seiner Stellung, die Rechte an die Stelle gelegt (jedenfalls sah es so aus), an der Jobab ihn getroffen hatte! Zu Tode erschrocken ging Jobab auf ihn zu, berührte den Lichtfleck, konnte jedoch nichts fühlen. »Was ist denn das nur?« fragte er atemlos. »Argggghh«, machte der Schatten.

»Du hast deinen Schatten gemetzelt«, erklärte das Schwert. »Es war ein ausgezeichneter Treffer für einen Anfänger, gratuliere!« Seine Stimme hatte einen höhnischen Unterton.

Jobab knurrte und ging im Halbkreis um den gegen den Fels gelehnten Schatten herum. Die Glieder des Schattens zuckten und bebten, und ein Schauer durchzitterte seinen ganzen Körper. Dann bäumte er sich noch einmal auf, stürzte zurück - und blieb reglos liegen.

Jobab sprang auf ihn zu, kniete sich neben ihn. »Hör mal!« rief er. »So war das doch nicht gemeint! Das wußte ich nicht! Ich... Es tut mir leid...« »Ein Krieger bereut niemals«, meinte das Schwert dumpf. »Roll ihn auf, und nimm ihn mit. Vielleicht begegnen wir einem Schattenarzt, der ihn heilen kann.«

»Du machst wohl Witze?« fuhr Jobab die Klinge an. »Ein Schattenarzt! Was soll das denn sein?«

Das Schwert schwieg. Offenbar war es wieder beleidigt. Ratlos schüttelte Jobab den Kopf. Den Schatten aufrollen? Wenn er auch nie von Schattenärzten gehört hatte, war ihm der Gedanke, seinen Schatten, der immerhin doch ein Teil seiner selbst war, hier einfach liegenzulassen, schlichtweg zuwider.

Zaghaft zupfte er an einem Fuß. Tatsächlich - der löste sich vom Boden. Vor Schreck hätte Jobab ihn beinahe wieder fallen lassen, doch er dachte an das Schwert und seine Frozzeleien und riß sich lieber zusammen. Bald darauf hatte er den Schatten zusammengerollt und in seinem Reisesack verstaut. Dazu hatte er ihn in der Mitte knicken müssen, doch die Klinge meinte, daß das unwichtig sei.

Ein Krieger bereut niemals, dacht Jobab kopfschüttelnd, als er sich daran machte, noch vor Nachtanbruch die Oase zu erreichen.

Das war leichter gesagt als getan. Unterwegs schielte er gelegentlich verstohlen zu Boden. Doch obwohl die Sonne die in der Nähe der Oase wachsenden Sträucher und Büsche wieder längere Schatten werfen ließ, warf er selbst keinen solchen Schatten mehr auf den Boden.

»Seltsam«, murmelte er. Das Schwert hatte er sorgfältig mit einem Seidentuch abgerieben

und in die Scheide gesteckt.

Was Ommo wohl dazu sagen würde?

Ommo - eine leise Wehmut überkam ihn. Wenn er Jax verließ, würde dies auch Abschied von Ommo bedeuten, zumindest für eine Weile. Denn er war überzeugt davon, daß sein Blutsbruder die Lehre bei dem Meister zu Ende führen würde. Zwar konnte niemand dafür garantieren, daß Jax ihm nach der fünfjährigen Lehre den Gesellengrad verleihen würde. Aber die Hoffnung darauf war auch nicht ganz abwegig. Er hingegen, Jobab, wurde dann umherwandern, nicht wissend, was er tun sollte.

Vielleicht könnte er ja Soldat werden...

Doch das stand überhaupt nicht zur Debatte. Soldaten mußten in Chaim ihre eigene Ausrüstung mitbringen, denn jeder von ihnen besaß seine eigenen magischen Schwerter und Dolche, und das war ein teures Unterfangen. Kein Fürst würde ich in seinem Aufzug auch nur in seinen Stallungen übernachten lassen, geschweige denn, ihm eine ehrenvolle Aufgabe in seiner Leibwache zu übertragen. Jobab konnte sich nicht einmal ein Schwert leisten.

Natürlich hätte er mit diesem Schwert hier fliehen können. Doch das wäre ein Frevel gewesen, den man in Chaim mit dem Tode ahndete.

Und wenn er Bandit würde? Doch er schüttelte den Kopf. Sein Vater hatte ihm von den Banditenhorden im Norden erzählt, unweit von dem Ort, wo er aufgewachsen war. Das waren ehrlose Gesellen, Schurken, die ihre eigene Mutter verraten hätten, und ärmlich und schäbig dazu. Da die meisten Reisenden, sofern sie begütert waren, sich auch einen Zauberer hielten, der sie schützte, hatten Banditen und Buscklepper in der Regel nur eine sehr kurze Lebenserwartung. Viele von ihnen waren Krüppel, die in die Lagerminen gelaufen waren, welche die Reisezauberer nächstens geschickt getarnt aufstellten, um ebensolche Gefahren abzuwehren.

Nein, das war keine Perspektive. Doch was sollte er sonst tun? Was war sein »wahrer Weg«, von dem das Schwert gesprochen hatte? Wieder schüttelte er den Kopf. Das beste war wohl, wenn er sich zunächst einmal auf die vorliegenden Aufgaben konzentrierte.

*

Die Oase erwies sich als kleine grüne Insel inmitten einer öden gelben Welt aus Sand. Ein natürlicher Brunnen mit klarem, köstlichem Wasser erquickte Jobab, und an den Palmen hingen reife Datteln. Er entledigte sich seines Schwerts und Reisesacks, um ungehindert emporklettern zu können. Kurz darauf kehrte er mit einer ganzen Traube von süßen grünbraunen Datteln zurück. Die Datteln schmeckten köstlich, und zusammen mit etwas Hirsebrei, den er sich mit Wasser anrührte, halfen sie bald, seinen Hunger zu stillen.

»Ein Krieger läßt seine Waffe nicht unbewacht irgendwo herumliegen«, meckerte das Schwert in seiner Scheide.

Jobab lachte kauend. »Du bist gut. Soll ich etwa auf dir schlafen?«

»Das wäre nicht das Schlechteste«, brummte die Klinge. »Oder hast du Lust auf ein paar Nachtkampfübungen?«

Jobab seufzte. »Versteh mich bitte nicht falsch, aber ich bin jetzt ziemlich müde und will mich ausruhen.«

»Ganz schön schlapp«, meinte das Schwert. »Ein wahrer Krieger...«

Langsam ging ihm dieses Gerede auf die Nerven. »...ein wahrer Krieger«, unterbrach er die Klinge, »weiß, wann er zu müde zum Kämpfen ist, und ruht sich erst einmal aus. Oder willst du das etwa bestreiten?«

Das Schwert ließ erst eine Weile verstreichen, bevor es antwortete: »Nein, da hast du wohl recht. Ach, ihr Wesen aus Fleisch und Blut seid wirklich viel zu schwach und anfällig für diese Welt!«

»Ohne uns Wesen aus Fleisch und Blut«, konterte Jobab und stopfte sich eine weitere Dattel in den Mund, »würdet ihr Schwerter gar nicht existieren. Und von allein, ohne menschliche Hilfe, kannst du schließlich auch nichts ausrichten, oder?

Die Klinge verstummte erneut.

Jobab erhob sich, verneigte sich vor ihr und meinte ohne jeden Hohn: »Deshalb respektiere ich dich trotzdem so, wie du bist. Ich erwarte lediglich umgekehrt das gleiche von dir.«

»Es sei dir gewährt«, erwiderte das Schwert huldvoll, aber offenbar schon milder gestimmt.

»Immerhin - **so** geht ein wahrer Krieger mit seinem Schwert um, daß muß ich an dir loben. Und im Kampf warst du auch nicht schlecht - bis du die Beherrschung verloren hast.«

»Und du warst mir ein ausgezeichneter Lehrer«, entgegnete Jobab. »Und ich danke dir dafür. Und wenn du auch selbst nicht schlafen magst, wünsche ich dir dennoch eine gute Nacht. Und du wirst wohl auch nichts dagegen haben, wenn ich mit meinem Stab einen Schutzkreis um uns beide ziehe. Schließlich dient das ja auch, deinem Schutz.«

»Gute Nacht«, meinte das Schwert steif. Anscheinend mußte es sich Mühe geben, sich mit der Tatsache abzufinden, daß es auch noch andere Möglichkeiten des Schutzes gab als den Schwertkampf.

Jobab zog seinen Schutzkreis, murmelte seine persönliche Abwehrformel und legte sich an das kleine Feuer, welches er für alle Fälle entfacht hatte. Kurz darauf fiel er in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

*

Dem Stand der Gestirne zufolge war es die Stunde Netos, als Jobab plötzlich von einem Geräusch geweckt wurde. Er richtete sich lautlos auf. Das Feuer war niedergebrannt und flackerte in den letzten Zügen. Er schob ein paar Palmenholzstücke nach, um die Umgebung zu erhellen, und zog das Schwert aus der Scheide.

»Na, siehst du?« zischte die Klinge ihn leise an. »Ohne mich geht es eben doch nicht!«

»Nun werde bloß nicht fanatisch!« zischte Jobab zurück und musterte argwöhnisch sein Umfeld. »Und sei jetzt gefälligst still. Ein Krieger muß horchen und lauschen.«

Gehorsam verstummte die Waffe. Jobab konnte nichts erkennen. Er erhob sich leise, fuhr mit dem Stab noch einmal seinen Kreis ab und ließ einen Feuergürtel außerhalb des Kreises erglühen.

Nichts. Sollte er hinausgehen, um nachzusehen? Doch er war sich nicht sicher, was für ein Geräusch er gehört hatte. Da mittlerweile eine leichte Brise wehte, konnte es auch das Rascheln der Palmenwedel gewesen sein.

Wenn er sich jetzt aus seinem sicheren Kreis hinauswagte, würde er in der Dunkelheit so gut wie schutzlos sein.

Er horchte eine Weile, dann legte er sich wieder hin, das Schwert in Greifweite, und stellte sich schlafend.

*

»Gerissenes Bürschchen«, murmelte der Zauberer mit dem roten Haarschopf. Er stand von seinem Buch auf und schritt zu dem Bild des Vogels hinüber, das enthüllt in der Ecke stand. Auf dem ansonsten makellosen weißen Leib waren winzige rote Flecken zu erkennen.

»Armer Tahuti«, murmelte der Zauberer. »Hat dich ganz schön erwischt, dieser häßliche alte Rabe, was?«

Er nahm ein kleines Fläschchen vom Tisch, öffnete es und tunkte eine winzige weiße Feder in die rötliche Flüssigkeit. Dann bestrich er die roten Punkte des Vogelbildes damit. »Hoorpa-kraat!« murmelte er, und die Kammer begann, grünlich zu schimmern.

Mit einem Ruck gab er einen Stoß Magis in das Bild, worauf sämtliche Kerzen im Raum plötzlich erloschen und alles abrupt in Finsternis gehüllt wurde. Totenstille setzte ein. Die untersetzte Gestalt, die noch während der Beschwörung un-bemerkt eingetreten war, verharrte reglos und unsichtbar an der Tür.

Da wurde es wieder hell. Das Vogelbild wirkte unversehrt, auch die roten Flecken waren verschwunden. Der Zauberer verschloß das Fläschchen, ohne sich nach der Tür umzusehen, und fragte: »Was gibt' s?« »Nubis ist soweit«, meldete die Gestalt. Der Rothaarige nickte. »Schön, dann kann' s losgehen.« Die Gestalt zögerte. »Meister...« Der Zauberer drehte sich zu ihr um. »Ja?«

»Der Steinkreis ist wieder intakt«, meinte die Gestalt bekümmert. Der Meister nickte. »Hast du etwas anderes erwartet?« Er stellte das Fläschchen ab und schritt zu seinem Lesetisch hinüber. »Mein Guter, das war nur ein Vorgeplänkel. Ein reines Scharmützel, weiter' nichts.« »Und das mit Tahuti?« fragte die Gestalt unbeirrt. Der Zauberer lachte. »Die paar Federn! Geh jetzt!«

»Ich gehorche«, murmelte die Gestalt, blieb aber in der Türfüllung stehen. »Meister, ich will ja nicht an Euch' zweifeln, aber seid Ihr sicher, daß Ihr Euch da nicht etwas übernehmt?«

Der Magier drehte sich erneut zu der Gestalt um. Er wirkte nachdenklich. »Vielleicht hast du recht. Aber erstens haben wir ein Abkommen, auf das wir uns im Zweifelsfall immer noch berufen können...« »...aber halten wir es denn selbst ein?« fragte die Gestalt. Der Rothaarige lachte auf. »Natürlich nicht, bester Zaru. Wo kämen wir sonst auch hin?! Aber man muß den Bogen eben immer so lange spannen, daß er es gerade noch trägt. Und die andere Seite weiß das auch. Im übrigen ist ein beachtlicher Verbündeter im Anmarsch.«

Zaru wiegte zweifeln den Kopf. »Kräftig und entschlossen ist er wohl, das mag sein. Und mein unerwartetes Verschwinden hat ihn auch nicht aus dem Konzept gebracht. Aber Mut und Kraft allein machen noch keinen Krieger.« »Wir wollen auch nicht unbedingt einen Krieger«, konterte der Rothaarige, »sondern einen Politiker. Einen, der skrupellos genug ist, um uns zu Diensten zu sein.«

»Und das Abkommen auf eigene Faust zu brechen«, fügte Zaru leise lächelnd hinzu.

»Genau. Und das dazu noch aus freien Stücken.« Der Magier kehrte sein Gesicht wieder dem Buch zu, das aufgeschlagen auf dem Tisch lag. »Und deshalb ist es das Beste, wenn er von dem Abkommen erst gar nichts erfährt.« Zaru trat einen Schritt vor. »Wenn ich dazu noch eine letzte Bemerkung machen dürfte...«

»Ja, aber laß es wirklich die letzte sein. Du weißt, ich habe zu tun. Und du auch.«

Der Archivar verneigte sich. »Selbstverständlich, Meister. Was ich sagen wollte, war: Was tun wir, wenn er ablehnt?«

Ein leises Lächeln umspielte die Lippen des Zauberers. »Das war keine Bemerkung, sondern eine Frage:« Er schüttelte den Kopf. »Er wird nicht ablehnen, keine Sorge. Er hat doch überhaupt keine andere Wahl.« »Wenn Ihr meint, Meister. Dann will ich mich nun verabschieden.« »Schön. Und melde dich in acht Stunden bei mir, dann gibt' s etwas zu sehen, das kann ich dir versprechen.« »Die Umwelt?« fragte der Archivar. Der Zauberer schüttelte bedächtig den Kopf. »Zaru, Zaru, warum bist du bei deinem scharfen Verstand nur kein Magier geworden?«

»Meister, die Bücher sind mir lieber«, entgegnete Zaru. »Das wißt Ihr doch.«

Der Rothaarige lachte. »Gewiß, das weiß ich. Aber ich kann nicht behaupten, daß ich es verstehe. Und das tut weh.« Er lachte kurz. »Immerhin schlägst

du mich damit auf meinem eigenen Gebiet. Mir ein solches Rätsel aufzugeben!

Schäm dich!«

Zaru grinste. »Sobald ich mit meiner Arbeit fertig bin, Meister. Lebt wohl.«

Dann verschwand er ebenso lautlos, wie er gekommen war.

Der Magier blickte prüfend zu dem Vogelbildnis hinüber. »Was meinst du dazu, Tahuti?«

Doch der Ibis antwortete nicht.

VI

Bis zum Morgen geschah nichts. Jobab verharrte reglos, atmete den tiefen, ruhigen Atem des Schlafenden, drehte sich gelegentlich von einer Seite auf die andere, stets wachsam, stets Schwert und Stab in Reichweite, doch ohne Erfolg. Schließlich siegte die Müdigkeit und er schlief vollends ein.

Obwohl er nur wenige Stunden geschlafen hatte, erwachte er erfrischt und guter Dinge. Nicht einmal die Aussicht auf drohende Gefahren konnte ihn schrecken. Er sprang auf, blickte sich kurz prüfend um, streckte seine Glieder, stutzte - was war denn das dort hinter der großen Dattelpalme, die er gestern noch bestiegen hatte?

Zwei dunkle Augen blickten ihn glänzend an.

Jobab beugte sich hinab, nahm Schwert und Stab auf, richtete den Stab - sein Schutzkreis war noch immer intakt - auf die Augen und rief: »Ho! Zeig dich, Fremder, oder ich muß dich töten!«

Ein leises Rascheln, dann kam er hervor - ein Schakal mittlerer Größe, mit langgezogener edler Schnauze und gleichzeitig vorwurfsvoll und weise dreinblickenden Augen.

Jobab war verblüfft. Also doch kein kauender Mensch. Hm. Wie sollte er sich mit dem Tier verständigen? Es war ganz offensichtlich, daß es irgend etwas von ihm wollte.

Er musterte sein graugelbes Fell und die großen, gespitzten Ohren.

Gefährlich sah es nicht aus, aber man konnte nie wissen. Jedenfalls hatte es ihn verstanden, sonst wäre es bei seinem Ruf geflohen oder hätte anders reagiert.

Überhaupt - lebten Schakale nicht eigentlich in Rudeln? Jobab schüttelte etwas ratlos den Kopf. »Was willst du von mir?« rief er dem Tier zu, ohne rechte Hoffnung auf eine verständliche Antwort. Zögernd kam der Wüstenfuchs auf seinen Kreis zu, beschnupperte die in den Sand gezogene Linie und setzte sich davor auf den Boden.

»Soll ich dir folgen?« fragte Jobab, einer plötzlichen Eingebung gehorchend.

Der Schakal erhob sich und drehte sich um. Nachdem er ein paar Schritte getrippelt war, machte er erneut kehrt und kam zurück. War das nur Einbildung, oder blickte ihn das Tier jetzt erwartungsvoll an?

Jobab überlegte. Solange der Schakal die westliche Richtung einhielt und er selbst auf der Hut blieb, konnte eigentlich nicht viel passieren. Er fällt eine Entscheidung. »Gut, ich komme mit. Aber erst muß ich frühstücken und meine Vorräte auffrischen.« Der Schakal setzte sich geduldig in den Schatten der Palme.

Bei Tageslicht erkannte Jobab, daß die »Oase« eher eine kleine Gruppe von Palmen und Sträuchern war, die sich um einen Brunnen scharten.

Merkwürdig, von weitem und bei Nacht hatte die Wasserstelle viel größer ausgesehen. Kopfschüttelnd nahm er sein Frühstück zu sich, füllte seinen Wasserschlauch fast bis zum Bersten, trank selbst noch einmal in tiefen Zügen und verschnürte sorgfältig seinen Reisesack. Dann war er soweit. Der Schakal trabte in westlicher Richtung davon, und Jobab schob sich die Kopfbedeckung tief in den Nacken, um die langsam heißer werdenden Strahlen der Sonne abzuwehren!

Schon bald darauf befanden sie sich wieder in kahler Wüstenlandschaft. Unbeirrt lief der Schakal vor ihm her, wartete gelegentlich, damit Jobab seinen Vorsprung wieder einholen konnte, und trabte wieder davon. »Was meinst du dazu, Schwert?« fragte Jobab, doch die Waffe knurrte nur abweisend. Offenbar war sie nicht zu Gesprächen aufgelegt.

»Der Steinkreis ist ein zweites Mal geweiht worden, Meister«, meldete Ommo und verneigte sich knapp.

»Nachdem er erst entweiht wurde, ja«, knurrte Jax. »Warum hast du solange gebraucht?«

»Ihr schließt bereits, als ich gestern damit fertig war, da wollte ich Euch nicht stören. Zumal Ihr mir keine weiteren Instruktionen gegeben hattet.« Da fiel sein Blick auf einen länglichen, in schwarzes Tuch gehüllten Gegenstand, den Jax vor die Ölschale am inzwischen wieder munter flackernden Feuer gelegt hatte. »Was ist das denn?«

»Ein Schakalknochen«, erwiderte Jax feixend. »Den habe ich mal ein paar Geiern abgenommen, als er noch ganz frisch war.«

Ommo mußte unwillkürlich lächeln. Er konnte sich lebhaft die Panik der gewiß nicht zimperlichen Vögel vorstellen, als der alte Raffzahn von Zauberer sich ihnen zielsicher und wahrscheinlich mürrisch wie immer genähert haben mochte.

»Grins nicht so dreckig!« schnauzte Jax, aber es klang nicht wirklich böse.

»Den brauchst du, um spätere Angriffe abzuwehren.«

Ommo traute seinen Ohren nicht! »Habt Ihr gerade gesagt, ich brauchte den?«

Der alte Zauberer verzog das Gesicht zu einer hämischen Grimasse. »Kennst du schon mein neues Buch über Kampfmagie?« fragte er völlig unvermittelt.

Ommo schüttelte den Kopf. Er war beunruhigt: Jax' Gesichtsausdruck verhiess mal wieder nichts Gutes!

Der Meister nestelte an einer Innentasche seiner Robe und holte eine Bündel schmieriger Papiere mit geknickten und fleckigen schwarzen Rändern hervor. »Warte mal, muß ich dir vorlesen.« Er wühlte ungeschickt in dem Bündel herum, paßte aber auf, daß keines der Blätter verloren ging.

Es war das erste Mal, daß Ommo überhaupt davon erfuhr, daß Jax Bücher schrieb. Natürlich führte er, wie alle Meister der Magie, ein magisches

Tagebuch, das einzusehen ihnen absolut verboten war, aber richtige Bücher?

Na ja, was man eben so nennt, fügte er in Gedanken hinzu, während er das armselige Bündel engbeschriebener Seiten betrachtete.

Besonders haltbar sah es nicht gerade aus.

»Da, ich hab' s!« rief Jax und hob Augenbrauen und Zeigefinger beim Vorlesen: »Eine der beliebtesten Methoden, die negativen Folgen eines magischen Angriffs zu vermeiden, besteht darin, daß man seine Lehrlinge die Schmutzarbeit machen läßt.«

»Das sieht Euch wieder mal ähnlich!« entfuhr es Ommo gereizt.

Jax nickte kühl. »Das habe ich erwartet, daß du das so sehen würdest. Macht nichts. Schließlich sollst du ja etwas lernen.«

»Ich bin Euer Lehrling, nicht Euer Söldner und Prügelknabe!« protestierte Ommo, obwohl er wußte, daß das nicht stimmte. So wollte er es vielleicht haben, doch die Wirklichkeit sah anders aus!

»Und als Lehrling hast du zu lernen, wie man sich richtig magisch schützt. Zum Beispiel Steinkreise«, sagte Jax und stopfte das Papierbündel wieder in seine Tasche. Er blickte Ommo lauernd an. »Das hättest du früher merken müssen.«

Ommo nickte betrübt. »Das ist mir ja selbst ein Rätsel, wie es dazu kommen konnte. Diese Schakalspuren...«

»Diese Schakalspuren sind genau der Grund, weshalb du dich jetzt ein wenig mit diesem Knochen beschäftigen wirst«, unterbrach Jax ihn unwirsch. »Schließlich hat er deinen Kreis zerstört, also bist du es auch, der es ihm heimzahlen muß! Und rede jetzt nicht wieder dummes Zeug vom armen Söldnerlein, sondern mach dich gefälligst an die Arbeit, wenn dir dein Leben lieb ist. Das schwebt nämlich zufällig gerade in Gefahr.« Ommo legte den Kopf

schräg auf die rechte Schulter. »Vor Euch oder vor dem anderen?«

Drohend hob Jax seinen Stock. »Das kannst du dir gleich aussuchen, wenn du nicht sofort anfängst!«

»Aber ich weiß doch überhaupt nicht, was ich tun soll!« beschwerte sich Ommo. Ach, wie ihm dieser Meister manchmal auf die Nerven ging! »Hm, auch wieder wahr.« Jax nickte nachdenklich. »Also, dann setz dich gefälligst, und laß es dir sagen.« Seufzend gehorchte der Zauberlehrling.

»Zuerst einmal wirst du den Knochen mit deinem Stab behandeln, und zwar so, daß du ein Netz aus Magis um ihn spinnst.« »Damit der Schakal unbeweglich wird?« fragte Ommo.

Jax nickte. »Ganz genau. Und das machst du im Steinkreis, weil du sonst nicht gut genug geschützt bist. Er ist doch noch intakt?« Wieder dieser lauernde Blick!

Ommo bekam einen Schreck. »Ich... Ich meine schon« Doch dann erblickte er das hinterlistige Funkeln in den Augen seines Meisters und wurde wütend. »Aber das wißt Ihr doch viel besser als ich!«

Jax lachte meckernd. »Mein Lieber, die hohe Meinung, die du von mir hast, ehrt mich unheimlich. Aber erstens weiß ich keineswegs alles, und zweitens will ich mich auch nicht um alles kümmern müssen. Ist das klar?« Ommo schluckte seine Wut hinunter und nickte. »Darf ich Euch noch eine Frage stellen?«

Jax machte eine huldvolle Gebärde mit der Linken, die eher wie eine Kündigung aussah. »Bitte.« »Was wißt Ihr über unseren Gegner?«

Jax blickte ihn eindringlich an. »Daß es nicht nur einer sein wird. Im Augenblick kämpft er allein, wenn man vom üblichen Gehilfengrobzeug einmal absieht. Aber er wird wahrscheinlich schon bald einen mächtigen Verbündeten bekommen und dann sieht es ernst aus.« »Aber was will er von uns? Und hat das etwas mit Jobabs Reise zu Kokabi zu tun?« Ommo war völlig verwirrt.

Jax schielte ihn von der Seite an. »Wir hatten, wenn ich mich recht erinnere, nur eine Frage vereinbart, nicht wahr?«

Der Zauberlehrling erkannte, daß es zwecklos war, auf weiteren Antworten zu beharren, und erhob sich. Lustlos machte er die vorgeschriebene Abschieds Verbeugung und stapfte wütend um die Hütte. Die Antworten des Magiers waren oft noch viel verwirrender als alle Fragen, die man ihm hätte stellen können.

Achselzuckend betrat er den Steinkreis und überprüfte ihn. Der Kreis war intakt. Dann blickte er zum Himmel empor. Es war die Stunde Sadedali, und schon bald würde es zu heiß sein, um sich auf magische Operationen zu konzentrieren. Also mußte er sich sputen.

Der Zorn auf Jax verlieh seiner Arbeit zusätzliche Intensität. Ob der alte Gauner ihn deshalb ständig reizte? Zuzutrauen war es ihm durchaus. Ommo schüttelte den Kopf und machte sich ans Werk.

*

Es war kurz vor Anbruch der Stunde Thamur, als der Schakal plötzlich unruhig wurde. Er bewegte sich mit immer hektischeren Bewegungen, blickte nervös zu Jobab zurück und schien ihn drängen zu wollen, ihm schneller zu folgen.

Der Zauberlehrling merkte, daß das Tier plötzlich Angst hatte. Doch Angst wovor? Weit und breit war nichts zu sehen. Da gab es nur drei Möglichkeiten:

Entweder das Tier ahnte oder wußte um etwas, das vor ihnen lauerte, oder es konnte Dinge wahrnehmen, die sich Jobabs eigenen Sinnesorganen entzogen - oder es war Magie im Spiel! Nervös zog Jobab seinen magischen Stab aus dem Gürtel und blieb stehen.

»Schakal!« rief er. »Soll ich uns schützen?«

Das Tier drehte sich zu ihm um, zögerte und kam schließlich angetrabt. Wie schon so oft

während der letzten Stunden mußte Jobab seine anmutigen, geschmeidigen Bewegungen bewundern. Doch er hatte Dringenderes zu tun.

Er zog einen Kreis und ließ abwartend in Richtung des herbeilaufenden Schakals ein Segment frei, damit das Tier noch! hineinschlüpfen konnte, bevor er den Schutzkreis endgültig versiegelte. Eine furchtbare Ahnung überfiel ihn. »Beeil dich! Schneller!« rief er dem Tier zu.

Der Wüstenfuchs machte einen Satz - und erstarrte mitten in der Luft. Mit einem dumpfen Aufprall stürzte er zu Boden und blieb reglos auf der Seite liegen, die Beine steif von sich gestreckt.

Hastig versiegelte Jobab seinen Kreis. Was war das für ein Angriff? Sein Gefühl sagte ihm, daß der Schakal ihm nichts Böses gewollt hatte. Da lag es nahe, daß sich der Angriff auch gegen ihn richtete. Bevor er dem Tier zu Hilfe eilen konnte, mußte er sich selbst schützen.

Jobab stöhnte. Das bedeutete, einen magischen Schutzpanzer um sich aufzubauen, eine mühsame Angelegenheit, vor allem jetzt in dieser Hitze.

Doch er durfte keine Zeit verlieren.

Er öffnete seinen Reisesack, holte einen Lederbeutel und eine kleine Stofftasche hervor und entknotete die Verschlüsse. Dem Beutel entnahm er eine imprägnierte Räucherkohle und etwas Weihrauch, der Tasche dagegen einen faustgroßen klaren Bergkristall in Form einer Pfeilspitze.

Er legte die Kohle in die Mitte seines Kreises und gab mit Hilfe seines Zauberstabs einen Stoß Magis darauf ab. Sofort begann die Kohle zu glimmen, und Jobab besprenkelte sie mit Weihrauch. Dichte Dampfschwaden stiegen empor und brachten ihn zum Husten.

Lehrling, Lehrling, das solltest du aber langsam gewöhnt sein! tadelte er sich selbst. Er riß sich zusammen, nahm den Stab in die Linke, den Kristall in die Rechte und hielt diesen in den Rauch. Seine Lider senkten sich und sein Gesicht nahm einen seltsam konzentrierten und zugleich abwesenden Ausdruck an.

»Lefi garane!« murmelte er. »Apage, apage!« Pausenlos wiederholte er die Formel und zog mit dem Kristall die Umrisse eines großen Eies nach, das seinen Körper umhüllte.

Wütend stampfte er mit dem rechten Fuß auf dann mit dem linken, und als er schließlich merkte, wie der Schutz, aktiviert wurde, verließ er, die Augen immer noch halb geschlossen, den Kreis und trat auf den Schakal zu.

Das Tier lag reglos am Boden, wie gelähmt, schien aber am Leben zu sein. Seine Augen schimmerten feucht und vorwurfsvoll. Mit seinem magischen Blick erkannte Jobab, was geschehen war: Der Angreifer hatte einen Kokon aus Magis um den Schakal gesponnen, ein Netz, das ihm jede Bewegung unmöglich machte.

»Saubere Arbeit«, murmelte er, doch dann verfiel er wieder in seine magische Trance. Es gab nur eine Möglichkeit: Er mußte die Magis aufsaugen. Das war ein gefährliches Unterfangen, denn wenn er nicht schnell genug war, würde sich das Energienetz um ihn stülpen, und dann war er selbst dran.

Er steckte den Kristall in den Gürtel und zog das Schwert. Mit einer blitzschnellen Bewegung zertrennte er die nur in Trance sichtbaren Kraftfäden, atmete tief ein - und ließ sie in seinen magischen Stab hineinschießen.

Als ein feines Gespinnst von Magis emporwirbelte und sich um seinen Kopf zu schlingen drohte, parierte er mit der Klinge, hieb es mit fünf schnellen Streichen in kleine Stücke, während er einen Satz beiseite machte, und saugte auch diese restliche Energie mit seinem Stab auf. Dann blieb er keuchend stehen und musterte das Tier.

Die Konturen des Schakals wurden plötzlich immer unschärfer. Zum ersten Mal bemerkte Jobab, daß das Tier eine Art Halsband trug. Einem plötzlichen Impuls folgend, kniete er neben ihm nieder und streifte das Halsband über den Kopf des Geschöpfes.

Bevor er es näher betrachten konnte, hatte sich der Schakal vollends aufgelöst. Das Halsband

war das einzige, was von ihm übrigblieb.

Jobab überprüfte seine Umgebung und stellte fest, daß keine weiteren magischen Angriffe in der Luft lagen. Er steckte das Schwert zurück in die Scheide, nicht ohne ihm vorher zu danken, blieb aber noch für alle Fälle in Halbtrance, um nicht vom Gegner überrascht zu werden. Dann musterte er das Halsband. Es war aus gelbem Leder, und daran hing eine winzige Figur aus blauem Ton: eine Menschenfigur mit einem Schakalkopf. Er nahm den Anhänger in die linke Hand und überprüfte ihn magisch.

Das Ding war geschützt: Er konnte ihm keine Informationen entlocken mit Ausnahme der einen, daß er sich nämlich nach Westen begeben solle, um dort die Höhlen aufzusuchen.

Jobab runzelte die Stirn. Welche Höhlen? Nun, das würde er schon sehen. Langsam wurde er ungeduldig. Er wollte endlich ans Ziel seiner Reise. Irgendwie war es ihm nicht so recht gelungen, nachts zu reisen, obwohl er dann viel schneller vorangekommen wäre.

Er trat vollends aus seiner magischen Trance heraus und kehrte zu seinem Kreis zurück, wo er die immer noch rauchende Kohle mit Sand löschte und seinen Reisesack erneut packte.

Dann nahm er einen tiefen Zug aus dem Wasserschlauch und machte sich wieder auf den Weg.

VII

Unterwegs hatte er während der größten Hitze im Schatten einiger Felsen abgewartet, bis die Stunde Jayon angebrochen war. Die Wüstenlandschaft veränderte sich zusehends und wurde immer felsiger. Am Horizont war eine Hügelkette zu erkennen, und Jobab hoffte, daß er bis Nachtanbruch eine geeignete Lagerstelle finden würde, vielleicht sogar an einer Bergquelle. Die Hügel waren grün und bewachsen, so daß diese Hoffnung nicht abwegig war. Ächzend erhob er sich. Die Strapazen seiner Reise machten sich langsam bemerkbar. Er nahm seine Habe wieder auf und sprach das Schwert an: »Du sagst ja gar nichts mehr.«

»Hast du Lust zum Üben?« erwiderte die Klinge. Jobab lächelte. »Lust schon, aber keine Zeit.«

»Wer nie Zeit hat, geht schlecht mit ihr um«, meinte das Schwert verstimmt. Der Zauberlehrling schüttelte den Kopf. »Ist es etwa Kriegerart, sich ausschließlich mit seiner Waffe zu vergnügen?«

Das Schwert zog es vor, stumm zu bleiben. Jobab machte sich wieder auf den Weg.

Der Angriff auf den Schakal beunruhigte ihn immer noch. Offenbar war im Reich Kokabis nicht alles in Ordnung. Warum hatte jemand versucht, das Tier auszuschalten? Doch wohl, um ihn seines Führers zu berauben! Er furchte die Stirn, während er grübelnd weiterging.

Es gab hier einige Ungereimtheiten. Wer war dieser Zaru, mit dem er die Nacht am Lagerfeuer verbracht hatte? Warum hatte er ihm erst versprochen, ihn in die Magie des sich selbst schreibenden Buchs einzuweihen, um dann plötzlich spurlos zu verschwinden. War er etwa auch das Opfer eines magischen Angriffs geworden? Wer kämpfte hier eigentlich gegen wen?

Und was bedeutete der Anhänger, den er dem gelähmten Schakal abgenommen hatte? Weshalb verriet der ihm, wohin er gehen sollte, blockierte aber dagegen alle anderen Informationen? Durfte er ihm trauen?

Hatte er dem Schakal trauen dürfen?

Gut, er hatte sich auf sein Gefühl verlassen, doch das war nicht immer ein zuverlässiger Ratgeber. Was, wenn der Schakal ihn nun doch in eine Falle hatte locken sollen und irgendein Freund ihn daran mit magischen Mitteln hatte hindern wollen?

Jobab lachte kurz und freudlos: Dann hätte er aber einen kapitalen Bock geschossen! Dann hätte er sich nämlich unter großen Anstrengungen auch noch darum bemüht, auf jeden Fall in die bewußte Falle laufen zu dürfen!

Er schüttelte den Kopf. Das erschien ihm zu weit hergeholt und unwahrscheinlich, aber er konnte die Möglichkeit nicht völlig außer acht lassen.

Und dann war da noch die Unterweisung, die das Schwert ihm gegeben hatte. Die Waffe war einseitig, das stand außer Frage. Aber sie hatte ihm zu denken gegeben. Weniger die Schwertkampftechniken, die im Prinzip nur eine Sache der Übung und Verfeinerung waren, als die eigentlichen Hintergründe. Das Gesagte hatte ihm spontan eingeleuchtet. Er mußte seinen Weg finden. Und doch war er, was sein Lebensziel anging, verlorener denn je.

Er wußte lediglich, was er nicht wollte: bei lax bleiben, um sich von dem Menschenschinder weitere Jahre schikanieren zu lassen. Nur von einer Sache wußte er mit Sicherheit, daß er sie ganz bestimmt wollte: sich bei Jax für die zahllosen Demütigungen der letzten Jahre revanchieren, es ihm so ordentlich heimzahlen, daß der alte Zauberer noch bis ans Ende seiner Tage daran denken würde.

Doch das war recht wenig und führte nicht sehr weit. Nun, erst mußte er einmal diese Mission hinter sich bringen, dann würde er schon weitersehen.

Vielleicht hatte Kokabi ihm ja etwas zu bieten. Vielleicht konnte er mit dem Zauberer ja vereinbaren, daß er nach seiner Entlassung durch Jax bei ihm seine Lehre fortsetzte. Und vielleicht würde sein Blutsbruder Ommo sich ihm sogar anschließen.

Angenehme Bilder zogen vor seinem inneren Auge vorbei: Wie er zusammen mit Ommo bei dem Zauberer Kōkabi (oder einem beliebigen anderen, nur eben nicht bei dem alten Jax) in die Lehre ging, jeden Tag klüger und erfahrener wurde, von seinem neuen Meister Lob über Lob erfuhr, um schließlich als einer der Besten mit allen Ehren erst zum Gesellen und später dann zum Meister ernannt zu werden.

Er lachte laut, als er sich das Gesicht vorstellte, das Jax dann ziehen würde!

Auch der Gedanke an Rache war süß. Er mußte es so einrichten, daß zwar einerseits außer Zweifel stand, daß er selbst es war, der Jax einen ordentlichen Nasenstüber verpaßte. Andererseits durfte man es ihm nicht nachweisen können, denn sonst würde Jax dies zu Recht als Treuebruch betrachten und ihn trotz allem noch in Schimpf und Schande verjagen. Oder er würde ihn, was noch schlimmer war, einfach nicht freigeben und weiterhin triezen.

Vielleicht konnte Kokabi ihm dabei helfen.

Jobab war kein bössartiger Mensch. Außer Jax hätte er nie einer Fliege etwas zuleide tun können. Doch er war auch stolz und empfindlich, und die Behandlung, die er von Jax erfahren hatte, war alles andere als freundlich gewesen. Selbst das hätte ihm nicht allzuviel ausgemacht, wenn er wenigstens das Gefühl gehabt hätte, bei dem alten Zauberer ordentlich ausgebildet zu werden. Doch statt dessen hatte der seinen Lehrlingen immer häufiger ihre Fehler unter die Nase gerieben und immer weniger Fragen beantwortet.

Jobab verstand das nicht. Wenn der miesepetrige Knurrhahn nur billige Arbeitskräfte gewollt hätte, hätte er sich doch viel bequemer seiner Hausgeister bedienen können. Die standen ihm sowieso zu Diensten und machten ihm auf ihre Art noch viel weniger Arbeit als seine Lehrlinge, die ja tatsächlich immer aufmüpfiger wurden, je mehr ihre Ungeduld wuchs.

Andererseits mußte er, das hatte er von dem Schwert gelernt, seinen Zorn nicht nur zügeln, sondern auch genau untersuchen. Immerhin war er sich sicher, daß seine Wut keine vorübergehende Sache war: Zu lange hatte er sie hinunterschlucken müssen, und jetzt war das Maß einfach voll.

Er stolperte über einen Stein und stieß einen Fluch aus. Wütend schleuderte er ihn mit der Fußspitze davon.

»Tz, tz«, machte das Schwert, sagte aber sonst nichts.

Jobab musterte finster die Hügel. Noch zwei, drei Stunden, dann würde er sie erreicht haben.

Ob sich dort die Höhlen befanden, die er aufsuchen sollte?

*

»Unser Plan hat eine einzige Schwachstelle, aber die ist dafür um so schwerwiegender«, sagte Zaru leise.

Er stand neben dem Lesetisch des rothaarigen Zauberers, der in seinem Sessel saß und die Beine übergeschlagen hatte. Seine orangefarbene Robe warf weite Falten, und im Licht der Nachmittagssonne, das durch das Fenster am Tisch hereinfiel, wirkte er merkwürdig zart, beinahe weiblich. Doch Zaru hatte anderes im Sinn.

»Dieser andere Lehrling«, fing er an, doch der Rothaarige hob abwehrend die Hand.

»Sein Blutsbruder, ich weiß. Er hängt an ihm, aber das haben wir doch von Anfang an gewußt.« Er musterte Zaru forschend. »Nun?«

Der Archivar zuckte mit den Schultern. »Er könnte uns im Weg sein.«

Der Zauberer nickte nachdenklich. »Aber das ist doch auch nichts Neues.«

»Gewiß, aber ich schlage vor, daß wir ihn deshalb auch aus dem Weg schaffen.«

Die Augen des Magiers weiteten sich. »Bist du verrückt geworden? Das steht nun wirklich nicht in unserer Macht. Oder«, ein feines Lächeln spielte um seine Lippen, als ihm ein neuer Gedanke kam, »willst du ihn auch auf unsere Seite locken?«

Zaru stieß ein Glucksen aus, das einem unterdrückten Lachen glich. »Das wäre schön und sauber, ja! Aber ich fürchte, daß dies erst der nächste beziehungsweise letzte Schritt sein kann. Nein, wir müssen ihn von der Bildfläche verschwinden lassen. Das meine ich durchaus wörtlich.«

Der Rothaarige piffte leise durch die Zähne. »Keine schlechte Idee. Du denkst an einen Unsichtbarkeitszauber?«

»Zumindest während der Entscheidungsschlacht.«

Der Meister schürzte die Lippen. »Hm. Für die Dauer von zwei, drei Stunden ... Ja, das müßte möglich sein.«

»Unser Mann wird natürlich merken, daß da noch jemand ist«, warf Zaru ein.

»Selbstverständlich. Deshalb müssen wir ihn zuvor auf die falsche Spur locken. Da dürften ein paar ehrlich wirkende Falschinformationen genügen. Sofern er nicht zu mißtrauisch ist.«

»Das ist er, das ist er.« Der Archivar genehmigte sich ein Grinsen. »Aber wir haben dabei noch einen mächtigen Verbündeten.«

Der Zauberer sah ihn fragend an. Dann runzelte er die Stirn. »Gewöhn dir doch mal endlich ab, ständig in Rätseln zu reden! Wir wissen doch beide, daß du ein kluger Kopf bist, genügt das nicht? Muß du es denn alle paar Minuten aufs neue beweisen?«

»Verzeiht, Meister, so war es nicht gemeint.« Zaru machte eine Verbeugung.

Er wirkte ehrlich betroffen. »Ein Gedankenspiel, weiter nichts. Ich wollte Euch nicht irritieren. Nein, unser Verbündeter ist wirklich nicht zu unterschätzen - es ist seine Rachsucht.«

»Ja«, pflichtete ihm der Meister bei, »und seine hoffnungslosen Aussichten.

Wollen wir hoffen, daß die ihn blind genug machen. Du wirst das Entsprechende veranlassen?«

Zaru verneigte sich. »Der Zauber ist bereits vorbereitet. Ein Wort von Euch, und ich kann ihn aktivieren.«

Der Rothaarige nickte bewundernd und anerkennend. Dann blickte er durch das Fenster hinaus in die Einöde. »Ach, Zaru«, murmelte er, »wo wäre ich nur ohne dich?«

*

Im Westen war soeben der apfelsinenfarbige Feuerball der Sonne erloschen, als Jobab den Fuß der Hügelkette erreichte und stehenblieb. Der Anhänger, den er zur Orientierung in der Linken hielt, prickelte plötzlich auf seiner Haut. Hier mußte er also irgendwo sein. Doch es war weit und breit nichts zu sehen. Vielleicht hinter dem Hügel?

Wachsam machte er sich an den Aufstieg. Als er am Gipfel angekommen war, verschlug ihm der Anblick die Sprache: Unter ihm lag, in ein Tal eingebettet, eine Totenstadt!

VIII

Es waren keine richtigen Gräber, sondern eher Grabhäuser: Villenanlagen im Miniaturformat, ursprünglich weiß und gelb getüncht. Jobab kannte sie aus seiner Heimat im Norden. Es waren gruselige Stätten, wo es oft zu spuken pflegte, und die meisten Leute mieden sie, wenn sie nicht einen ihrer Toten dort unterbringen mußten.

Diese Totenstadt war von mittlere Größe, er schätzte an die 800 Grabstellen. Allerdings schloß das nicht aus, daß es noch eine Reihe von Katakomben geben konnte, denn dort pflegte man die ärmeren Toten zu bestatten. Wenn man rechnete, daß pro Familiengrabstätte an die fünf bis zehn Tote kamen, befanden sich hier an der Erdoberfläche zwischen vier- und fünftausend Verstorbene.

Die Stadt war in einem verfallenen Zustand. Bestimmt wurde sie so gut wie nie mehr benutzt, dachte sich Jobab. Die kleinen Häuser, deren Dächer kaum höher waren als sein Kopf, wirkten verfallen. Der Kalkanstrich war verwittert, die Farbe war an zahllosen Stellen abgeblättert, und der Wind hatte auf der Luvseite tonnenweise Sand emporgeschaufelt, der einen Teil der Häuser am Stadtrand schon beinahe völlig verdeckte. Und das trotz des Windschutzes der Hügel, überlegte Jobab. Er machte sich an den Abstieg. Wenngleich die Stadt schon sehr alt war, hing immer noch ein dumpfer, modriger Geruch wie eine Dunstglocke über ihr, erst recht jetzt, da es für die Abendzeit ungewöhnlich windstill war.

Jobab mochte keine Totenstädte. Gelegentlich hausten in ihnen Grabräuber und heruntergekommene Banditen, doch selbst diese hielt es nur selten für längere Zeit in einer solch unheimlichen Umgebung.

Er fürchtete sich zwar nicht vor Gespenstern - das war eine der ersten Ängste, die Jax ihm und Ommo zu Beginn ihrer Lehrzeit ausgetrieben hatte -, aber er schätzte auch den Verfall nicht und die reglose, matte Stille dieser Orte, die auf merkwürdige Weise immer noch irgendwie unruhig wirkten. »Unerlöst« war das richtige Wort¹, dachte er. Da sie den Dörfern und Städten der Lebenden glichen, ohne jedoch ihren Trubel und ihr munteres Treiben aufweisen zu können, wirkten sie gleich doppelt schaurig. Und wenn der Wind vom Sturm abgerissene Äste durch die engen Gassen wehte und heulend um die Häuserecken piffte, war der Ungemütlichkeit kein Ende mehr. Als er am sandverwehten Stadtrand angekommen war, blieb Jobab stehen und musterte seine Umgebung. Vorsichtshalber zückte er sein Schwert. »Gibt' s Arbeit?« fragte die Klinge erfreut. Jobab mußte unwillkürlich lächeln. »Man wird sehen.«

Dann schritt er an den ersten Häusern vorbei. Sie besaßen Tore, manche aus Holz, manche aus Eisen. Die Holztore waren verfallen und hingen schief in ihren verrotteten Angeln, während die Eisentore von Rostblumen überwuchert waren. In der Regel befanden sich die Eingänge zu den Katakomben auf etwas erhöhten Piedestalen, um zu verhindern, daß bei den gerade in der Wüste nicht seltenen Regenschauern eine Überschwemmung die Gräber ausspülte.

Schon nach wenigen Schritten hatte er das erste dieser Piedestale erreicht und stieg die verfallenen Steinstufen hinauf. Die Öffnung wurde von einer Steinplatte halb verdeckt. Jobab

reckte den Hals und spähte hinein. Hinter der Platte schien eine Treppe in die Tiefe zu führen.

Er musterte den Rahmen der Öffnung genauer. Es waren Symbole hineingeritzt, die von den Sandstürmen bis zur Unkenntlichkeit abgeschmirgelt worden waren. Er hegte einen Verdacht, weil der Schakalanhänger seine Hand zu kitzeln begann, was ein Zeichen dafür war, daß er an seinem vorläufigen Ziel angelangt war.

Tatsächlich - rechts und links waren zwei kaum noch erkennbare schakalköpfige Menschengestalten in den Stein geritzt worden. Jobabs Herz pochte. Das Zeichen des Schakals! Was hatte es damit nur für eine Bewandnis?

Er beschloß, die Katakomben sofort zu erforschen. Doch dafür würde er Licht benötigen. Er blickte sich um und hatte eine Idee. Die Holztore! Hastig sprang er, das Schwert immer noch in der Rechten haltend, die Stufen hinab und lief auf das nächstgelegene Holztor zu. Ein kräftiger Ruck - und schon hatte er zwei brauchbare Bretter, die er als Fackeln verwenden konnte. Leider gab es keine Möglichkeit, sie in Teer zu tränken, damit sie länger brannten, aber zur Not besaß er noch seine magische Laterne, die er für alle Fälle in seinem Reisesack verstaut hatte. Das war seine letzte Lichtreserve, und mit ihrer Hilfe würde er schon wieder ins Freie zurückfinden, wenn Gefahr im Anzug war.

Wieder auf dem Piedestal angekommen, legte er Schwert und Reisesack beiseite und drückte mit aller Kraft gegen die Steinplatte. Nur mit Mühe gelang es ihm, sie so weit beiseite zu schieben, daß sie einen Spalt freigab, der gerade groß genug war, daß er hindurchschlüpfen konnte. Sorgfältig verwischte Jobab seine Spuren und streute sogar Sand in die Ritzen zwischen Steinplatte und Katakombeneingang. Es war ja nicht nötig, etwaige Fremde auf sich und diesen Eingang aufmerksam zu machen. Der schmale Spalt würde wohl kaum Aufsehen erregen, denn er vermutete, daß auch diese Stadt bereits weidlich von Grabräubern geplündert worden war. Ein Wunder, daß diese Öffnung überhaupt noch halbwegs verschlossen war. Dann nahm er seine Ausrüstung wieder auf, entzündete eine der Fackeln mit einem Feuerstoß aus seinem hochgeladenen Zauberstab, steckte die zweite in seinen Reisesack und schlüpfte, das Schwert in der Rechten, die Fackel in der Linken, durch den Spalt.

Nachdem er die erstaunlich gut erhaltene Treppe hinabgestiegen war, fand er sich in einem Gewirr von Gängen wieder, die alle an der Einstiegsstelle zusammenliefen. Die Luft hier unten war kühl, beinahe feucht, doch auch sie war von einem feinen Modergeruch durchzogen, wie man ihn nur in der trockenen, heißen Wüste erleben konnte.

Jobab blieb unschlüssig stehen, bis sich seine Augen an das unruhige Licht des Holzscheits gewöhnt hatten. Alle Gänge gähnten ihn mit ihren Öffnungen finster an, bis auf einen: Der befand sich links von ihm und schien von innen heraus zu leuchten.

Jobab konnte keine Lichtquelle ausmachen. Es war, als leuchtete das Gestein selbst. Als er den Gang musterte, begann der Anhänger, in seiner Hand zu zucken, und er erkannte, daß das Leuchten wohl eine Art Wegweiser sein mußte.

Also beschloß er, dem leuchtenden Gang zu folgen.

Die Wände des niedrigen Gangs (Jobab mußte beim Gehen den Kopf etwas einziehen) waren aus glatt behauenen Sandstein. In unregelmäßigen Abständen zweigten weitere Gänge von ihm ab, die jedoch alle nicht erleuchtet waren. Nach etwa dreihundert Schritten, die ihn in einem abfallenden Winkel immer weiter in die Tiefe führten, weitete sich der Gang an manchen Stellen und gab große, gewölbeartige Nischen frei.

Ihr Anblick ließ Jobab unwillkürlich erschauern: In ihnen waren menschliche Knochen kopfhoch aufgestapelt. Die Gebeine waren in Mustern angeordnet, fünfzackige Sterne, in deren Mitte stets ein Totenschädel steckte und den Betrachter reglos angrinste.

Eine kunstvolle Anlage, mußte Jobab zugeben, wenngleich ziemlich makaber.

Nach einer Weile hatte er sich an den Anblick gewöhnt und beachtete die Gebeinstätte kaum noch.

Endlich hörte der Gang auf zu leuchten, als er an eine weitere Abzweigung gelangte, statt dessen begann ein anderer Gang zu leuchten, der in scharfem Winkel schräg nach rechts führte. Vorsichtshalber markierte Jobab die Abbiegung mit etwa Ruß von der Fackel, um sich im Falle einer schnellen

Flucht nicht zu verirren. »Gut, gut«, brummte das Schwert anerkennend.

So ging es immer weiter: Abbiegung folgte auf Abbiegung, und Jobab schätzte, daß er schon mindestens zwei Stunden unterwegs sein mußte, als er plötzlich völlig unvermutet in eine riesige Halle hinaustrat und stehenblieb.

Die höhlenartige Halle wurde hell von Pechfackeln erleuchtet, die an den Wänden schräg in eisernen Haisiern steckten! Am gegenüberliegenden Ende der Halle erblickte er ein Podest, auf dem ein schwarzer Thron aus Stein stand. Auf dem Thron aber - Jobab wich vor Schreck einen Schritt zurück.

Umgeben von nur undeutlich auszumachenden Gestalten saß auf dem Thron ein Mann mit einem Schakalkopf!

Jobab löschte seine Fackel, indem er sie gegen den Boden stieß und austrat, dann lehnte er sie sorgfältig gegen die Gangöffnung. Erst jetzt hatte er eine Hand frei, um sich damit die Augen zu reiben.

»Wache ich, oder träume ich?« murmelte er halblaut.

»Willkommen in meinem Reich!« rief der Mann ihm zu und hob die Rechte zum Gruß. Seine Stimme klang irgendwie gedämpft und hohl. Da erkannte Jobab auch den Grund dafür: Der Fremde hatte nicht wirklich den Kopf eines Schakals, sondern trug eine Schakalmaske, vermutlich aus Holz.

Erleichtert verneigte sich Jobab, brachte aber kein Wort heraus. Plötzlich fiel ihm ein, daß er noch immer sein Schwert gezückt hielt. Was sollte er tun?

Konnte er es wagen, die Waffe wegzustecken?

»Aber nicht doch!« rief der Schakalköpfige, der sein Zögern offenbar richtig zu deuten wußte. »Nur kein Mißtrauen! Ihr habt Euch ja rührend um meinen Boten, den Schakal, gekümmert.' Wie sollte ich Euch da Böses wollen?«

Jobab zuckte mit den Schultern und steckte das Schwert zurück in die Scheide. Das mochte zwar ein Fehler sein, aber es blieb ihm nichts anderes übrig.

Zwanzig schwerbewaffnete Männer erschienen plötzlich hinter dem Podest und kamen im Gleichschritt auf ihn zu.

*

»Hmph!« machte Jax und stach unzufrieden mit dem Zeigefinger ins Öl. Mißmutig zog er den Finger wieder hervor und schnüffelte daran. »Ranzig!« knurrte er.

Ommo wachte auf. Es war schon spät in der Nacht, und er hatte sich nach der magischen Operation, die ihn ungewöhnlich angestrengt hatte, neben das Feuer auf eine Decke gelegt, um ein wenig auszuruhen. »Wie?« murmelte er.

Jax blickte ihn an. »Das Öl ist ranzig geworden. Es ist nichts mehr darin zu erkennen!«

Ommo fuhr empor. »Wie?« Das ist doch noch nie passiert!«

Jax schüttelte den Kopf. »Doch, bei magischen Angriffen. Aber selten.«

Ommo blickte seinen Meister verwundert an. »Und wenn Ihr jetzt statt dessen einen magischen Spiegel benutzt?«

»Das ist nicht das Problem!« bellte Jax. »Auf die Idee bin ich schon von allein gekommen. Vielen Dank, Herr Lehrling!«

»Wo liegt denn dann das Problem?« fragte Ommo und gähnte verstohlen.

Mit seinen Argusaugen hatte Jax es sofort erspäht. »Mal wieder zuviel gesumpft, wie?« Dann blickte er wieder auf die Ölschale. »Nein, es geht um etwas anderes.

Warst du schon mal unsichtbar?»

Es war eine rhetorische Frage, und Ommo konnte nur verwundert den Kopf schütteln.

»Habe ich mir gedacht.« Jax starrte nachdenklich in das ranzige Öl. »Weißt du, was es bedeutet, wenn man einem anderen Magier den magischen Spiegel blind macht?«

Ommo schüttelte ein zweites Mal den Kopf. »Man will dann wohl etwas vor ihm geheimhalten, aber das habt Ihr wahrscheinlich nicht gemeint...«

»Stimmt auffallend, das habe ich nicht gemeint«, sagte Jax grimmig. »Ich habe mich vielleicht auch nicht ganz klar ausgedrückt. Hm.« Er brummte in sich hinein.

Ommo stand auf und schritt zu dem Zauberer hinüber. »Auf jeden Fall ist die Gefahr also noch nicht gebannt.«

Jax nickte finster. »Im Gegenteil, jetzt dürfte der Trubel erst so richtig losgehen. Es ist so: Ein magischer Spiegel aus Schwarzglas ist von seiner Struktur her starr. Einer, der aus einer Flüssigkeit besteht, wie etwa dieser hier, reagiert viel empfindlicher gerade auch auf zukünftige Ereignisse. Ich

glaube nicht, daß man nur unseren Spiegel ausschalten wollte, aber das können wir schnell anhand eines Glasspiegels überprüfen. Das werden wir auch gleich tun.«

»Dann ist die Erblindung des Spiegels eher so etwas wie ein Vorzeichen?« fragte Ommo beunruhigt.

Jax nickte. »Ein Omen, ja. Und das kann nur einen Rückschluß erlauben: Es ist ein Unsichtbarkeitszauber im Spiel.«

Ommo spürte, wie sich seine Kehle plötzlich zusammenschnürte. »Dann will uns also einer gegen unseren Willen unsichtbar machen?«

»Dich, mich oder uns beide, ja.«

»Aber wozu?« Ommo schluckte schwer. Die Sache entwickelte sich ja langsam zu einem Alptraum! Und das Schlimmste stand ihnen erst noch bevor, wenn man Jax' düsteren Prognosen Glauben schenken konnte. »Wer hat denn etwas davon, wenn einer von uns oder wir beide nicht mehr zu sehen sind?«

»Das wüßte ich auch gern«, meinte Jax grimmig. »Und ich fürchte, wenn wir das nicht bald herausbekommen, wird es uns nicht so gut ergehen. Nein, überhaupt nicht gut«, wiederholte er.

Der alte Zauberer erhob sich ächzend. »Ich hole mal einen Schwarzglasspiegel, dann können wir feststellen, ob es nur darum geht, uns vorübergehend zu blenden, oder ob unser ranziges Öl«, er blickte verächtlich zu der Schale hinab, »ein kleiner Hellseher ist.«

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, schlurfte er zu seiner Hütte und verschwand in der Tür. Ommo hatte sich wieder gesetzt und die Beine angezogen. Er legte das Kinn auf die Knie und grübelte. Bisher war zwar nichts wirklich Schwerwiegendes passiert, aber gerade das ließ die Sache auch so gefährlich und bedrohlich erscheinen. Niemand wußte, wie das noch enden würde und was als nächstes kam. Irgendwer übte jetzt massiven Einfluß aus, um ihre magische Gefechtsbereitschaft zu beeinträchtigen.

Aber was konnte ein Gegner, wer immer er auch sein mochte, davon haben, sie unsichtbar zu machen?

Jax kam mit einem Schwarzglasspiegel zurück. »Reichlich miserabel geputzt«, murrte er, bevor er sich vor der Ölschale niederkauerte und sie beiseite schob, um dem neuen Spiegel Platz zu machen. Dann strich er mit den drei ersten Fingern der Rechten am Rand des Spiegels entlang und murmelte unhörbar eine Formel. Sofort begann das Glas zu leuchten.

Ommo spähte interessiert hinüber. Im Spiegel war eine höhlenartige Halle zu erkennen, an deren Wänden Fackeln flackerten.

»Siehst du«, brummte Jax, »völlig intakt. Entweder war es ein Einzelzauber, der sich nur gegen den Ölspiegel allein richtete, aber dann müßte die Gegenseite entweder aus lauter Witzbolden oder aus Vollidioten bestehen.

oder ich hatte doch recht mit meiner Vermutung, daß uns ein Unsichtbarkeitszauber blüht.«
»Man will unsere Kampfkraft beeinträchtigen!«, sagte Ommo plötzlich. »Wenn wir beide unsichtbar sind, kann der Gegner uns zwar nicht mehr sehen, wir einander aber auch nicht. Dann braucht er nur eine entsprechende Falle aufzustellen und uns hineinzulocken. Dann können wir uns nicht einmal mehr gegenseitig helfen.«
»Möglich«, meinte Jax, aber er schien nicht überzeugt. »Vielleicht ist es aber auch ein beidseitiger Zauber.«
Ommo blickte ihn fragend an. »Ein was, bitte?«
»Ein Zauber, der einen zwar unsichtbar macht, einem aber andererseits selbst die Sehfähigkeit raubt, solange er aktiviert ist«, knurrte Jax. »Und wenn es so sein sollte, kann das nur eins bedeuten.«

*

Nachdem die üblichen Begrüßungsfloskeln und Formalitäten ausgetauscht worden waren, winkte der Schakalköpfige huldvoll, und die Bewaffneten zogen sich zurück. Es waren recht bleiche Männer mit ausgemergelten Gesichtern und stumpfen, ausdruckslosen Äugen. Zombies? fuhr es Jobab durch den Kopf. Das konnte sein: Immerhin befanden sie sich hier in den Katakomben einer Totenstadt.

»Nun, Zauberlehrling Jobab, was führt Euch zu mir?«

Der Schakalköpfige hatte seinen Namen noch nicht verraten, deshalb hielt Jobab Vorsicht für angebracht. »Verzeiht, wenn ich Euch zuerst um Euren Namen bitte, Ihr versteht...« Er lächelte schief.

Der Maskierte lachte, »wie dumm von mir zu vergessen, mich vorzustellen! Ich bin Kokabi.« Kokabi? Instinktiv spürte Jobab, daß hier irgend etwas nicht stimmte.

»Man nennt mich auch der Zauberer der Totenstadt, wie Ihr vielleicht wißt.«

Jobab schüttelte höflich, aber bestimmt den Kopf. »Nein, davon weiß ich nichts. Kokabi ist der Zauberer des Denkens, das weiß ganz Chaim. Aber daß er Herrscher einer Totenstadt sein soll?« Seine Muskeln versteiften sich.

Der Schakalköpfige wiegte bedächtig den Kopf. »Ihr zweifelt also! Nun, das ist Euer gutes Recht. Wollt Ihr mich überprüfen?«

Jobab blickte ihn überrascht an. Damit hatte er nicht gerechnet. War das nur ein Bluff? Ein Gedanke keimte in seinem Hinterkopf auf...

»Verzeiht die Vorsicht, Herr«, sagte er, »aber Ihr wißt, daß mit Magie nicht zu spaßen ist.« Er hob beide Handflächen zum Zeichen des Friedens. »Ich bin in friedlicher Absicht gekommen, um Kokabi etwas von meinem Meister Jax zu überbringen. Wenn ich Euch überprüfen soll, müßtet Ihr in ein gefährliches Experiment einwilligen. Dieses Schwert hier...« Er zeigte an seine Seite.

»Ah, das Schwert, ja! Aber natürlich! Nur zu, junger Freund, nur zu!« Jobab fällte einen Entschluß. Die Sache war gefährlich. Wenn der Mann log, würde er möglicherweise sterben, doch dann war Jobab selbst seines Lebens auch nicht mehr sicher, denn die Leibwachen würden ihm schnell den Garaus machen. Doch es blieb ihm keine andere Wahl.

Er zog das Schwert aus der Scheide und sagte leise zu ihm: »Du weißt, daß du Kokabi gehören sollst. Wenn dieser Mann nicht Kokabi ist, wirst du ihn verletzen. Ist er es doch, wirst du ihm nichts tun. Ist das klar?« »Raffiniert!« meinte das Schwert und willigte ein.

Jobab tat so, als wiege er die Klinge in seiner Hand. Doch plötzlich hob er die Waffe, sprang auf das Podest und hieb mit der Klinge auf die Schakalmaske. Ein Sirren in der Luft, ein harter Ruck - und die Schneide blockierte einen halben Zoll über ihrem Ziel.

»Das ist tatsächlich Kokabi«, bemerkte das Schwert trocken. Die Bewaffneten waren aufgeregt herbeigestürmt und wollten sich auf Jobab stürzen, doch der Schakalköpfige winkte mit

einer gebieterischen Gebärde ab. Er gluckste. »Nicht schlecht, Zauberlehrling. Seid Ihr nun überzeugt?« Jobab schüttelte verwirrt den Kopf, starrte das Schwert an, dann die Maske, und schob die Klinge schließlich wieder in ihre Scheide. »Offen gestanden, nein«, murmelte er. »Mein Gefühl sagt mir ganz deutlich...« Der Schakalköpfige nickte. »Dein Gefühl hat nicht unrecht. Ich heiße wohl Kokabi, bin aber nicht der, den Ihr sucht.«

Das trug nicht gerade dazu bei, Jobabs Verwirrung zu beseitigen. »Ich verstehe nicht...«

Der Mann auf dem Thron seufzte. »Schade, daß wir nicht mehr viel Zeit haben. Ihr scheint mir ein interessanter Gesprächspartner zu sein. Also wisset, daß ich der Zwillingsbruder des Zauberers bin, den Ihr sucht. Ihr habt mir einen großen Dienst erwiesen, als Ihr meinen Schakal aus seiner mißlichen Lage befreit habt, denn der Schakal ist unser Zeichen, unser Wappentier, mit dem wir Besucher empfangen. Deshalb will ich Euch meinerseits einen Dienst erweisen und Euch die lange, beschwerliche Reise verkürzen, indem ich Euch zu meinem Zwillingsbruder befördere, der Euch bereits erwartet.«

»Aber wieso habt Ihr beide denselben Namen?« fragte Jobab ungläubig. »Ein Spaß unserer Eltern. Damit man uns nicht so leicht verwechselt, nenne ich mich >Zauberer der Totenstadt< während mein Bruder seinen Namen beibehält. Aber gelegentlich ist das ganz praktisch, zum Beispiel, wenn man Gegner und Feinde verwirren will.«

Das leuchtete Jobab ein. Namen spielten in der Magie eine große Rolle, denn sie verkörperten ihren Träger, und ein geübter Magier konnte bereits mit dem Namen eines Menschen allein schon sehr viel Unfug anstellen. Da fiel Jobab etwas ein. »Ich habe Eurem Schakal sein Halsband abgenommen, bevor er sich auflöste. Es hat mir als Wegweiser wertvolle Dienste geleistet. Ich schätze, ich muß es Euch wohl zurückgeben.« Er streckte die Linke mit dem Anhänger vor.

Der Schakalköpfige nahm das Halsband entgegen. »Ich danke Euch, Jobab. Und nun will ich Euch nicht länger aufhalten. Bitte folgt mir.« Er erhob sich und stieg vom Podest, um Jobab in eine Ecke des Saals zu führen, wo ein mannshoher Messingspiegel ähnlich dem stand, durch den Jax ihn auf die Reise geschickt hatte.

»Ihr erlaubt«, sagte der Schakalköpfige, und es schien, als würde er lächeln. Er berührte Jobabs Reisesack mit dem Zeigefinger und holte den zusammengerollten und gefalteten Schatten hervor, ohne den Verschuß zu öffnen. Jobab war sprachlos und protestierte nicht.

Der Mann murmelte »Hoor-pah-kraat!« zog eine Sigil in die Luft - und plötzlich lag der Schatten wieder ordnungsgemäß neben Jobab auf dem Boden. »Danke«, stammelte Jobab. »Damit habe ich nicht gerechnet.«

Der Zauberer der Totenstadt wandte sich ab. »Und jetzt blickt einfach in diesen Messingspiegel«, sagte er.

Jobab tat wie ihm geheißen. Da er in Kokabis Reich zu Hause war, war zu erwarten, daß der Mann nicht so umständlich bei der Beförderung zu verfahren brauchte, wie es Jax hatte tun müssen. Und in der Tat verstrich

kaum eine Sekunde, und Jobab fand sich in einem wirbelnden Strudel aus orangefarbenem Licht wieder. Bunte, achteckige Muster umspielten seinen Kopf. Er fühlte sich wie in einer warmen weichen Wolke - da stand er auch schon auf dem Dachgarten einer weißgetünchten Wüstenburg. Um ihn herum leuchtete die Wüste im spitzen Licht der Sterne. Eine Gestalt kam auf ihn zu: hochgewachsen und feingliedrig. Sie strahlte Wärme und Licht aus, und Jobab starrte sie fassungslos an.

»Ich... Ich bin Jobab, Lehrling des... des Zauberers Jax«, stammelte er. »Ich... ich möchte... zum Zauberer Kokabi...«

Die Gestalt schnippte mit den Fingern, und zwei Laternen flammten auf und tauchten den Dachgarten in ein warmes gelbes Licht.

Jobab blinzelte, bis sich seine Augen wieder an die Helligkeit gewöhnt hatten, dann musterte er den Fremden.

Es war ein merkwürdig weiblich wirkender Mann mit orangerotem Haar, von weichen Formen und mit zarten Gesichtszügen. Der Mann lächelte. »Was ist der Unterschied zwischen einem Meister und einem Lehrling?« fragte er.

Jobab starrte ihn wortlos an. Ein Rätsel?

Jax hatte zwei große Strahlspiegel vor dem Steinkreis aufgebaut, die in westliche Richtung zeigten. »Die werfen den Kram zurück, wenn wir Glück haben«, erklärte er.

Ommo war damit beschäftigt, magische Stäbe auszulegen: lange dünne aus Ebenholz, kurze dicke aus Esche und Eibe, Stäbe mit Bergkristallen, die in die Spitzen eingelassen waren -ein ganzes Arsenal magischer Waffen. Auch Dolche gehörten dazu: gradlinige scharfe Waffen aus Stahl, mit Messing- und Kupfer griffen, an denen Rubine und Smaragde funkelten, Krummdolche, deren ziselierte Silbergriffe im Mondlicht schimmerten, und schließlich auch ein großes Schwert: fast drei Ellen lang die Klinge, die schon manche Sturmhaube, manch erzenen Brustpanzer zerschellt haben mochte, Formeln waren mit Vitriol in die Breitfläche geätzt worden, der massive Handschutz (zwei mondsichelförmige Silberbögen) wies an beiden Seiten je eine mit Magis nochgeladene Kristallkugel auf, und Ommo wußte, daß der Griff mit Quecksilber gefüllt war.

Jax begutachtete den Aufbau und nickte zufrieden. »Du darfst jede Waffe nur einmal verwenden - ein Stoß, dann nimmst du die nächste«, sagte er. »Das ist eine Vorsichtsmaßnahme für den Fall, daß der Gegner sich auf die jeweilige Waffe einschießen will, um einen Einzelaufschlag zu verhängen. Sonst kann es dir passieren, daß dir der Stab oder Dolch in der Hand explodiert und dich in die ewigen Fluchgründe befördert, hähä.«

Diese Information empfand Ommo zwar alles andere als beruhigend, aber er hatte es inzwischen aufgegeben, gegen dergleichen zu protestieren. Auch mit der Tatsache, daß Jax kein Wort über die Identität des Gegners verlor, hatte er sich abgefunden. Wahrscheinlich hatte der Meister seine Gründe.

Jax kratzte sich im Bart. »Gut. Dann wirst du jetzt im Kreis etwas schlafen und ruhen. Ich schicke dir Asmodi, um Wache zu halten. Der wird dich wecken, wenn etwas passieren sollte. Aber im Kampf wird er dir nicht viel helfen können.«

»Und Ihr, Meister?« fragte Ommo beunruhigt, »wo werdet Ihr während des Kampfs sein?«

Jax grinste. »Keine Angst, ich lasse dich schon nicht im Stich. Ich fange die erste Angriffswelle ab, dann übernimmst du, und ich führe das aus, was die Soldaten so hübsch >Gefechtsunterstützungsmaßnahmen< nennen.«

Ommo setzte sich stumm und verzweifelt auf den Sandboden im Kreis. Er fühlte sich gar nicht gut vorbereitet, genaugenommen schwamm ihm der Kopf, und er wußte weder aus noch ein. Doch sein Meister war da anscheinend anderer Meinung, und so blieb ihm nichts übrig, als zu gehorchen und auf das Beste zu hoffen. Wenn er doch nur wüßte, gegen wen er zu kämpfen hatte! Ob es Kokabi war?

Jax unterbrach seine Gedanken mit einem meckernden Lachen. »Du solltest dich mal sehen, wie du aussiehst! Ein Häufchen Elend - und so was will mal Meister werden!«

Ommo warf ihm schweigend einen finsternen Blick zu.

Der alte Zauberer schüttelte den Kopf. »Nichts für ungut, mein Lieber. Wird schon werden. Wer vor einer Schlacht keine Angst hat, ist nicht ganz klar im Kopf.« Dann stapfte er davon. Bevor er um die Hüttenecke verschwunden war, rief er dem Lehrling noch zu: »Es ist zwar nur eine Vermutung, aber ich glaube kaum, daß der Rummel vor dem Morgengrauen losgeht. Mach dir bis dahin noch ein paar schöne Stunden!« Leise lachend verschwand er hinter der Wand.

Einen Augenblick später erschien plötzlich eine finstere Flügelgestalt im Kreis: ein Dämon, der unentwegt seine Konturen verschob. »Na?« fragte er, und es klang wie eine Beleidigung. Ommo musterte ihn freudlos. »Du sollst auch mich aufpassen, Asmodi.« Der Dämon nickte huldvoll. »Wird gemacht, werter Lehrling. Was Jax befiehlt...« Er machte eine Pause, um mit

tückischem Grinsen fortzufahren: »Und Jax befiehlt viel...«

Ommo wehrte mit einer Handbewegung ab. »Mir ist jetzt nicht nach Unterhaltung.«

Asmodi zuckte mit den dornigen Achseln und ließ sich lautlos an der Westseite des Kreises auf den Boden plumpsen. »Wie du meinst. Dann werde ich mal Kindermädchen spielen.«

Ommo hätte ihm am liebsten einen Tritt verpaßt, doch er zügelte sein Temperament und versuchte lieber, etwas Ruhe zu finden. Er hatte nur mäßiger Erfolg.

*

»Der Meister darf alles und muß nichts«, meinte Jobab lächelnd, »der Lehrling dagegen darf nichts und muß alles.«

Der Mann lachte. »Gut gegeben, Jobab! Nicht schlecht, nicht schlecht.« Er streckte ihm die Hand entgegen. »Ich bin übrigens Kokabi.« Als er Jobabs Zögern bemerkte, sagte er schnell: »Verzichten wir doch auf den üblichen Formalkram bei der Begrüßung, was? Mein Zwilingsbruder hat dich zu mir geschickt. Er war ganz zufrieden mit dir.«

Jobab nahm die Hand entgegen. Sie fühlte sich gleichzeitig weich und fest an.

»Setzen wir uns doch«, schlug Kokabi vor und wies auf eine Steinbank, die an einer der Dachgartenmauern stand. Davor befanden sich ein kleiner Marmortisch und ein Korbsessel. »Ich habe dir viel zu erzählen, Jobab.«

Sie nahmen Platz. Kokabi klatschte in die Hände, und aus den Schatten erschien eine Gestalt mit einem Tablett. Es war Zaru!

»Guten Abend«, sagte der Archivar höflich und verneigte sich. Dann bot er ihnen Gläser an, in denen eine perlende orangefarbene Flüssigkeit glitzerte.

Schließlich nahm er selbst ein Glas, stellte das Tablett auf dem Tisch ab und nahm im Korbsessel Platz.

»Es nütze!« meinte Kokabi und hob das Glas. Sie stießen an, und das köstliche Naß strömte kühl und süß durch Jobabs Kehle.

Kokabi setzte sein Glas ab und machte eine ausladende Bewegung. »Mein Haus sei dein Haus. Du bist gekommen, um mir ein Schwert von Jax zu bringen, ja?«

Jobab stand hastig auf, löste Schwert und Scheide von seinem Gürtel und reichte es Kokabi mit einer Verbeugung.

»Du könntest wenigstens mal auf Wiedersehen sagen!« knurrte das Schwert mißmutig.

Kokabi lachte schallend, als er es entgegennahm. »Typisch Jax!« rief er keuchend und zog das Schwert aus der Scheide, um die Klinge zu begutachten. »Gute Arbeit«, sagte er schließlich anerkennend. »Das will ich meinen!« bemerkte das Schwert stolz. »Die beste!« »Na, na, wir wollen nicht übertreiben.« Kokabi steckte das Schwert wieder weg und lehnte es an die Wand. »Aber wir haben keine Zeit zu verlieren. Ich habe eine schlechte und eine gute Nachricht für dich, Jobab.« Jobab horchte auf. Irgend etwas stimmte hier nicht, das spürte er genau: Die Freundlichkeit war zwar echt, aber nicht ohne Hintergedanken. Aus früheren Erzählungen seines Meisters wußte er, daß Kokabi bisweilen ein ganz ausgekochtes Schlitzohr sein konnte, und so beschloß er, auf der Hut zu bleiben und sich möglichst nichts anmerken zu lassen. »Zuerst die schlechte: Dein Blutsbruder Ommo ist nicht mehr.« Das saß! Jobab starrte den Zauberer fassungslos an. »Wie... Wie meint Ihr das?« stammelte er. Täuschte er sich, oder hatte Kokabi dem Archivar gerade einen verstohlenen Blick zugeworfen?

»Tja, er hat einen bedauerlichen Unfall, den er leider nicht überlebt hat«, erklärte der Zauberer. »Jax hat ihn losgeschickt, um Wasser zu holen, und da hat ihn eine Schlange gebissen. Bei allem Respekt gegenüber deinem Meister, aber das war wirklich dumm von ihm. Man schickt doch niemanden mitten in der Nacht zum Wasserholen!«

Jobabs erste Reaktion war Wut und Zorn. Das sah dem alten Menschenschinder Jax aber ähnlich! Wie oft hatte er ihn selbst schon zu den unmöglichsten Zeiten zum fernen Brunnen

geschickt, wohl wissend, daß der Weg gefährlich war! Andererseits... »Das kann ich nicht so recht glauben«, sagte er vorsichtig und fügte, um nicht unhöflich zu erscheinen, hastig hinzu: »Bevor ich genau weiß, woher die Information stammt, wollte ich sagen.« Kokabi nickte. »Wir haben es zufällig im magischen Spiegel gesehen, wie Jax deinen Freund betrauerte. Auf seine Art, natürlich.«

Auf seine Art? Das konnte sich Jobab lebhaft vorstellen! Wahrscheinlich hatte der Alte sogar Ommos Leichnam noch beschimpft und ihm Faulheit vorgeworfen!

»Es stimmt, ich habe es mit eigenen Augen gesehen«, bestätigte Zaru. Was sollte er tun? Eine dumpfe Trauer erfaßte Jobab und vermischte sich mit einem kaum zu bändigenden Zorn auf Jax. Alle Wut, die er gegen den Meister angestaut hatte, bündelte sich plötzlich, und mit einem Mal erkannte er sein Ziel, wußte um seinen Weg: Er mußte Ommo rächen, um jeden Preis! Kokabi hob die Augenbrauen. »Die gute Nachricht wird dir vielleicht jetzt weniger schön erscheinen, aber du sollst sie dennoch hören. Ich möchte dir ein Angebot machen. Willst du Meister werden?«

Jobabs Kopf fuhr herum. Entgeistert starrte er den Zauberer an. »Wie bitte?« Kokabi blickte ihm tief in die Augen. »Ich will dir nichts vormachen: Geschenkt bekommst du das nicht. Du weißt, daß ich der Magier des Denkens und Wissens bin, und deshalb weiß ich viele Dinge, die du noch nicht kennst. Ohne Ausbildung geht es nicht, aber du kannst den Gesellengrad überspringen. So in ein bis zwei Jahren bist du sicherlich soweit, das merkt doch ein Blinder!«

Jobab wußte nicht, was er sagen sollte. War das eine Falle? »Und was muß ich dafür tun?« fragte er und versuchte, sich kein Mißtrauen anmerken zu lassen.

Kokabi lächelte fein. »Mir bei etwas helfen, was dir sehr entgegenkommen dürfte.« Seine Miene verfinsterte sich plötzlich und unvermittelt. »Ich will Jax ausschalten.«

Jobabs Augen verengten sich. »Nachdem er Euch erst ein Geschenk geschickt hat? Und nachdem Ihr es sogar angenommen habt?«

Der rothaarige Zauberer furchte die Stirn. »Das ist kein Geschenk, Jobab, sondern eine Bezahlung. Ich habe Jax vor etwa einem Jahr einmal einen großen Gefallen getan, und seitdem warte ich auf die versprochenen Bezahlung. Dieser Mann muß unschädlich gemacht worden!« Er sagte es heftig, und Jobab bemerkte, wie sich seine Hände zu Fäusten ballten. »Er war mal ein sehr guter Magier«, warf Zaru ein. »Das weiß jeder. Aber in den letzten zehn Jahren ist es mit ihm immer schlimmer geworden. Jetzt kann er nur noch die Leute schinden und quälen. Du weißt wahrscheinlich noch besser als wir, wie sehr er dich herumkommandiert hat, und...« Kokabi unterbrach ihn. »Wir wissen, daß du ihm nicht wohlgesonnen bist, Jobab, und du hast auch allen Grund dazu. Nun, wir wollen ihn nicht töten, nicht einmal verwunden, aber wir wollen ihn verjagen, weit in den tiefen Süden, wo er über seine Fehler nachdenken kann. Dieser Zauberer ist unerträglich geworden.« Er begann wieder zu lächeln. »Darüber hinaus verfolgen wir natürlich auch noch ein größeres Ziel. Mit deiner Hilfe, Jobab, kann ich Herrscher von Chaim werden. Der Kampf gegen Jax wäre nur der erste Schritt. Du kennst ihn am besten, warst am längsten von uns mit ihm zusammen, du bist ein ausgezeichneter Krieger, solange du weißt, wofür die kämpfst. Kurzum, du bist unser Mann, Jobab. Wenn Jax erst verbannt ist, werden wir in Chaim endlich Ordnung schaffen. Wir werden dafür sorgen, daß die Zauberlehrlinge eine ordentliche Ausbildung erhalten und daß kein Meister sich aufspielen kann, als wäre er der Gott unseres Landes. Dafür benötige ich fähige Generäle, Meister also, und ein solcher könntest du bei mir werden.«

Jobabs Widerstand schmolz. Die Nachricht von Ommos Tod hatte ihm den Rest gegeben: Er wollte nur noch eins: Rache, und Kokabi war bereit, ihn dafür auch noch zu entlohnen. Auf diese Weise wären alle seine Probleme schlagartig gelöst: Ein verbannter Magier durfte keine Lehrlinge mehr ausbilden, ja, es war ihm sogar bei Todesstrafe verboten, Diener einzustellen, und das wäre wohl die schlimmste Strafe, die man Jax antun konnte. Eine Demütigung, die in gerechtem Ausgleich zu all der Schmach stand, die er Jobab und Ommo

gung, die in gerechtem Ausgleich zu all der Schmach stand, die er Jobab und Ommo angetan hatte. Es interessierte ihn auch nicht mehr, ob Kokabi es ernst mit seinen Plänen meinte. Mochte er betrügerisch sein, wie er wollte - er, Jobab, hatte gar keine andere Wahl. Doch das bedeutete nicht, daß man nicht noch mehr dabei herausschinden konnte. »Was bietet Ihr mir ganz genau?« fragte er mit lauerndem Unterton. Er machte sich gar nicht mehr die Mühe, verbindlich und harmlos auszusehen. Kokabi und Zaru wechselten schnelle, abschätzende Blicke. »Nun, ich habe es eigentlich schon erklärt: »Du kannst dich an Jax rächen, wobei wir dir alles zur Verfügung stellen, was du dafür brauchst. Ich versichere dir, daß du binnen ein bis zwei Jahren unter Umgehung des Gesellengrades bei mir gleich die Meisterprüfung ablegen kannst, und ich biete dir einen Posten als General in meiner noch aufzubauenden Armee. Genügt das nicht?« Jobab wiegte den Kopf hin und her. »Legen wir noch etwas drauf. Zaru hat mir etwas von einem sich selbst schreibenden Buch erzählt, in dessen Magie er mich einzuweihen versprach. Das...«

Zaru nickte. »Das habe ich sogar dabei, ich habe es nicht vergessen.« Er griff in seinen Umhang und holte ein großes, schlankes Buch mit einem schwarzen Ledereinband hervor. Er schlug eine leere Seite auf, machte eine Geste, die Jobab nicht genau ausmachen konnte, murmelte etwas Unverständliches und fragte: »Buch, was kannst du? Zeig es uns.«

Gebannt blickte Jobab auf die Seite. Plötzlich erschien wie von Geisterhand eine Schrift: »Ich schreibe mich selbst. Wenn du fragst, gebe ich Antwort.« Nach einer kurzen Weile erlosch die Schrift wieder. »Sehr praktisch«, murmelte Zaru. »Ich kann dir gerne beibringen, wie man sich so ein Buch herstellt.«

Jobab schüttelte den Kopf. »Das ist mir alles nicht konkret genug: Versprechungen, Aussichten auf Grade und Posten, aber nichts Handfestes. Ich will das Buch dazu.«

Zarus Miene verfinsterte sich, und er riß das Werk an sich, um es schützend an seine Brust zu drücken, doch Kokabi lachte schallend. »Altes Schlitzohr!« prustete er und hielt sich die Hände an die Rippen. Er blickte Zaru grinsend an. »Wir werden es diesem Gauner geben, sobald er Erfolge meldet, nicht wahr?« Er wollte nicht aufhören zu lachen.

Zaru blickte seinen Meister an und nickte zögernd. »Wenn es sein muß«, brummte er.

Kokabi erhob sich. »Dann wäre ja alles erledigt.« Er reichte Jobab erneut die Hand. »Schlag ein, Partner.«

Jobab stand auf. Er wankte leicht, ließ sich aber nichts von der maßlosen Wut und Trauer anmerken, die seinen Magen mit eiserner Faust zusammendrückten. Er schlug ein, und gemeinsam verließen sie den Dachgarten, um eine Treppe hinabzusteigen, die ins Innere der Wüstenfestung führte.

Alle Vorbereitungen waren getroffen. Jobab trug einen Brustpanzer aus feinstem Hartmessing. Das Schwert, welches er Kokabi überbracht hatte, hing wieder an seinem Gürtel. Er stand in einer großen Halle, deren Wände

schwarz ausgekleidet waren, umringt von flackernden Feuern, die aus dem Boden emporloderten. Vor ihm befand sich ein kleiner Altar, auf dem ein aufgeschlagenes Buch der Zauberformeln lag.

»Mit Hilfe dieser Formel hier«, Zaru zeigte auf die entsprechende Zeile, »kannst du Jax' Hütte in Brand setzen. Die Formel wendest du am besten sofort an, nachdem du vor der Hütte materialisiert bist. Jax befindet sich gerade in ihrem Innern«, ein kurzer Blick auf einen ebenfalls auf dem Altar stehenden magischen Spiegel bestätigte Jobab die Richtigkeit von Zarus Behauptung, »deshalb wird er sich durch einen Sprung aus der Tür retten wollen. Selbst wenn er das Fenster wählen sollte, werden seine ganzen magischen Waffen verbrennen, denn er kann sie alle unmöglich in der kurzen Zeit in Sicherheit bringen.«

Jobab nickte. Er wußte, daß er durch einen Erdspiegel treten mußte, der auf Jax' Hütte geichtet worden war: ein viereckiges Holzgestell mit Boden, das mit Erde angefüllt war, in die sie Steine eingelassen hatten, die das Muster von Jax' persönlicher Sigil bildeten. Kokabi saß

an einem Tisch und beobachtete vergnügt die Vorbereitungen.

Zaru wollte Jobab einen Zauberstab reichen, doch der lehnte ab. »Ich benutze lieber meinen eigenen.«

Achselzuckend steckte der Archivar den Stab wieder weg. »Wie du meinst.«

Dann kehrte er zu Kokabi zurück, um sich flüsternd mit ihm zu beraten. Der rothaarige Zauberer nickte, und Zaru rief: »Dann kann es gleich losgehen.

Wir werden das Kampfgeschehen verfolgen und dir notfalls Unterstützung gewähren, indem wir die gebündelte magische Kraft schicken.«

Jobab nickte stumm. Er drängte ihn nach Aktion.

Plötzlich geschah alles wie im nu: Kokabi sprang auf, zog mit gespreizten Fingern ein Zeichen in die Luft. Zaru donnerte die Formel »panto-kakodaimonos!« Jobab verlor für den Bruchteil einer Sekunde das Bewußtsein, als er von den Füßen gerissen wurde - und fand sich im Morgengrauen vor Jax' schäbiger Hütte wieder. Schnell blickte er sich um, doch es war nichts zu sehen. Alles war ruhig! Gut.

Er huschte mit gezücktem Schwert und Stab lautlos vor den Hütteneingang, reckte die Klinge der Öffnung entgegen und rief: »Pyrös!«

Ein Knall, eine Explosion - und Jobab wurde von einer gewaltigen Druckwelle zurückgeworfen. Keuchend fiel er auf den Rücken und sprang hastig wieder auf. Vor seinen Augen entfaltete sich ein unglaubliches Geschehen: Die Hütte erglühte, blähte sich träge auf wie ein Wasserschlauch, platzte auseinander - und stürzte wieder in sich zusammen. Jetzt kam es darauf an, den fliehenden Magier zu erwischen und mit seinem Stab zu bannen - oder ihn niederzustrecken, wenn er sich wehren sollte. Jobab war zu allem bereit und starrte wie gebannt auf den lodernden Eingang der Hütte.

Doch nichts geschah. War der alte Zauberer etwa bereits den Flammen zum Opfer gefallen?

»Das könnte dir so passen, mein Lieber!« krächzte eine hämische, wohlvertraute Stimme hinter ihm. Jobab wirbelte herum, das Schwert kampfbereit schwingend, und ging sofort in Verteidigungsstellung. Doch er kam nicht mehr dazu, die Gestalt genauer auszumachen, die plötzlich vor ihm aus dem Boden schoß: Eine leuchtende rote Kugel jagte ihm entgegen, traf ihn auf der Brust - und wieder wurde er von den Beinen gerissen.

Die ganze Welt schien sich plötzlich mit wahnwitziger Geschwindigkeit zu drehen. Jobab hatte das Gefühl zu fliegen, von einem Wirbelwind in die Lüfte getragen zu werden - da prallte er auch schon schmerzhaft wieder auf.

Benommen schüttelte er den Kopf und sah sich um.

Das mußte die Westseite der brennenden Hütte sein - der Zauberer hatte ihn kurzerhand devongeschleudert!

Leicht angeschlagen, aber mit ungebrochenem Kampfwillen und unendlicher Wut, die in seinem Bauch wie ein faules Gebräu kochte, sprang er wieder auf die Beine. Was war das denn? Im Schein der brennenden Hütte erblickte er einen Steinkreis, in dem zahlreiche magische Gegenstände ausgebreitet lagen. Mißtrauisch hielt er Ausschau nach Jax, doch der alte Fuchs war arischeinend sofort wieder in Deckung gegangen.

Vorsichtig trat er auf den Steinkreis zu, als er Jax brüllen hörte: »Jetzt, Mann!«

Da erbehte der Boden unter seinen Füßen. Ein Blitzstrahl schoß aus dem Kreis auf ihn zu, und er konnte sich gerade noch im letzten Augenblick zu Boden werfen. Aus der Hüfte gab er einen Feuerstoß aus seinem magischen Stab ab. Die Magie prallte von dem Schutzkreis ab, schien aber immerhin winzige Risse in den Panzer zu schlitzen. Zu seinem Erstaunen sah Jobab, wie der Stab, der den Blitzstrahl von sich gegeben hatte, wieder zu Boden fiel und ein neuer in die Höhe schwebte. Was war das denn? Handelten diese Gegenstände etwa selbstständig?

Er gab einen weiteren Stoß magischer Energie in die Richtung ab, aus der Jax' Stimme erschollen war, und rollte sich zur Seite ab. Er hörte den Zauberer leise fluchen, als auch schon

an der Stelle, wo er gelegen hatte, der Boden aufglühte und Steinsplitter auf ihn niederprasselten. Das war knapp!

Jobab fand einen großen Stein, hinter dem er in Deckung gehen konnte, und kauerte sich keuchend nieder. Wenn die Gegenstände im Kreis doch nicht selbstständig agierten, hatte er es mit einem unsichtbaren Gegner zu tun.

Drei Schritte von ihm entfernt schlug ein weiterer Blitzstrahl ein - weit verfehlt.

»Drei Grad weiter links, du Esel!« fauchte Jax, und Jobab hörte ein hastiges Rascheln, als der Zauberer beiseite huschte, um dem Feuerstoß aus seinem Zauberstab zu entgehen. Jobab schwenkte seinen Stab in Zickzacklinien über die Stelle, an der er Jax vermutete, dann sprang er mit einem Satz nach links.

Kein Augenblick zu früh: Der Stein, der ihm als Deckung gedient hatte, erglühte plötzlich und zerbarst mit einem platzenden Geräusch.

Da durchzuckte Jobab eine jähe Erkenntnis: Wenn Jax dem Schützen im Kreis derart detaillierte Angaben machen mußte, war dieser mit aller Wahrscheinlichkeit nicht nur unsichtbar, sondern konnte selbst nichts sehen.

Vermutlich konnte er zwar nach Gehör zielen... Er bückte sich, hob einen kleinen Stein auf und schleuderte ihn nach rechts.

Der nächste Energiestoß aus dem Kreis bestätigte seine Vermutung: Einer der Stäbe hob sich blitzschnell, schwenkte herum und gab einen tödlichen Strahl auf die Stelle ab, von der das Geräusch des aufprallenden Steins erschallte.

Jobab beschloß zu handeln. Er richtete sich auf und rief, gegen den Kreis gerichtet: »Pyrös!« Das Zauberwort verfehlte seine Wirkung nicht: Plötzlich ging der Kreis in Flammen auf. Doch da sprang Jax hinter der lodernden Hütte hervor. Seine Augen blitzten, und mit ausgestreckter Rechten donnerte er: »Hydrös!«

Sofort sackte die Flammenwand zusammen, und Jax sprang mit einem Satz wieder in Deckung. Immerhin hatte Jobab einen Erfolg gehabt: Er hatte den Unsichtbarkeitszauber zerstört und konnte seinen Gegner deutlich erkennen - doch was er sah, ließ ihm die Haare zu Berge stehen: Es war Ommo, sein Freund und Blutsbruder, der gerade einen böse glitzernden Dolch aus Jax' Sammlung auf ihn richtete!

Ommos Augen weiteten sich erstaunt. »Jobab?« stammelte er fassungslos.

»Ommo!« rief Jobab. Eine Mischung aus Zweifel, Erleichterung und Entsetzen tobte in seinem Inneren: Er hatte gegen seinen eigenen Blutsbruder gekämpft! Er schleuderte den Stab davon, ließ das Schwert fallen und sprang auf ihn zu.

Die beiden Freunde umarmten sich, und Tränen standen in ihren Augen.

»Das... Das wollte ich nicht«, schluchzte Jobab. »Man... Man hat mir gesagt..., du wärest tot...«

»Und ich konnte den Angreifer nicht erkennen«, erklärte Ommo. »Plötzlich war alles finster um mich herum, und ich konnte mich nur noch auf mein Gehör und Jax' Anweisungen verlassen.«

Wenn man vom Teufel sprach... »Wenn die Herren Lehrlinge ihre rührende Familienszene beendet haben, möchte ich sie zu einer kleinen Manöverkritik einladen«, knarzte der alte Zauberer.

Jobab blickte ihm in die Augen. Sie wirkten überhaupt nicht böse oder gar wütend, und dabei hatte er sich doch mit Kokabi gegen den Meister verbündet. Jax zwinkerte ihm zu. »Nicht schlecht, mein Lieber. Hat sich der ganze Aufwand wohl doch noch gelohnt.« Er zeigte auf die glimmenden Überreste seiner Hütte.

Die Lehrlinge lösten ihre Umarmung und traten zu dem alten Zauberer, der einen magischen Spiegel aus seinem Ärmel hervorgeholt hatte und diesen gegen einen in schwarzes Tuch gewickelten Gegenstand auf den Boden lehnte. Als sie hineinblickten, sahen sie Kokabis lachendes Gesicht. Auch Zaru war zu sehen, doch der wirkte weniger fröhlich.

»Was ist geschehen, Meister?« fragten Ommo und Jobab aus einem Mund. Jax hob den Blick und musterte die beiden. »Wenn du immer noch glaubst, daß ich nichts für euch tue, Jobab, kannst du jetzt von mir aus in Frieden den Dienst bei mir quittieren. Ich habe dich ein Jahr lang gereizt und dir Wissen vorenthalten, um deine Wut gegen mich zu schüren. Denn du solltest zum Kampfmagier ausgebildet werden. Aber dazu gehört eben nicht nur die Wut, sondern auch der Verstand. Dabei hat mir Kokabi mit aller List und Schläue geholfen, indem er so getan hat, als wollte er mich von der Bildfläche verschwinden lassen. Ob er wirklich nur so getan hat, daß weiß man bei diesem Schlitzohr nie. Schau ihn dir nur an!« Jax wies mit dem Kinn zu dem Spiegel. Der rothaarige Magier winkte, lächelte hintergründig und verschwand. Nur Zarus mürrisches Gesicht war noch zu erkennen. »Warum guckt der so finster?« fragte Ommo.

Jax grinste. »Weil ich ihm sein Buch vor der Nase weggezaubert habe. Samt Gebrauchsanweisung, hähä!« Er legte den Spiegel beiseite und nahm den verhüllten Gegenstand hervor. Er reichte ihn Jobab. »Das ist für dich. Du hast nicht nur gelernt zu kämpfen, sondern du bist deinen Idealen treu geblieben - denn deinen Blutsbruder hast du nicht verraten so verlockend Kokabis Angebot auch war.«, Jobab blickte beschämt zu Boden. »Jetzt ist eure Hütte zerstört...« Jax zuckte mit den Schultern. »Wo gehobelt wird, fallen eben Späne. Es muß ja alles sehr überzeugend aussehen.« Er fuhr sich nachdenklich mit einem Spinnenfinger in die Nase. »Hm, aber wenn du dich natürlich am Wiederaufbau beteiligen willst

Jobab lachte schallend. »Mit Verlaub - Ihr seid mir ein rechtes Schlitzohr, Meister! Wahrscheinlich habt ihr die Sache nur eingefädelt, um auf diese Weise zu einer neuen Behausung zu kommen!«

Jax grinste: »Eine bescheidene Entlohnung habe ich mir doch wohl auch verdient, nicht wahr?« Er reichte Jobab die Hand. »Du hast gegen mich gekämpft, aber aus deiner Sicht der Dinge warst du dabei auch im Recht. Ich hoffe nur, daß du in Zukunft besser mit deinem Mißtrauen und deinen vorschnellen Urteilen umzugehen lernst!«

Dankbar nahm Jobab die dargebotene Hand. »Ich werde mir Mühe geben, Meister.« Tränen der Rührung kämpften mit Gefühlen der Scham. Nun wußte er, was er tun würde: Er würde diesem Meister treu bleiben, bis in den Tod.

»...und wenn Ihr auch noch so sehr das Ekel spielen mögt«, entfuhr es ihm Jax schüttelte einen Zeigefinger vor seiner Nase. »Werd' nicht schon wieder frech!«

Sie hockten sich vor die brennende Hütte, und Jax holte eine Flasche Kaktuswein aus seiner Robe hervor. »Zum Feiern«, knurrte er.

Jobab lachte. »Ihr plant aber auch alles im voraus!«

Teil 2

Die Hexe der goldenen Träume

I

Ommo und Jobab kauerten verborgen im Schilf, die magischen Dolche abwehrbereit gezückt. Unruhig huschten ihre Blicke hin und her. Keine neunzig Schritte von ihnen entfernt durchkämmten die Winzlinge im Rudel das Ufergelände. Den halben Nachmittag hatten die beiden Zauberlehrlinge damit verbracht, vor den Zwergen zu fliehen.

Nun schien es, als würde den Verfolgern langsam die Lust an der Jagd ausgehen.

Die Winzlinge schwärmten noch ein letztes Mal kurz aus, musterten mit argwöhnischen Blicken die Wasseroberfläche und das dichte Schilf, bis ihr Anführer schließlich ein Signal gab. Seine Gefolgsleute scharten sich um ihn, nach kurzem Palaver waren alle verschwunden.

Es war um die Stunde Beron.

Ommo atmete erleichtert auf. Plötzlich schoß ihm ein völlig unpassender Gedanke durch den Kopf, und ehe er sich versehen hatte, sprach er ihn auch schon aus:

»Sag mal, darf ein Meister der Magie eigentlich wirklich so schmutzig herumlaufen wie eine ungewaschene Vogelscheuche?«

Jobab blickte ihn erstaunt an. Dann lachte er leise. Der Bann war gebrochen - auch er wirkte plötzlich erleichtert.

»Wenn du Jax meinen solltest, dann kannst du dir deine Puste sparen. Der tut ohnehin nur, was er will. Für ihn gelten keine Gesetze.« Jobab furchte die Stirn. »Meint er zumindest«, fügte er leise hinzu.

Ommo seufzte. Vorsichtig hob er den Kopf und spähte über die Spitzen des Schilfgewächses ans Ufer. Die Zwerge waren verschwunden.

»Ich glaube, wir können es wagen.«

Jobab nickte wortlos. Er stand links von Ommo und watete ein Stück weiter, um einen größeren Abstand zwischen sich und seinen Blutsbruder zu legen.

Sollten die Zwerge irgendeine List im Schilde führen, so war es nicht nötig, daß sie beide Freunde zugleich bemerkten.

Ommo blieb an Ort und Stelle. Das hatte sich im Laufe des Nachmittags so eingespielt: Jobab übernahm das Auskundschaften, während Ommo Flanke und Rücken sicherte.

Nachdem sein Freund im Schilf verschwunden war, lauschte Ommo aufmerksam, um zu hören, wie Jobab vorankam. Doch außer dem leisen Plätschern des Wassers konnte er nichts wahrnehmen.

Jobab war wirklich ein außerordentlich geschickter Kundschafter, schnell, lautlos, unsichtbar. Wenn er nicht in einen Hinterhalt geraten sollte, würde Ommo ihn erst wieder erblicken, nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß am Ufer keine Gefahr mehr lauerte.

Da war er auch schon! Hinter einem Baum versteckt, lugte Jobabs Kopf hervor, und er gab Ommo mit der linken Hand ein Zeichen. Dann verschwand er auch schon wieder.

Ommo wußte, daß sein Blutsbruder sich nun im Gebüsch verstecken würde, um für alle Fälle gerüstet zu sein. Möglicherweise hatte er bereits in dieser unglaublich kurzen Zeit ein Nachtlager für sie erkundet.

Während Ommo geduckt - man konnte ja nie wissen - ans Ufer watete, mußte er erneut an

Jax denken, bei dem sie beide in die Lehre gingen.

Er war wütend auf seinen Meister, wie meistens, weil der sie in diese Gefahr gebracht hatte. Das sah dem alten Widerling wieder einmal ähnlich, sie ohne jede Vorwarnung dem Verderben in die Arme zu treiben!

Jax war ein strenger Meister und oft sehr ungerecht, ja, scheute sogar vor Schikanen nicht zurück. Aufgrund ihres Treueids war es Jobab und Ommo jedoch unmöglich, die eiserne und unerbittliche Hand des alten Zauberers abzuschütteln, ohne die Schande und die Ächtung vermeiden zu können, die sie im ganzen Lande Chaim verfolgen würden.

Unwirsch schüttelte Ommo den Gedanken ab. Jetzt galt es, aufmerksam zu bleiben. Und es nützte schon gar nichts, sich einmal mehr über den gräßlichen alten Miesepeter aufzuregen.

Als Ommo an dem Baum angekommen war, hinter dem Jobab ihm das Zeichen gegeben hatte, war die Stelle leer. Ein kurzer Blick, und Ommo hatte Jobabs Zeichen entdeckt: ein kleiner trockener Reisigzweig, der mit der Spitze in Richtung Norden zeigte.

Das Leben in der Wildnis, in der Jax hauste, hatte auch seine Vorteile, dachte Ommo grimmig. Zumindest lernte man dort das Fährtenlesen.

Eigentlich wären diese Zeichen nicht nötig gewesen. Denn aufgrund ihrer Blutsbrüderschaft und ihrer magischen Ausbildung konnten die beiden Lehrlinge einander stets mühelos orten, sofern die fraglichen Entfernungen nicht allzu groß waren. Und so dauerte es kaum ein Viertelstunde, bis Ommo Jobab vor einer Höhle kauern wiederfand.

»Sie ist nicht sehr groß, aber für zwei Personen reicht sie üppig«, meinte Jobab, der mit einem Stab in einem winzigen Topf herumstocherte, der auf dem Boden stand.

»Und die Zwerge?«

Jobab machte eine wegwerfende Geste. »Keine Ausdauer, dieses Gesindel«, knurrte er.

Der Inhalt des Topfes, eine weißliche dicke Masse, begann zu brodeln, vom magischen Feuer des Zauberstabs erhitzt. Ommo nestelte an seinem Gürtel und holte einen kleinen Beutel Salz hervor.

»Ich frage mich, was die ganze Sache soll«, sagte er, während er eine Prise Salz in den Topf gab.

Jobab rührte das Gewürz mißmutig in den Linsensbrei. Dann hob er den Kopf.

»Typisch Jax«, brummte er.

Ommo nickte. Damit war eigentlich alles gesagt. »Natürlich hat der alte Knacker bereits gewußt, was da auf uns zukommen würde.«

Mürrisch schmeckte Jobab den Brei ab. »War auch schon mal besser«, bemerkte er und zog eine angewiderte Grimasse. Dann blickte er Ommo an, der sich neben ihn kauerte. »Selbstverständlich hat Jax das gewußt. Was glaubst du, weshalb er uns sonst auf die Reise geschickt hat?«

Ommo legte die Stirn in Falten. »Glaubst du, er will uns mal wieder loswerden?«

Achselzuckend meinte Jobab: »Da gäbe es zwar einfachere Methoden, aber bei dem alten Scharlatan weiß man ja nie.«

Scharlatan?

Das war wohl etwas zu hart formuliert, ein Produkt der Wut, die in beider Bauch kochte. Jax mochte zwar gemein sein, hinterhältig und ekelhaft, aber von Magie verstand er wirklich etwas. Das wußte ganz Chaim. Niemand, kein noch so mächtiger Zauberer, der sich ohne guten Grund mit Jax angelegt hätte.

»Und ausgerechnet an den mußten wir geraten!« murmelte Ommo und holte seinen Löffel hervor. »Womit wir das wohl verdient haben?«

Jobab lachte freudlos. »Was glaubst du, welche Frage ich mir seit viereinhalb Jahren stelle?«

Ommo schob sich einen Löffel voll Brei in den Mund und begann zu kauen.

Er war so sehr in Gedanken verloren, daß er gar nicht auf den Geschmack des Reiseproviantes achtete. Nicht, daß sie zuhause bei Jax besser beköstigt worden wären...

Auch Jobab mummelte lustlos an seinem Brek »Weißt du«, sagte er mit vollem Mund, »ich glaube fast, Jax hat diesmal etwas Größeres mit uns vor.«

Ommo hob erstaunt die Augenbrauen. »Wieso?«

Jobab schürzte die Lippen. »Nur so eine Vermutung.« Er grinste. »Und außerdem hat er da etwas zu Asmodel gesagt...«

»Zu Asmodel?« Immer noch kauend zog Ommo seine völlig nassen Stiefel aus.

Der Aufenthalt im Sumpf war ihnen nicht sehr gut bekommen.

Jobabs Appetit schien zu wachsen, jedenfalls schaufelte er inzwischen wahre Unmengen des Breis in sich hinein. Da er noch immer mit vollem Mund sprach, waren seine Worte oft nur schwer verständlich. Doch Ommo war an dergleichen gewöhnt.

»Na ja, gestern habe ich gehört, wie er zu Asmodel meinte, daß es möglicherweise mit unserem Lehrlingsstatus bald zu Ende sei.«

Ommo blickte ihn fragend an. »Was kann das bedeuten?«

Jobab zuckte mit den Schultern.

»Entweder, er will uns wirklich loswerden,« meinte er, »oder er rechnet damit, daß wir nicht lebend zurückkehren.«

»Was wohl auf das gleiche hinausläuft«, brummte Ommo. »Aber im Ernst. Meinst du, er glaubt, daß wir das Weite suchen?«

Jobab lachte hämisch. »Ich glaube, daß sich inzwischen ganz Chaim fragte, wie wir es bei dem alten Salzknaben überhaupt noch aushallen.«

»Nein«, meinte Ommo kopfschüttelnd. »Das halte ich nicht für wahrscheinlich. Da überzeugt mich schon eher die Vermutung, daß er damit rechnet, daß wir wirklich den Tod finden.«

Jobab nickte grimmig. »Gut beobachtet«, knurrte er. »Und nachdem er es schon ein paar Mal mit uns einzeln versucht hat, und zwar ohne Erfolg, hat er uns diesmal gleich beide auf die Reise geschickt. Und das ausgerechnet zu Esoda. Wenn wir unterwegs! nicht ankommen, wird die schon die Schmutzarbeit für ihn erledigen. Und dann kann Jax sich die Hände reiben und zu allem Überfluß auch noch den Traurigen mimen.«

Inzwischen hatte es Ommo den' Appetit verschlagen. Gewiß, es war nichts Neues, daß Jax oft versuchte, sie von der Magie - und damit meinte er auch immer zugleich sich selbst - abzuschrecken, ja, sie Gefahren auszusetzen, denen sie kaum gewachsen waren. Das Schlimme daran war immer die Unsicherheit, die Unberechenbarkeit des alten Meisters.

Nie wußte man bei ihm, ob er auch wirklich auf der eigenen Seite kämpfte oder nicht. Und das war schon recht wichtig zu erkennen, wenn man im ohnehin sehr gefährlichen Land Chaim nicht untergehen wollte.

Seit fast fünf Jahren dienten - und litten - sie nun unter Jax. Als er sie knurrend und widerstrebend als Lehrlinge angenommen hatte, da war es ihnen fast wie eine Gnade erschienen, bei diesem berühmtesten Magier Chaims lernen zu dürfen. Doch diese Gnade hatte schnell ihren Pferdefuß offenbart: Jax war ein Ekel erster Güte.

Als allererstes hatte er ihnen einen fünfjährigen Treueschwur abverlangt.

Nun gut, so etwas war durchaus üblich - aber normalerweise forderte ein bekannter Zauberer höchstens drei Jahre Dienst, und wenn es ganz schlimm kam, vielleicht vier, aber dann galt er auch schon als Menschenschinder - ja, das war das richtige Wort! Jax begründete seine Schikanen nie. Allenfalls brummte er etwas von den »Gefahren der Magie«, von denen diese »Grünschnäbel« ohnehin nichts verstünden, »und so weiter!«

Und so weiter, in der Tat! Inzwischen waren die fünf Jahre beinahe um, und weder Ommo noch Jobab waren der Überzeugung, daß sie sehr viel weiter waren als am ersten Tag.

Gewiß, der Meister hatte ihnen einige ganz interessante Tricks beigebracht, wie man zum Beispiel aus einem magischen Stab Feuer hervorschießen ließ, wie man einen magischen Spiegel benutzte. Natürlich erst nachdem »man« - und das hieß unweigerlich: sie -, ihn geputzt hatten.

Und sie hatten erfahren, daß sie selbst die sagenhaften Schatten-Meister Chaims waren - die Herren über ihr eigenes Schicksal, die über alle Dämonen und einseitig ausgerichteten Zauberer erhaben waren, weil in ihnen noch die Möglichkeit schlummerte, sich nach allen Seiten zu entwickeln. Weil sie, wie Jax widerwillig zugegeben hatte, vollständige Menschen waren. »Was immer das heißen mag«, hatte er es sich nicht verkneifen können hinzuzufügen. Doch was nützte dieses großartige Wissen, wenn sie, die »Herren ihres eigenen Schicksals«, sich durch einen voreiligen Eid an einen Sklaventreiber ausgeliefert hatten, der über sie verfügte wie über ein Stück Möbel. Oder Feuerholz, fügte Ommo mißmutig in Gedanken hinzu. Jax hatte sie einzeln auf unglaublich gefährliche Reisen geschickt - natürlich ohne jede wirkliche Vorbereitung. Das sah ihm ähnlich. Dies war das erste Mal, daß sie gemeinsam in seinem Auftrag unterwegs waren.

Und so sehr er seinen Blutsbruder Jobab auch liebte und wußte, daß er sich bedingungslos auf ihn verlassen konnte, so schwach war dieser Trost doch auch. Denn er dachte an das winzige bißchen Magie, über das sie verfügten, um den Gefahren Chaims die Stirn bieten zu können.

Magische Feuerstäbe! Pah! dachte Ommo und murmelte halblaut vor sich hin: »Budenzauber!«

Jobab schob den Topf angewidert mit einem Fuß beiseite und holte eine Handvoll Beeren hervor, die er anscheinend unterwegs gesammelt hatte. Er bot Ommo einige davon an und meinte kauend: »Ist auch egal. Was haben wir schon zu verlieren? Zwei Zauberlehrlinge, die alles gelernt haben, nur nicht das Zaubern, die als Leibsklaven bei einem Winkelmagier schufteten, und über die ganz Chaim lacht...«

Er schnappte mit der Hand nach einer Mücke.

Darauf wußte Ommo nichts zu erwidern. Jobab hatte natürlich recht: Einer der Reibungspunkte zwischen Jax und seinen Lehrlingen war stets die Tatsache gewesen, daß man dem alten Geizhals das Wissen förmlich aus der Nase ziehen mußte.

Daß er tatsächlich viel wußte, daran bestand kein Zweifel. Doch er hatte eine Art, sein Wissen zu vermitteln, daß einem oft die Haare zu Berge standen.

Nicht selten verriet er einem erst, nachdem man ins Messer gelaufen war, was man hätte anders machen müssen. »Erstens hört ihr ja sowieso nie zu«, pflegte er dann auf Vorhaltungen zu erwidern, »und außerdem prägen sich auf diese Weise die Dinge viel besser ein, hähä.«

Jobab streckte sich am Boden aus. »Feuchte Klamotten und goldene Träume, was will man mehr?« brummte er.

Das war eine Anspielung auf Esoda. Diese Zauberin, die im Norden lebte, trug auch den Beinamen »Hexe der goldenen Träume«. Wenn sie die ganzen Gefahren der Reise schadlos gemeistert hatten, würde die schlimmste aller Gefahren sie am Ziel erwarten...

Ommo schüttelte den Kopf und wechselte lieber das Thema. »Laß uns unser Lager aufschlagen«, meinte er. »Es ist schon spät.«

Jobab nickte.

Die Herrin der Kristalle, die man auch die »Hexe der goldenen Träume« nannte...

Am Tag zuvor hatte Jax sie auf die Reise geschickt. Gemeinsam hatte er sie in seine Hütte gerufen, um ihnen mitzuteilen, daß sie bei Esoda die Kunst der magischen Fluchverhängung erlernen sollten.

Einerseits waren Ommo und Jobab entzückt gewesen, weil sie nun endlich weiterzukommen glaubten. Denn Jax hatte sich ihnen gegenüber stets zugeknöpft und mundfaul gegeben, vor allem in letzter Zeit.

Die einzigen Lehren, die er ihnen erteilt hatte, hatten sich auf die Pflege des Haushalts bezogen. Und das war es nicht gerade, was sie sich unter einer magischen Ausbildung vorstellten. Doch natürlich hatte die Sache einen Haken gehabt.

»Es gibt wohl kaum jemanden in Chaim, der so geizig und habgierig wie Esoda ist«, hatte

Jax gemeint.

Die beiden Lehrlinge hatten sich verblüfft angeschaut.

War das etwa sein Ernst? Eigentlich waren sie der Meinung gewesen, daß es kaum jemanden in Chaim geben konnte, der so ungeheuer geizig und habgierig wie Jax selbst war, aber...

»Sie wird keinerlei Grund dafür sehen, euch ihre Magie beizubringen«, hatte Jax in gehässigem Tön hinzugefügt. »Ob sie es tut oder euch einfach kurzerhand im Sumpf versenkt, das hängt von ihr allein ab.«

Der alte Meister hatte den Kopf schrägegelegt und sie böse angeblinzelt.

»Vielleicht könnt ihr sie ja auch mit einem Geschenk bestechen.« Doch sein Gesichtsausdruck sprach Bände: Diese Möglichkeit schien er auszuschließen.

Zaghaft hatte Ommo gefragt: »Sollen wir ihr denn nichts überbringen?«

Jax hatte ihn in geheucheltem Erstaunen angeblickt.

»Ach«, hatte er gesagt, »der Herr Lehrling wünschen wohl noch, daß ich ihm das Bestechungsgeschenk in den Schoß lege, wie?« Und er hatte hämisch gekeckert. »Soweit kommt es noch!«

Jobab hatte dem Meister fest ins Auge gesehen und ihn kurzerhand gefragt:

»Warum sollte Esoda uns etwas beibringen, wenn wir nicht einmal eine Gegenleistung anzubieten haben?«

»Aber das ist es ja!« hatte Jax erwidert und sich dabei schallend lachend auf die Schenkel geklopft. »Das müßt ihr eben selbst herausfinden! Ihr müßt irgendeinen Dreh entwickeln. Sie dazu bringen - kapiert?«

»Und womit?« hatte Ommo zaghaft gefragt.

»Keine Ahnung. Ich kann euch nur eins verraten: Wenn ihr ihr wirklich ein Geschenk bringen wollt, dann sollte es verdammt kostbar sein. Sonst schaut sie es nicht einmal mit dem Hintern an.«

»Aber wir besitzen doch überhaupt nichts, und schon gar nichts Kostbares!« hatte Ommo protestiert.

»Das ist nicht mein Problem. Dann müßt ihr es eben jemand anderem abluchsen.«

Betreten hatten die beiden Lehrlinge die Köpfe gesenkt.

Während ihrer Lehrzeit bei Jax war es ihnen verboten, irgendwelche Arbeiten für andere durchzuführen, um sich damit vielleicht ein paar Kleinigkeiten zu verdienen. Sie durften nicht einmal Talismane oder kleinere Gebrauchszauber zu Markte tragen, denn diese galten als Jax' Eigentum, solange sie ihre Lehrzeit noch nicht beendet hatten.

Zu allem Überfluß hatte Jax: auch noch hinzugefügt: »Und wirklich interessantes Wissen kann man ohnehin nur stehlen.«

»Uninteressantes auch«, wäre es Ommo beinahe entfahren, doch er zügelte seine Zunge. Er war eher der Auffassung, daß dies eine Regel war, die allenfalls für Jax galt: *Dem* mußte man das Wissen wirklich immer erst stehlen. Denn freiwillig rückte er so gut wie nie damit heraus.

»Dazu habe ich gar kein Recht«, hatte er einmal auf entsprechende Vorhaltungen geknurr.

»Und keine Lust, hähä.«

Denn ein Mensch, so hatte er scheinheilig erklärt, habe nun einmal ein Recht auf seine Dummheit, und da sei es nicht seine Aufgabe, ihm dieses Recht zu rauben. Damals hatten Ommo und Jobab sich fassungslos angesehen. Von der Verpflichtung eines Lehrers gegenüber seinen Schülern schien Jax wohl noch nie etwas gehört zu haben! Schließlich dienten sie bei ihm ja nicht um seiner häßlichen stechenden Augen willen, sondern um etwas zu lernen - eben um Wissen zu bekommen.

Völlig ohne Zusammenhang schoß es Ommo plötzlich durch den Kopf, daß sie seit Jahren die einzigen waren, die jemals zu Jax gekommen waren, um bei ihm in die Lehre zu gehen.

Merkwürdig! Um die anderen Zauberer und Hexer Chaims rissen sich die jungen Leute

förmlich, obwohl sie doch viel unbekannter waren. Ob das daran lag, daß sie es bei ihnen leichter hatten?

Hm, vielleicht hatte Jax aber auch einen Abwehrzauber gegen potentielle Lehrlinge ausgelegt. Aber wieso hatten dann ausgerechnet sie beide, Ommo und Jobab, diesen überwinden können?

»Wahrscheinlich durch unsere Blödheit«, knurrte Ommo lautlos vor sich hin.

Und jetzt zahlten sie - mal wieder - den Preis dafür!

Jede Weigerung wäre unmöglich gewesen: Was Jax sagte, das war Gesetz.

»Und damit basta!« hätte der Meister hinzugefügt, wenn sie tatsächlich Einwände vorgebracht hätten.

Was tun? Achselzuckend hatten sie ihre wenigen Habseligkeiten zusammengesucht und waren erneut in Jax' Hütte erschienen, um die Reise anzutreten.

Der Meister hatte sie sich vor einer riesigen silbernen Mondsichel auf schwarzem Eisenuntergrund aufstellen lassen und sie mit einem kurzen Blitzzucken aus seinem magischen Stab ins Reich Esodas katapultiert.

Kaum hatten die beiden sich in einer Sumpfgegend wiedergefunden, als sie auch schon von einem bewaffneten Zwergenstamm angegriffen wurden.

Es waren etwa zwei Dutzend Winzlinge, die sie plötzlich umringten und mit ihren Speeren und Schwertern bedrohten. Völlig unverhofft waren sie aus dem Gestrüpp aufgetaucht und hatten Jobab und Ommo umringt, bevor diese auch nur ihre magischen Dolche hatten zücken können.

Das war eine böse Nachricht: Zwerge besaßen in Chaim keinen guten Ruf.

Diese Wesen, von denen niemand so recht zu sagen wußte, ob sie nun eigentlich Kobolde oder mit diesen nur verwandt waren, galten als böse, kriegerisch und - dumm!

Dumm? Na ja, aber auch gerissen. Heimtückisch war das richtige Wort.

Zwerge pflegten gelegentlich, Reisende zu überfallen und zu berauben - nachdem sie ihnen die unglaublichsten Martern angetan hatten. Das war nicht einmal bewußte Grausamkeit. Diese Wesen schienen es für völlig natürlich zu halten, anderen Leid zuzufügen, um ihren eigenen Willen durchzusetzen.

Zu allem Überfluß waren sie zwar klein, aber außerordentlich kräftig und zäh - wahre Bestien im Kampf. Na ja, das erzählte man sich jedenfalls.

Aber die Leute erzählten ohnehin viel zuviel, dachte Ommo. Vielleicht war ja alles gar nicht so schlimm. Eine sehr vage Hoffnung - und irgendwie glaubte er selbst nicht so recht daran. Vor allem nicht, als er die Meute ihrer Feinde vor sich sah.

Der Anführer der Zwerge, ein kleiner, knorriger Mann mit Säbelbeinen und einem langen Bart, der ihm schlohweiß bis zum Gürtel hinabragte, hatte sie finster angesehen und ohne jede Einleitung verkündet: »Euch werden wir metzeln!«

»A... aber warum?« hatte Ommo gestammelt und dabei gleich verzweifelt nach einem Fluchtweg Ausschau gehalten.

»Warum?« hatte der Zwerg empört erwidert. »Euch springt die Habgier doch schon aus den Augen!«

»Habgier?« hatte Jobab verblüfft wiederholt. »Was gäbe es bei euch denn wohl zu stehlen?«

»Aha! Habe ich euch erwischt!« hatte der Zwergenhäuptling etwas unlogisch erwidert. »Auf unseren Fluchkristall habt ihr es abgesehen! Ihr könnt es zugeben oder es sein lassen, es wird euch auf keinen Fall etwas nützen. Euch sei der Tod gewiß!«

Ein Fluchkristall?

Das klang nach einer wertvollen Sache, überlegte sich Ommo. Verdutzt spürte er, wie sich in seinem Inneren plötzlich tatsächlich die Habgier zu regen begann. Wenn sie diesen Kristall an sich bringen konnten, würde er ihnen vielleicht die Fluchmagie beibringen, so daß sie die Reise abbrechen und zurückkehren durften - natürlich nicht, ohne ihrem Meister zuvor eins

auszuwischen!

Doch bis dahin war es noch ein weiter Weg. Im Augenblick mußten sie sich zunächst einmal gegen die Zwerge wehren.

»Wir wissen überhaupt nichts von einem Fluchkristall!« entgegnete Ommo.

»Doch! Jetzt!« rief der Zwergenhäuptling und stach mit seiner Lanze nach Jobab. Der wich tänzelnd zurück, den magischen Dolch vorgereckt.

Dann brach die Hölle los! Mit einem wahnwitzigen Gebrüll stürzten sich die Zwerge auf Ommo und Jobab. Doch die Blutsbrüder waren vorbereitet und wehrten sich mannhaft.

Wie ein Wirbelwind jagte Jobab durch die Schar, nach rechts und links Blitzstrahlen aus Dolch und Stab hervorschießend. Getroffen stürzten die Gegner zu Boden.

Auch Ommo gelang es binnen einer Minute, vier Feinde niederzustrecken, und dann hielt er Ausschau nach dem Häuptling. Wenn er den erwischen konnte, würde der Angriff mit Sicherheit zusammenbrechen. Denn dann besaßen die Feinde keinen Anführer mehr.

Doch der Zwergenhäuptling war gerissen und hielt sich hinter seiner Leibgarde versteckt, von wo er seine Leute mit Rufen und Befehlen anfeuerte.

Inzwischen hatte Jobab eine Bresche in die Schar der Angreifer geschlagen, und Ommo folgte ihm, nach links und rechts Magie versprühend, von der die magisch offenbar unbewehrten Zwerge entsetzt zurückwichen.

Eine Lanzenspitze streifte ihn an der linken Schulter, ohne ihn jedoch ernstlich zu verletzen. Dafür steigerte diese Wunde seine Wut, und er begann, mit wilden Sprüngen um sich zu treten, während er die Arme über dem Kopf wirbeln ließ und damit unter den Gegnern wütete.

Die Zwerge kämpften undiszipliniert, aber heftig. Anscheinend hatten sie nicht mit einem solch starken Widerstand gerechnet. Jobab war es, dem es schließlich gelang, die Reihe der Leibwächter niederzustrecken, um an den Häuptling heranzukommen. Doch bevor er ihn mit einem Strahl aus seinem magischen Stab getroffen hatte, gab der Zwergenfürer das Signal zum Rückzug. Seinen Leuten war dieser Befehl wohl sehr willkommen, denn sie schienen es kaum erwarten zu können, das Feld ihrer Niederlage zu verlassen.

Sofort huschten Jobab und Ommo hinter einen Strauch, um Deckung zu suchen. Die Zwerge zogen sich ins Gestrüpp zurück. Da bemerkte Jobab Ommos Wunde.

»Ist es schlimm?« fragte er besorgt. Ommo schüttelte den Kopf. »Nur eine Streifwunde, weiter nichts.«

»Ich werde sie sofort behandeln«, sagte Jobab und nestelte am Verschuß seines Reisesacks. Ommo wollte abwehren, doch Jobab schnitt ihm das Wort ab und sagte: »Diese Zwerge sind heimtückisch, das hat man ja wohl gesehen. Möglicherweise sind ihre Lanzenspitzen vergiftet.«

Mit diesen Worten holte er einen winzigen Kristallstab hervor, mit dem er über Ommos Wunde strich, worauf diese sofort, wenngleich mit einem kurzen, zuckenden Schmerz, verheilte.«

»Danke«, keuchte Ommo, vom Kampf noch ganz benommen. »Ich glaube allerdings nicht, daß wir sie wirklich abgeschüttelt haben.«

Auch Jobab schüttelte den Kopf.:

»Nein, das wohl kaum. Sie werden mit Verstärkung zurückkehren. Wir sollten uns verstecken, denn sie sind in der Übermacht. Lange halten wir das sonst nicht durch.«

Doch das war leichter gesagt als getan. Zwar gab es im Schilf jede Menge Verstecke, doch kannten sich die Zwerge in dieser Gegend sehr gut aus. So mußten Jobab und Ommo zu einer List greifen. Sie ließen sich ins Wasser gleiten, nachdem sie sich dicke Schilfrohre zurechtgeschnitten hatten, die sie wie Schnorchel in den Mund steckten. Auf diese Weise konnten sie auch unter Wasser Luft bekommen. Es war ein gutes, wenngleich auch ein wenig feuchtes Versteck.

Tatsächlich kehrten die Zwerge mehrmals in ganzen Trupps wieder und durchkämmten das

Gelände nach den beiden Lehrlingen. Erst gegen Abend stellten sie ihre Bemühungen ein, so daß Ommo und Jobab sich wieder aus dem Wasser wagen konnten. Endlich hatten auch die letzten Suchtrupps das Manöver aufgegeben.

*

In der Höhle auf ihren Decken liegend, berieten sich die beiden Lehrlinge.

»Dieser Fluchkristall scheint einiges wert zu sein«, meinte Jobab nachdenklich.

»Meinst du, wir sollten es versuchen?« fragte Ommo ohne weitere Erläuterung. Er wußte, daß sein Blutsbruder dasselbe dachte wie er.

»Im Morgengrauen.«

Diese knappe Antwort genügte. Es war beschlossene Sache: Morgen früh würden sie versuchen, den Zwergen den Fluchkristall abzuholen.

Das war eigentlich nur recht und billig, denn die Winzlinge hatten sie ohne jeden Grund angegriffen. Ommo war überzeugt davon, daß die Angst der Zwerge, sie beide könnten den Fluchkristall rauben wollen, nur ein Vorwand gewesen war, die beiden Fremden gefangenzunehmen und womöglich nach schlimmsten Folterungen zu töten.

Jobab schien seinen Gedanken erraten zu haben. »Ich bin sicher, daß sie den Kristall gestohlen haben.«

Ommo nickte stumm. Hoffentlich konnte er schlafen - ohne böse Träume.

II

Immer, wenn Earlos über die Tageszeiten herrschte, waren die Tagesstunden kurz und düster, während sich die Zeit mit Vorliebe in der Nacht zu tummeln schien. Alles Leben schien zu erstarren, und weiße, glitzernde Kristalldecken schmiegt sich dicht an die Kuppen der fernen Berge. So auch jetzt, zur Stunde Yain, da die Sonne zaghaft über den Horizont spähte und sich anscheinend nicht entscheiden konnte, den Kampf mit den Wolken und Nebelschwaden aufzunehmen, welche die Luft mit klammer Kälte erfüllten. Diese unangenehme, ja tödliche Kälte bekamen auch Ommo und Jobab zu spüren, als sie, schlecht ausgeschlafen, auf der Fährte der geflohenen Zwerge durch das Gelände schlichen.

Noch ruhten die meisten Vögel und das Getier der Sumpflandschaft. Dies erschwerte freilich ihre Aufgabe eher, als daß es sie erleichterte. Denn es verlangte von ihnen, sich möglichst lautlos in einer ihnen weitgehend unbekannten Landschaft zu bewegen.

Dennoch kamen die beiden Lehrlinge einigermaßen schnell voran. Das war nicht zuletzt auf ihre reichliche Erfahrung mit der Jagd zurückzuführen, die sie oft betrieben hatten, um die kärglichen Mahlzeiten aufzubessern, welche Jax ihnen vorzusetzen pflegte.

Doch war jetzt nicht die Zeit über die Vergangenheit nachzudenken - Gegenwart und Zukunft waren gefährlich genug. Und so verständigten sie sich mit Handzeichen, die im Dämmerlicht des Morgengrauens nur schwer auszumachen, ja, eher zu erraten waren, und hofften, daß ihnen ihr geschärfter Instinkt die richtige Richtung anzeigte.

Der Boden war sumpfig, doch die Fährte der Zwerge führte durch einigermaßen trittfestes Gebiet. Dennoch mußten Jobab und Ommo sich alle Mühe geben, um nicht von dem schmalen, im hohen Sumpfgas kaum auszumachenden Trampelpfad abzukommen und gar im Schlamm des Sumpfes zu versinken. Entsprechend mühsam war auch das Vorankommen, und es verlangte ihnen alle Kraftreserven ab.

Endlich wurde ihre Mühe belohnt: auf der Kuppel einer kleinen Anhöhe war von ferne das

matte Nachglimmen eines erloschenen Lagerfeuers zu erkennen.

Dort mußten die Zwerge ruhen. Mit Sicherheit hatte sie jedoch auch Wachposten aufgestellt, was den Lehrlingen zusätzliche Probleme bescherte.

Sollten sie versuchen, diese Posten zu umgehen, um im Lager selbst den Fluchkristall zu entwenden? Oder war es ratsamer, sich einen dieser höheren Posten zu schnappen, um ihn zu verhören?

Flüsternd berieten sie sich. Schließlich gelangten sie zu der Entscheidung, es mit der zweiten Möglichkeit zu versuchen.

Es war zu riskant, in einem fremden Lager nach einem Kristall zu suchen, von dem sie noch nicht einmal wußten, wie er aussah, ganz zu schweigen von dem Gefäß oder dem Behälter, in dem er mit Sicherheit aufbewahrt wurde. Außerdem würden die Zwerge wahrscheinlich ihren kostbaren Schatz ganz besonders scharf bewachen. Einen Wachposten zu ergreifen, war zwar nicht unbedingt einfacher. Es besaß jedoch den Vorzug, daß sie sich zunächst über die Lage informieren konnten, um nicht durch eigene Fehler doch noch zum Opfer der feindseligen Zwerge zu werden.

Nach einer kurzen Verschnaufpause machten sie sich wieder lautlos huschend auf den Weg, kaum von den tiefdunklen Schatten zu unterscheiden, welche Gras, Sträucher und Bäume hier warfen.

Die Sonne am fernen Horizont schien den Kampf mit den Nebelschwaden endlich aufgenommen, aber noch nicht eindeutig gewonnen zu haben. Das war Jobab und Ommo auch ganz lieb. Denn so konnten sie sich unbemerkt anschleichen, um dann später, bei besseren Lichtverhältnissen, die Gunst der Stunde zu einem Überraschungsüberfall auszunutzen.

Mit sicherem Gespür hatten sie den Wachposten auch schon bald erspäht. Er kauerte am Fuß einer großen Eibe und schien halb eingenickt zu sein. Es war ein gedrungener, muskulöser Zwerg, der sich in der Hocke an seiner aufrecht in den Boden geramten Lanze festzuhalten schien.

Hinter einem Strauch lauernd, musterten die Lehrlinge die Umgebung.

Schließlich gab Jobab Ommo ein Handzeichen. Dieser nickte und verschwand rechts von seinem Freund im Gesträuch.

Jobab griff an seinen Gürtel, wo er ein merkwürdig verknotetes Stück blauen Seils abnahm. Dann setzte er sich in Richtung des Wachpostens in Bewegung.

Ommos Aufgabe war es, den Wachposten durch ein Geräusch abzulenken.

Dies durfte aber nicht zu laut sein, um nicht die anderen Zwerge im Lager zu alarmieren. Also blieb er in etwa dreißig Fuß Entfernung von dem Wachposten hinter einem Busch geduckt stehen und scharrte mit den Füßen am Boden.

Der Zwerg rührte sich nicht. Anscheinend war er wirklich fest eingeschlafen.

Ommo konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. So etwas wäre unter Jax' Führung bestimmt nicht vorgekommen - oder höchstens nur einmal, fügte er in Gedanken hinzu.

Doch war jetzt wiederum nicht die Zeit, sich durch derlei Überlegungen ablenken zu lassen. Ommo fand einen kleinen Kieselstein und schleuderte ihn ohne allzu großen Schwung auf den schlafenden Wächter.

Der Stein war gut gezielt, fast zu gut. Er traf den Zwerg an der linken Wange.

Oh, so schlecht geschult schien der Gegner auch wieder nicht zu sein!

Erschrocken bemerkte Omirio, wie der Zwerg mit einer einzigen geschmeidigen Bewegung, die man einem solch knorpeligen, geradezu verkümmert wirkenden Wesen nie zugetraut hätte, in die Höhe schoß und seine Lanze abwehrbereit in Ommos Richtung drehte.

Da er sich im sicheren Schutz der Dunkelheit wußte, konnte Ommo es riskieren, einen zweiten Stein in die Richtung des Zwergs zu schleudern.

Diesmal traf er hinter dem Rücken des Gegners auf den Baumstamm. Der Zwerg fuhr herum und drehte somit unwillkürlich dem herannahenden Jobab den Rücken zu.

Der zögerte auch nicht lange: Mit einem gewaltigen Satz sprang er auf den Feind zu und hatte ihm auch schon, noch ehe der sich auch nur halb herumdrehen konnte, das blaue Seil mit dem Knoten um den Hals gezogen.

»Ataxà!« wisperte Jobab kaum hörbar. Ommo war inzwischen hinter seiner Deckung hervorgekommen und hatte Stellung auf der gegenüberliegenden Seite des Baumes bezogen, den magischen Stab angriffsbereit auf das Lager der Zwerge gerichtet.

Jobabs Knotenzauber verfehlte seine Wirkung nicht. Die Kordel schnürte sich eng um den Hals des Zwergs und lahmte ihn am ganzen Körper. Fast wäre er, steif wie ein Brett, hintüber zu Boden gekippt. Doch Jobab hatte geistesgegenwärtig den linken Arm ausgestreckt, um ihn noch rechtzeitig aufzufangen und behutsam und lautlos auf den Waldboden zu legen.

Ein leiser Pfiff, und schon war Ommo bei ihm, um ihm dabei zu helfen, den gefangenen Zwerg ins dichte Buschwerk zu ziehen, wo die Deckung besser war und sie ihn ungefährdeter würden verhören können.

»Rede, oder ich schneide dir die Gurgel durch!« zischte Jobab den Zwerg an. Der rollte völlig überrascht und verängstigt mit den Augen, die weißlich im matten Morgenlicht schimmerten. Um seiner Drohung Nachdruck zu verleihen, hatte Jobab ihm die scharfe Klinge seines magischen Dolchs an den Hals gelegt.

Ommo bemühte sich, ein finsternes Gesicht aufzusetzen, damit der Zwerg gar nicht erst auf dumme Gedanken kam. Diese List schien ihre Wirkung nicht zu verfehlen, denn der Gefangene nickte stumm, am ganzen Leib zitternd, obwohl er sich so gut wie nicht bewegen konnte.

»Was dich fesselt, ist ein Knotenzauber«, flüsterte Jobab dem Zwerg ins Ohr.

»Ich allein kenne die Lösungsformel, du brauchst also gar nicht darauf zu hoffen, daß ein anderer dich befreien könnte. Beim geringsten Versuch einer solchen Befreiung schnürt sich der Strick noch enger zusammen - und was dann geschieht, kannst du dir wohl ausmalen«, fügte er hinzu. »Wenn du aber redest und nicht lügst, wird dir nichts geschehen. Wir wollen dich nicht töten, dafür haben wir gar keine Zeit.«

Ommo nickte bewundernd. Das war die richtige Art und Weise, mit einem solchen kriegerischen Wesen umzuspringen, eine Sprache, die es verstehen würde!

Vielleicht war er feige, vielleicht hatte er aber auch eingesehen, daß seine Lage hoffnungslos war, jedenfalls nickte der Gefangene erneut und erwiderte flüsternd, denn nur seine Lippen und Zunge vermochte er zu bewegen: »Wenn ihr mir Euer Ehrenwort gebt, mich zu verschonen, so werde ich reden, und meine Rede sei frei von Falsch.«

Er sagte es flüsternd, ja, kaum hörbar, womit er wohl anzeigen wollte, daß er keine List im Schilde führte, mit der er seine Lagergenossen verständigen und warnen wollte.

Außerdem hatte er die traditionelle Unterwerfungsformel des Gefangenen benutzt, so daß Ommo und Jobab davon ausgehen konnten, daß seine Einwilligung - zumindest für eine Weile - echt war.

»Du wirst nur durch Nicken oder Kopfschütteln antworten, es sei denn, ich befehle dir etwas anderes«, zischte Jobab.

Der Zwerg nickte.

»Also gut, fangen wir an. Weißt du etwas über den Fluchkristall, von dem euer Häuptling gesprochen hat?«

Der Zwerg nickte erneut.

»Befindet er sich im Lager?« wollte Jobab flüsternd wissen.

Wieder ein Nicken.

»Weißt du auch, wo?«

Der Zwerg zögerte, bis Jobab ihm die Klinge schärfer an die Kehle drückte.

»Sprich, oder du bist ein toter Wicht!« zischelte Ommo den Gegner an.

Der Zwerg, der ihn anscheinend fast vergessen hatte, riß die Augen auf, als er den drohend

auf seine Stirn gerichteten Zauberstab des Lehrlings erblickte. Dann nickte er zitternd.

»Ist der Kristall sehr groß?« fragte Jobab leise.

Der Zwerg schüttelte den Kopf.

»Beschreibe mir den Kristall und , und sage mir auch, was es damit auf sich hat. Und wehe, ich ertappe dich beim Lügen!«

Jobabs böses Augenglitzern ließ keinen Zweifel daran zu, daß es ihm mit seiner Drohung, dem Zwerg den Garaus zu machen, sehr ernst war.

Der Zwerg schluckte schwer, bevor er antwortete. »Es... ist... ein... sehr kleiner... Kristall.«

Es war nicht ganz klar, ob es die Furcht vor der Vergeltung durch den Häuptling und seine Stammesgenossen war oder die Fessel um seinen Hals, die ihm das Sprechen erschwerten.

»Eine Kugel... So groß wie ein kleiner Apfel. Befindet sich in...« Der Zwerg verstummte.

Jobab blickte ihm tief in die Augen, jedoch ohne den Druck seiner Klinge an der Gurgel des Gegners zu verstärken. »Weiter?« fragte er.

»...befindet sich in einem schwarzen Lederbeutel«, hauchte der Zwerg kaum hörbar.

»Was hat es nun mit dem Kristall auf sich?« fragte Ommo ihn.

Der Zwerg schüttelte den Kopf. »Das weiß nur der Häuptling. Ein... großes ... großes Geheimnis...«

»Du lügst!« fauchte Jobab ihn an. Die Knöchel seiner Finger, die den Dolchgriff umklammerten, wurden weiß.

Der Zwerg riß verängstigt die Augen auf. »Nein, nein...Der Häuptling hat ihn erst letzte Woche von einem Wanderzauberer ge-... gekauft...«

»Gestohlen, wolltest du doch wohl sagen?« sagte Ommo mit drohendem Unterton.

Der Zwerg schluckte schwer und nickte.

Jobab blickte seinen Blutsbruder an. »Ein diebisches Pack, genau, wie wir es vermutet haben.« Dann wandte er sich wieder dem Zwerg zu. »Was weißt du nun über den Kristall?«

Zögernd gab der Zwerg zur Antwort: »Nur, daß er mit Flüchen zu tun hat. Muß eine... sehr mächtige Waffe... sein. Der Häuptling... läßt keinen an den Kristall heran.«

»Kein Wunder bei euren langen Fingern .« knurrte Jobab.

»Wo bewahrt der Häuptling den Kristall auf?« setzte Ommo das Verhör fort.

»Nachts trägt er ihn... nur ungern am Leib«, erwiderte der Zwerg. »Er fürchtet, der Kristall könne ihm schaden.« Jobab nickte. »Wahrscheinlich aus gutem Grund.«

»Vor allem dann, wenn er einen Fluch gegen diebische Zwerge tragen sollte.« flüsterte Ommo hämisch.

Der Gefangene warf ihm einen entsetzten Blick zu.

Jobab winkte unwirsch ab. »Für so etwas haben wir jetzt keine Zeit. Wir müssen Pläne schmieden.«

Ommo nickte. Sie bedeckten den Zwerg so lautlos, wie sie nur konnten, mit Reisig und Laub, damit seine Kameraden ihn nicht zufällig entdeckten. Dann schlichen sie sich ein Stück seitwärts davon, wobei sie das Lager der Zwerge immer im Auge behielten. Inzwischen war es schon merklich heller geworden, und die Sonne schien den Kampf gegen die Wolken zu gewinnen.

»Wir müssen zunächst das Lager erkunden«, sagte Jobab. »Und zwar möglichst schnell. Bald wird der Tag anbrechen, und die Zwerge wachen auf.«

»Sollten wir es mit einem Überraschungsangriff versuchen ?« flüsterte Ommo.

»Oder soll einer von uns ins Lager schleichen, um den Kristall zu stehlen?«

»Der Zwerg meint, daß der Häuptling den Kristall nicht am Leib trägt. Er wird ihn nie zweimal an derselben Stelle lagern, weil er vermutlich fürchtet, daß seine Stammesleute ihm diese Waffe entreißen könnten. Ich nehme aber an, daß er ihn doch in der Nähe des Lagerfeuers aufbewahren wird, wo er ihn leichter im Auge behalten kann. Da dürfte es leicht sein, sich hineinzuschleichen, um den Kristall zu entwenden«, meinte Jobab. Ommo wiegte zweifelnd

den Kopf. »Wenn einer von denen aufwachen sollte...«

»Nein, wir werden zunächst das Lager erkunden, du hast recht«, meinte Jobab. »Dann können wir weitersehen.«

So schlichen sie sich wieder durch die Schatten dem Lager der Zwerge entgegen. Doch ihre Vorsicht erwies sich zu ihrer großen Überraschung als unbegründet: Als sie sich an das Lager heranschlichen, stellten sie plötzlich fest, daß die Zwerge bereits das Weite gesucht hatten!

»Hat die etwa irgend jemand gewarnt?« fauchte Jobab kaum hörbar. »Wir waren doch völlig lautlos...«

Doch Ommo war beschäftigt. Neben der Glut des erloschenen Feuers erblickte er einen dunklen Gegenstand, der wie ein faustgroßer Stein aussah, doch von sehr regelmäßiger Form. »Schau mal dort!« flüsterte er seinem Freund aufgeregt zu. »Das darf doch wohl nicht wahr sein...!«

Auch Jobab traute seinen Augen nicht. Seine gewöhnliche Vorsicht vergessend, stürzte er aus der Deckung hervor und rannte auf den schwarzen Gegenstand zu. Ommo tat es ihm gleich - wie im Rausch überfiel ihn die Habgier.

Tatsächlich: Es war der gesuchte Kristall. In seinem kleinen schwarzen Lederbeutel wirkte er geradezu unscheinbar, als Jobab ihn mit zitternden Fingern hervorholte: Eine dunkle rauchig schwarze Kugel, die schwer wie Blei in der Hand wog, kaum apfelgroß. »Wir haben ihn!« flüsterte Ommo überflüssigerweise.

Jobab warf ihm einen finsternen Blick zu. »Das wirft mehr Fragen auf, als es beantwortet«, sagte er. »Ich traue der Sache nicht.«

Natürlich hatte er recht. Wieso waren die Zwerge so plötzlich verschwunden, und weshalb hatten sie ihren Schatz zurückgelassen? War das etwa eine Falle?

Ohne ein weiteres Wort miteinander zu wechseln, stellten sich die beiden Zauberlehrlinge Rücken an Rücken auf und suchten mit argwöhnischen Blicken den Hügel ab. Doch es war nichts zu erkennen. Die Zwerge waren anscheinend schon vor längerer Zeit aufgebrochen und hatten ihren Wächter, möglicherweise als Tarnung und ohne diesem Bescheid zu geben, zurückgelassen.

»Dafür gibt es nur eine mögliche Erklärung«, meinte Ommo schließlich. »Dieser Fluchkristall muß seinen Namen wahrhaft verdienen.« Jobab blickte ihn fragend an. »Meinst du, daß er seinem Besitzer ein solches Unglück beschert, daß er froh ist, ihn wieder loszuwerden, sobald ein anderer ihn haben will?«

Ommo schüttelte den Kopf. »Ich weiß es auch nicht. Immerhin haben die Zwerge sich wacker geschlagen, um den Kristall zu behalten.« »Ja«, pflichtete Jobab ihm bei. »Aber sie haben auch große Verluste erlitten. Vielleicht ist ihnen die Sache eine Nummer zu groß geworden.« »Wir müssen unbedingt unseren Gefangenen danach fragen«, entschied Ommo und setzte sich auch schon in Bewegung, ohne Jobabs Antwort abzuwarten. Ein schrecklicher Verdacht war in ihm aufgekeimt. Wenn der Zwerg...

Der Winzling war tatsächlich verschwunden! Kopfschüttelnd begutachteten Jobab und Ommo die blaue Schnur, deren Knoten fein säuberlich durchtrennt worden war.

Jax saß vor seiner Hütte, vor sich einen magischen Spiegel aus schwarzem, poliertem Stein, und schüttelte mißmutig den Kopf. Hinter ihm stand Asmodel und spähte über seine Schulter.

Unwirsch drehte Jax dem Dämon das Gesicht zu und raunzte ihn an:

»Kümmre dich gefälligst um deinen eigenen Kram! Seitdem ich dich sichtbar gemacht habe, bist du noch lästiger als sonst!«

Asmodel zuckte mit den Schultern. »Was soll ich denn tun, Herr?« fragte er unbeeindruckt.

Jax, der inzwischen wieder in den Spiegel geschaut hatte, fuhr zornig herum.

»Das fragst du noch?« schnauzte er. »Zum Beispiel könntest du zur Abwechslung einmal

kochen lernen! Dein Schlangenfraz ist ja ungenießbar! Schon mal was von Gewürzen gehört?« Und er hob drohend die rechte Hand wie zum Schlag.

Hastig wich Asmodel feixend zurück. Er machte eine gespielt höfliche Verbeugung und sagte dabei: »Sehr wohl, Herr, von Gewürzen hören.«

»Ich schneide dir gleich die Ohren ab und lege sie mit rotem Pfeffer in Essig ein!« fuhr Jax ihn an. »Was meinst du, was du dann erst von Gewürzen zu hören bekommst?! Und jetzt scher dich gefälligst davon, und mach das Frühstück fertig!«

Asmodel, ein mannsgroßer Hausgeist, dessen Konturen nur unscharf zu erkennen waren, gehorchte. Nach bester Dämonenmanier gab er den Druck, den er von seinem Herrn empfangen hatte, sofort weiter.

Er schnippte mit seinen krallenbewehrten Fingern, worauf ein kleines, knollennasiges Wesen plötzlich vor ihm in der Luft erschien. Grunzend verneigte sich das Wesen vor ihm und fragte: »Was ist denn nun schon wieder?«

»Das kannst du gleich erfahren!« knurrte Asmodel. »Wo bleibt das Frühstück des Herrn?«

Das Wesen zuckte mit den Schultern. »Weiß ich doch nicht. Interessiert mich auch nicht besonders.«

»Asmodi!« donnerte Asmodel. »Im Namen Jax', ich befehle dir...«

Da erscholl Jax' Stimme aus dem Hintergrund: »Wenn ihr euch nicht bald an die Arbeit macht...«

Der Zauberer brauchte seine Drohung nicht zu Ende zu sprechen, denn die beiden Hausgeister huschten sofort davon, um sich ans Werk zu machen. Brummend widmete Jax sich wieder seinem Spiegel. Was er darin gesehen hatte, gefiel ihm überhaupt nicht. »Wenn mich irgend etwas anwidert«, knurrte er in seinen schütterten Bart, »dann sind es Zwerge, die in Panik geraten.«

III

Ihre immer noch feuchten Kleider dampften in der nun ungewöhnlich heißen, geradezu sengenden Sonne. Jobab und Ommo fluchten vor sich hin, weil Jax ihnen befohlen hatte, während der Reise schwarze Kutten mit bleiernen Kettengürteln zu tragen.

»Das verlangt Esoda so«, hatte er behauptet. »Sie liebt die Verwaltung der Macht, wenn man es mal so ausdrücken soll, hähä, und dazu gehört nun mal eine große Konzentration.«

Natürlich hatte der Meister sich nicht dazu herabgelassen, diese Ausführungen zu erklären. Doch das Metall Blei war das Symbol der Konzentration, das stimmte schon, und die Farbe Schwarz war es auch.

Nicht, daß Ommo und Jobab schon viel davon bemerkt hätten...

»Konzentriert schwitzen, eh?« knurrte Ommo. Eigentlich war es eine kalte Jahreszeit, doch schien die Sonne inzwischen übermütig zu werden und tobte sich nun nach Herzenslust am Himmel aus.

»An sich müßten wir ja froh sein, weil dadurch endlich die Kleider trocken werden«, brummte Jobab mißmutig.

»Ja, aber das macht den schweren Bleigürtel auch nicht wett«, erwiderte Ommo, nicht weniger schlecht gelaunt.

Doch beide wußten sie, daß die Hitze nur ein Vorwand für ihre üble Stimmung war. Stundenlang hatten sie versucht, das Geheimnis des Fluchkristalls zu ergründen, jedoch ohne Erfolg. Ommo hatte es zunächst mit einer List versucht, indem er den Kristall in einen Bach legte, der in der Nähe des Zwergenlagers den Hügel hinabfloß.

»Wenn er uns nicht verrät, wie er funktioniert, lassen wir ihn einfach ins Wasser fallen. Das

wird ihm dann die Seele aus dem Leib spülen«, hatte er gedroht.

Daraufhin hatte sich Jobab in eine gnostische Trance versetzt - jenen merkwürdig unscharfen Bewußtseinszustand helllichtiger Wahrnehmung, ohne den keine Magie möglich war. »Kristall, Kristall, allüberall«, hatte er gemurmelt. »Gib uns dein Geheimnis preis - sag es laut, nein, sag es leis.«

Es war eine alte Zauberformel, die sie einmal Jax abgelauscht hatten. Doch der Kristall glitzerte stumm und reglos in der grellen Sonne, ohne auch nur die leiseste Vision zu erzeugen. Jobab bündelte seine ganze Magie zu einem zweiten Geistkörper, den er an einer langen Kraftschnur aus seinem Bauchnabel hervortreten ließ: ein seltsam schimmerndes, beinahe durchsichtiges Spiegelbild seiner selbst. Diesen Geistkörper, den Jax den »magischen Doppelgänger« zu nennen pflegte, ließ er auf Walnußgröße schrumpfen, um ihn schließlich gegen den Kristall zu schleudern. Normalerweise waren die Geistkörper eines Magiers feinstofflich genug, um in das ohnehin sehr wechselhafte Gefüge eines Kristalls einzudringen, erst recht dann, wenn man diesen zuvor mit einem entsprechenden Zauberspruch gewissermaßen »weichgeklopft« hatte. Und so waren weder Jobab noch Ommo auf das gefaßt, was nun geschah:

Kaum hatte der Geistkörper die glatte Oberfläche des Steins berührt, als sich diese einzuwölben schien, um plötzlich wie ein Katapult wieder hervorzuschießen und den magischen Doppelgänger mit unglaublicher Wucht zurückzuschleudern.

Mit einem gewaltigen Ruck kehrte der Doppelgänger in Jobabs Leib zurück - und warf ihn zu Boden!

Benommen schüttelte Jobab den Kopf. »Was war das denn?« murmelte er verblüfft, während Ommo ihm dabei half, sich wieder aufzurichten.

»Ich weiß es auch nicht«, gestand Ommo. So etwas habe ich noch nie erlebt.«

Dann hatte er eine Idee. »Ich glaube, der ist sehr gut geschützt.

Wahrscheinlich muß man die richtige Formel kennen, um von ihm eine Gebrauchsanleitung zu erhalten.«

Jobab nickte nachdenklich. »Ja, das ist wie ein Schloß, zu dem man den richtigen Schlüssel braucht.«

»Aber ich vermute, daß er sein Wissen unter einer Bedingung preisgibt - nämlich, wenn er es schützen muß.«

»Wie meinst du das?« Jobab blickte ihn verwundert an. »Das ist doch ein Widerspruch...«

»Nicht unbedingt«, widersprach Ommo. »Denk doch mal nach: Dieser Kristall verfügt über bestimmtes Wissen und Fähigkeiten, die er bewahren und schützen muß, dazu wurde er erschaffen oder wahrscheinlich verzaubert. Das kann er aber nur tun, wenn er selbst erhalten bleibt...«

Jobab hob erstaunt die Augenbrauen. »Du meinst...?«

Ommo nickte eifrig. »Ja, wenn wir ihm androhen, ihn zu zerschmettern, wird er sich uns vielleicht fügen, weil sein Wissen sonst für immer verlorengeht. Da ist es doch wohl besser, wenn er es nur einmal preisgibt, es dafür aber weiterbewahren kann.«

Jobab wirkte skeptisch. »Hm, ob das so einfach ist? Ich weiß nicht, ob...«

»Ich will' s jedenfalls versuchen«, schnitt ihm Jobab das Wort ab. Leider sprach ihm sein Freund aus der Seele: Er glaubte selbst nicht so recht an seinen Plan. Und außerdem würde er seine Drohung, das wußte er schon jetzt, niemals wahr machen. Denn selbst wenn sie dem Fluchkristall sein Geheimnis nicht entreißen konnten, würde er ihnen immer noch etwas nützen, nämlich als Bestechungsgeschenk für Esoda.

*

Natürlich war die Sache schiefgelaufen: Der Kristall hatte sozusagen geschwiegen wie ein

Stein, selbst dann noch, als Ommo einen riesigen Felsbrocken drohend über ihn gehalten hatte.

Vielleicht hatten sie keinen Erfolg gehabt, weil sie nicht die nötige Konsequenz mitbrachten, den Stein nötigenfalls tatsächlich zu zerstören.

»Die Magie duldet keine Halbheiten«, hatte Jax mal in einer besser gelaunten Stunde ausgeführt. »Entweder man geht aufs Ganze, oder man packt gleich besser seine Sachen und wird Gärtner.«

Der alte Zauberer hatte nachdenklich seine Fingerringe gemustert. »Einen Gegenstand zu etwas zu zwingen, was er nicht wirklich will, das ist genau wie bei einem Menschen: eine ziemlich gefährliche Sache. Man muß den richtigen Druckpunkt finden, sonst erreicht man gar nichts - und zerstört schlimmstenfalls, was man eigentlich bewahren oder erhalten wollte.«

Nein, den richtigen Druckpunkt hatten sie offensichtlich nicht gefunden. Ein Jammer! Was hätten sie nicht alles mit dem Fluchkristall anfangen können! Allein schon, um es ihrem Quälgeist von Meister zu zeigen...

Es trug nicht gerade zu Ommos Laune bei, daß er vor seinem geistigen Auge Jax' hämisch feixende Fratze zu erkennen glaubte. Vielleicht hatte der Zauberer sogar bei dieser Sache mal wieder seine Spinnenfinger im Spiel!

Auch die Tatsache, daß sie nun wenigstens den Gegenstand ihres Verlangens in ihrem Besitz wußten, konnte sie nicht darüber hinwegtrösten, daß ihr Sieg doch nur ein halber gewesen war. Gewiß, sie hatten den Winzlingen den Kristall abgejagt - aber es war sehr unwahrscheinlich, daß die Zwerge nur aus Angst vor ihnen geflohen waren. Immerhin waren sie in der Überzahl gewesen und hatten durchaus zu kämpfen gewußt.

»Möglicherweise haben sie unseren Gefangenen befreit, während wir mit dem Kristall beschäftigt waren«, murmelte Jobab finster.

Ommo schüttelte den Kopf.

»Das glaube ich kaum. Sie scheinen mit Magie nicht sehr vertaut zu sein, und ich hätte eigentlich erwartet, daß der Knotenzauber den Gefangenen eher erwürgt, als sich durchschneiden zu lassen.«

»Mag sein, mag sein«, sagte Jobab und stampfte wütend auf.

Das Gelände war inzwischen weniger sumpfig geworden, und vereinzelte Baum- und Buschgruppen versperrten die Sicht bis an den Horizont.

»Wir wissen nur eins«, fuhr Ommo fort, »oder zumindest können wir es vermuten. Nämlich, daß der Kristall Unheil bringt, und wahrscheinlich sogar recht gezielt.«

»Wie meinst du das?« fragte Jobab und schlug nach einer Mücke.

Ommo überlegte kurz. »Weißt du, ich habe mal von Fluchkristallen gehört«, sagte er bedächtig. »Das mag vielleicht nur Hörensagen gewesen sein, und bestimmt gibt es auch verschiedene Arten solcher Fluchkristalle, aber wenn das stimmt, was man mir früher einmal als Kind erzählte...«

Er blickte Jobab vielsagend an.

Doch sein Blutsbruder reagierte nur gereizt. »Nun mach du nicht auch noch ein Geheimnis daraus. Als wenn wir nicht schon genügend Probleme hätten!«

Ommo zuckte mit den Schultern. »Ich dachte, du wüßtest vielleicht auch etwas darüber. Jedenfalls ist es so, daß ein Fluchkristall in der Regel dem Unheil bringt, dessen Schattenseele hineingebannt wird, und wenn es auch nur für noch so kurze Zeit sein mag.«

Jobab furchte die Stirn. »Schattenseele, hm?« machte er. Nachdenklich blickte er zu Boden. »Das erinnert mich an das, was Jax vor drei Tagen gesagt hat, bevor wir überhaupt an eine Reise dachten.«

Ommo wußte, was Jobab damit meinte. »Verzurt gefälligst eure Schattenseelen ordentlich!« hatte Jax gefaucht. »Ich habe keine Lust, ständig hinter ihnen herzujagen, weil die Herren

Lehrlinge zu faul und zu triefelig waren, besser auf sie aufzupassen. Und außerdem gibt es Zauberer, die sich aufs Schattenschießen spezialisiert haben. Die holen euch dann schnell vom Himmel, das könnt ihr mir glauben, hähä!«

Und meckernd wie ein wildgewordener Ziegenbock war er in seiner Schilfrohrhütte verschwunden, nicht ohne mit einem schmutzigen Fuß einen harmlosen Stein beiseite getreten zu haben.

Die Schattenseele war ein merkwürdiges Wesen, das jedem Menschen eigen war, wenngleich die wenigsten darum wußten. Nachts ging sie auf Reisen und brachte am Morgen merkwürdig verzerrte Erlebnisse wieder, deren Erinnerung dem Menschen als Träume gegenwärtig wurden.

Nur ein Magier vermochte, seine Schattenseele bewußt zu lenken, ihr bestimmte Form zu verleihen, sich mit ihrer Hilfe an andere Orte zu begeben - und eventuell allerlei Unfug anzustellen.

Natürlich hatte Jax ihnen mit keiner Silbe verraten, wie man das machte, seine Schattenseele zu »verzurren«. Das sah dem alten Geizhals mal wieder ähnlich!

»Wer weiß, was dieser Wanderzauberer noch angestellt hat, bevor die Zwerge ihm den Fluchkristall entrissen«, murmelte Ommo.

Jobab nickte. »Daran habe ich auch schon gedacht. Vermutlich haben sie ihn getötet. Vielleicht ist es ihm noch im letzten Augenblick gelungen, die Schattenseele eines oder aller Zwerge in den Kristall zu bannen, die Winzlinge haben die Kugel deshalb zurückgelassen.«

»Aber das erklärt doch noch immer nicht, wieso sie erst so heftig darum gekämpft haben«, sagte Ommo. »Wir wußten doch überhaupt nichts von dem Kristall, und trotzdem...«

Jobab wischten seinen Einwand mit einer Geste beiseite. »Ich weiß ja nicht, wie es dir ergangen ist, aber als ich von dem Fluchkristall hörte, da überkam mich eine nie gekannte Gier, ihn zu besitzen«, fing er an.

Überrascht rief Ommo: »Genau dasselbe ist mir auch passiert! Es war eine Habgier, wie ich sie noch nie erlebt habe!«

Jobab nickte erneut. »Und Habgier wiederum gebiert Angst. Das weiß schließlich jeder. Die Zwerge hatten einfach nur Angst, ihren Schatz wieder zu verlieren.«

»Ja, aber«, fing Ommo erneut an. »Warum haben sie...?«

»Irgendwann«, fuhr Jobab unbeirrt fort, »haben sie begriffen, was gespielt wurde. Vermutlich waren sie so heilfroh darüber, das zu erkennen, daß sie sich sofort davongemacht haben, ohne auch nur an ihren Wachposten zu denken, den wir gefangengenommen haben. Sie haben gemerkt, daß ihnen der Kristall Unheil bringt - der Häuptling hat ihm ja sowieso nie so recht getraut -, und haben die entsprechende Konsequenz gezogen.«

Nachdenklich wog Ommo das Für und Wider dieser Deutung ab. Schließlich gelangte er zu dem Schluß, daß Jobab recht hatte. »Was freilich noch nicht erklärt, wieso unser Gefangener befreit wurde.«

»Das macht mir auch viel mehr Sorge«, gab Jobab zu. »Das Verhalten der Zwerge läßt sich noch einigermaßen logisch erklären. Aber wer hat unseren Gefangenen befreit?«

Wie eine Todesdrohung hing diese Frage über ihren Köpfen, während sie ihre beschwerliche Reise fortsetzten.

»Ein Gutes hat die Sache allerdings«, warf Ommo schließlich ein. Vielleicht können wir den Kristall Esoda an drehen, damit sie uns die Fluchmagie lehrt.« »Hm. Vielleicht«, entgegnete Jobab knapp.

*

Nun wurde die Landschaft felsig, kahl und gebirgig. Der Aufstieg war beschwerlich. Plötzlich blieb Jobab erstaunt stehen. Er zeigte mit dem Finger auf einen fernen Gebirgszug und

fragte: »Siehst du auch diese dünnen flimmernden Linien, die zwischen den Gipfeln verlaufen wie silbrige Lichtfäden?«

Ommo folgte seinem Blick, konnte jedoch nichts erkennen. »Nein, ich sehe überhaupt nichts.«

»Aber das ist doch ganz deutlich!« wandte Jobab ein. »Du mußt nur genau hinschauen.«

Ommo blinzelte angestrengt, doch ohne Erfolg. Er schüttelte den Kopf.

»Ich hab' s!« rief Jobab. »Du mußt den Blick verstellen. Kennst du denn nicht den 180-Grad-Blick?«

Ommo zuckte mit den Schultern'. Er hatte zwar schon von diesem wichtigen magischen Blick gehört, ihn jedoch nie geübt. »Nein, nicht wirklich.«

»Ich bringe ihn dir bei«, erbot sich Jobab.

Die nächste Stunde verging mit dem Üben. Jobab lehrte Ommo, wie er die Augen auf »unscharf« stellen mußte, die Augäpfel leicht vorgedrückt, um auf diese Weise sein Blickfeld auf 180 Grad zu erweitern. Dadurch wurden die Gegenstände zwar unscharf, doch war es nun möglich, auch die Kräfte und Energien wahrzunehmen, die in den scheinbaren »Lücken« zwischen verschiedenen Objekten vorhanden waren.

Zu Anfang strengte der Blick Ommo recht stark an. Doch nach einer Weile ging es recht gut, und auch er nahm die silbrigen Linien wahr. »Merkwürdige Gegend«, bemerkte er schließlich.

Jobab nickte. »Es heißt, daß Esoda auch die Herrin der Geomantie sei«, meinte er.

Ommo musterte ihn fragend. »Geomantie?«

»Das ist die Kunst, die Kraftlinien der Erde zu sehen, Orte der Kraft auszumachen und mit ihren Kräften zu arbeiten«, erklärte Jobab. »Ich habe es in einem alten Zauberbuch gelesen, das Jax irgendwann einmal herumliegen ließ.«

»Interessant«, meinte Ommo. »Und was haben diese Linien dort zu bedeuten, wenn sie schon die Berggipfel miteinander verbinden?«

»Das weiß ich auch nicht«, erwiderte Jobab. »Ich weiß nur, daß es recht brauchbar sein kann, sie zu erkennen.«

Wortlos gingen sie weiter. Der Marsch war anstrengend, und die Erschöpfungen des Vortags trugen nicht dazu bei, ihre Laune zu heben.

*

Der Rest des Tages verlief ohne weitere Zwischenfälle. Zwar war der Weg beschwerlich, doch gönnten sich die beiden Lehrlinge gelegentlich auch Ruhepausen, in denen sie aßen, und einmal kamen sie sogar an einen Gebirgsbach, aus dem sie ihre Wasservorräte auffrischen konnten. Ein letztes Mal versuchte Ommo, dem Fluchkristall sein Geheimnis zu entreißen, indem er ihn erneut probenhalber in das kristallklare Wasser des Bachs hielt. Strömendes Wasser besaß die Eigenschaft, den magischen Schutz geladener Gegenstände aufzuweichen oder gar zu beseitigen. Doch in diesem Fall schien die Maßnahme nicht zu wirken: Der Fluchkristall gab sein inneres Wesen nicht preis. Unermüdlich, wenn auch enttäuscht, setzten sie den Marsch fort. Endlich versank die rote, beinahe hämisch glühende Kugel der Sonne hinter den westlichen Bergen.

»Es wird Zeit, das Nachtlager aufzuschlagen«, sagte Jobab niedergedrückt.

Ommo nickte. Unterwegs hatten sie keinerlei Höhlen entdecken können, und so stand ihnen wahrscheinlich eine Nacht im Freien bevor - in dieser Jahreszeit wahrlich kein Vergnügen.

»Sollen wir uns ein Zelt bauen?« fragte Ommo.

Jobab verneinte.

»Das ist viel zu aufwendig. Vielleicht finden wir eine windgeschützte Felsnische, vor die wir eine Decke spannen können. Ganz schön wäre es auch, wenn wir in dieser kargen Gegend

wenigstens etwas Brennholz fänden.«

Ommo entdeckte einige trockene Moose. Mühsam kratzten sie diese von den Felsen und sammelten sie ein. »Das Schlimmste liegt noch vor uns«, brummte Jobab.

»Ja, ich weiß«, erwiderte Ommo. »Esoda...«

»Nein, das habe ich nicht gemeint«, widersprach Jobab. »Schau mal dort vorne!«

Vor ihnen lag ein gähnender Abgrund. Eine Schlucht, so tief, wie sie sie noch nie zuvor gesehen hatten. Der Abgrund war mindestens vierhundert Fuß breit.

Betroffen blieben die beiden Lehrlinge stehen. Wie sollten sie jemals auf die andere Seite gelangen?

»Hinuntersteigen?« murmelte Ommo und schüttelte gleichzeitig den Kopf.

»Viel zu tief.«

»Ja«, sagte Jobab. »Und außerdem riecht es hier geradezu nach Gefahr.«

Ommo wußte, was er meinte. Wenigstens hatten sie bei Jax gelernt, Gefahren rechtzeitig zu wittern. Das bedeutete zwar nicht unbedingt, daß sie ihnen auch aus dem Weg gehen konnten, doch immerhin ahnten sie es mit ihrem geschärften magischen Instinkt, wenn eine Gegend oder eine Situation bedrohlich war.

Allerdings half ihnen das jetzt auch nicht weiter. Sie mußten ruhen, ein Nachtlager finden - und, was noch viel ärger war, vermutlich jeder die Hälfte seines Schlafs darauf verwenden, den anderen zu bewachen.

»Das hat mir gerade noch gefehlt!« stöhnte Ommo. »Ich bin doch sowieso schon hundemüde...«

»Klagen nützt jetzt auch nichts.« Jobab stellte es ohne jede Bissigkeit fest.

Ommo seufzte. »Dort vorne ist wenigstens eine Felsnische, wie wir sie suchen«, sagte er und zeigte auf sie. »Dann wollen wir losen, wer als erster die Wache übernimmt.«

Jobab schüttelte den Kopf. »Ich glaube, du bist müder als ich«, sagte er. »Laß mich die erste Wache übernehmen, ich werde dich nach vier Stunden wecken.«

Ommo nickte dankbar. Jobab war wirklich ein Freund. Daran wenigstens gab es nichts zu rütteln. So schlugen sie denn ihr Lager notdürftig in der Felsnische auf, spannten eine ihrer Decken als Windschutz, entzündeten das gesammelte Moos, um etwas Wärme zu erhalten, und verpflegten sich mit Trockennahrung. Dann legte sich Ommo nieder und war auch sofort eingeschlafen.

IV

Jax hockte auf einem niedrigen Holzschemel vor seiner Hütte in der Sonne und war damit beschäftigt, sich die Fingernägel zu schneiden. Das Wort »schälen« wäre eigentlich treffender gewesen, denn er benutzte dazu einen langen, spitzen, aber stumpfen Dolch mit fein ziselierendem Griff.

An der Hüttenecke saß Asmodel mit mürrischem Gesichtsausdruck auf der Erde und sortierte getrocknete Zauberkräuter, die er in kleine hellbraune Ledersäckchen abfüllte.

Jax wirkte äußerst vergnügt und summtte vor sich hin: »Bist du die Zwei, bin ich die Sechs, bist du die Drei, bleib ich die Sechs. Ich nehm' euch mal, ich nehm' euch hops...«

Asmodel erhob sich stöhnend, um einen Teil der Beutel ins Innere der Hütte zu tragen. Kaum war er im Eingang verschwunden, als plötzlich ein Lichtblitz die Dunkelheit des Hütteninneren durchzuckte. Ein Klirren erscholl, ein Knall - und eine mit Bienenwachs versiegelte Flasche auf einem Holzregal zerplatzte mit Getöse.

Vor Schreck ließ Asmodel einen Topf mit Stinkharz fallen, den er gerade wieder hinausbrin-

gen wollte - Teile davon zerstoben in der Luft und verdampften mit schrecklichem Gestank auf der heißen Eisenplatte des Alchemistenofens. Dicke weißliche Schwaden quollen aus dem Hütteneingang hervor und umhüllten den alten Zauberer. Doch Jax wirkte ungerührt und hob gelangweilt den Blick.

»Die Nerven, was?« fragte er höhnisch.

Asmodel torkelte wütend und erschreckt zugleich vor die Tür. Seine ohnehin nie sonderlich scharfen Konturen - ihm eine festere Gestalt zu geben, hatte Jax strikt verweigert - wirkten! zottig, seine Nase war rußbeschmiert und sein Haar versengt.

»Wa-was war das, Herr?« stammelte er. Der Hausgeist wirkte völlig verwirrt.

Jax widmete sich wieder seiner Nagelpflege. »Nichts Besonderes«, murmelte er wie geistesabwesend. »Nur eine kleine Sprengglyphe. Ein ungebetener Gruß der Dame Esoda.«

Asmodel starrte seinen Herrn fassungslos an.

»Aber das ist unmöglich«, protestierte er. »Ich habe sämtliche Geisterfallen aktiviert! Nicht das kleinste bißchen unerwünschter Magie kann zu uns durchdringen - und schon gar keine geladene. Ich habe wirklich alles getan, was...«

»Wetten, daß du den Bannstrahlteppich vergessen hast?« knurrte Jax mit hoch gezogenen Augenbrauen, während er einen schmierigen Nagelabschnitt begutachtete, der ihm zwischen die Füße gefallen war.

Asmodel hatte sich wieder ein wenig gefangen und grinste nun verschmitzt.

»Die Wette halte ich, Herr. Um was soll es gehen?«

Jax machte eine wegwerfende Geste. »Versuch nicht wieder die alte Blufftour, das mußt du schon geschickter anstellen.« Da rutschte sein Dolch ab, und schmutzigrotes Blut quoll plötzlich aus seinem rechten Mittelfinger hervor.

»Au, verdammt!« bellte der Zauberer empört. »Sieh doch nur, was du da schon wieder angerichtet hast, du nichtsnutziger Tölpel von einem Windbeutelgespenst!«

»Aber, Herr!« entgegnete Asmodel erschrocken und beleidigt. »Ich habe doch wirklich den Bannfluchteppich...«

Jax starrte ihn verblüfft an. Die Wunde schien vergessen. »Du hast was?« rief er und schoß in die Höhe. »Ist das dein Ernst?«

Ohne Asmodels Antwort abzuwarten, wiegte er nachdenklich den Kopf und piff beeindruckt durch die Zähne. »Soso! Dann ist die Sache allerdings ernster, als ich dachte. Hm. Hm.« Er kratzte sich mit einer frischgeschälten Fingerspitze in der Nase. »Hm.«

Dann griff er mit immer noch blutender Hand nach einem dicken, verstaubten Buch mit Lederleinband, das neben ihm auf dem Boden lag. Die Goldprägung des Deckels mußte schon vor Jahrhunderten verblaßt sein.

»Was habt Ihr vor, Herr?« fragte Asmodel eingeschüchtert und neugierig zugleich.

»Was ich vorhabe?« fragte Jax brummend, während er in dem Wälzer blätterte. »Esoda einen Denkkzettel zu verpassen, was sonst?« Dann vertiefte er sich in die vergilbte Schrift.

Asmodel rieb sich erwartungsvoll die durchsichtigen Geisterhände.

*

Leise, ja, beinahe lautlos piff ein sanfter Wind um die Felsnische. Die Luft war kalt, die Nacht so finster, daß nicht einmal die Sterne das schwarze Tuch des Firmaments zu durchschimmern vermochten. Kalte Luft umschmeichelte regloses, starres Gestein, und nur das leise Rieseln vereinzelter Sandkörner, die sich aus den Felsbrocken lösten, erfüllte die Kulisse mit wahrnehmbaren Geräuschen.

Versteckt hinter der aufgespannten Decke lag Jobab tief schlafend am Boden.

Sein Kopf ruhte auf dem Reisebündel, die Rechte hatte er fest um seinen magischen Stab geklammert. Das trockene Moos, das sie mitgeführt hatten, um sich an seinem Feuer ein we-

nig zu erwärmen, war schon längst erloschen. Ommo kauerte unmittelbar vor der Decke, die Arme fest um die angezogenen Beine geschlungen, um die Kälte ein wenig erträglicher zu machen.

Er sollte Wache halten, doch das fiel sehr schwer. Denn die Nacht war abweisend und finster, und ihre Ereignislosigkeit war nicht dazu angetan, seine Sinne wachzuhalten.

Ihre Ereignislosigkeit?

Erschrocken fuhr Ommo auf. Er war ja tatsächlich eingenickt! Doch was hatte ihn dann plötzlich geweckt? Vielleicht ein Stein, der, vom Wind gelöst, in die Schlucht gestürzt war? Oder ein vorbeihuschendes Nachttier?

Ommo schüttelte den Kopf, um seine Müdigkeit zu vertreiben. Irgend etwas stimmte hier nicht, soviel war sicher!

Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß es unklug war, in der Dunkelheit seinen Blick stets nur auf einen Punkt zu richten. Tat man das, so konnte man zwar alle möglichen Dinge erkennen, doch waren es meistens die falschen. So ließ er seinen Blick ununterbrochen hin und her schweifen, mit der rechten Hand den magischen Dolch abwehrbereit umklammernd, die Linke an den Stab gelegt, der lose in seinem Gürtel stak.

Doch es war nichts zu erkennen.

Ächzend erhob er sich. Seine Glieder waren kalt und klamm von der feuchten Nachtluft, und er mußte sich strecken, um wieder geschmeidig zu werden. Langsam und vorsichtig ging er einige Schritte vor der aufgespannten Decke hin und her. Die Felsnische befand sich recht nahe an dem Abgrund, und er mußte aufpassen, nicht auszurutschen und in die Tiefe zu stürzen, was in der Dunkelheit gar nicht so leicht war.

Wenn er doch nur wüßte, was das eigentlich war, wonach er Ausschau hielt! Jäh zuckte er zusammen. Eine schwere eiserne Hand hatte sich von hinten auf seine rechte Schulter gelegt. Geistesgegenwärtig wirbelte er nach links herum, riß den magischen Stab aus dem Gürtel und streckte den Dolch vor - doch es war zu spät. Vor ihm ragte eine riesige dunkle Gestalt empor, deren Umrisse er in der Finsternis nur schwach ausmachen konnte.

Sofort wollte er einen Schrei ausstoßen, um Jobab zu warnen, aber das Wesen ließ ihm keine Zeit: Mit lähmender Kraft packte es ihn erneut und legte ihm eine weitere Hand auf den Mund, rammte ihm mit einer blitzschnellen Bewegung das Knie in den Bauch, so daß er nach vorne zusammenklappte, verpaßte ihm einen knappen kurzen Schlag in den Nacken - und plötzlich war alles um ihn herum noch schwärzer als je zuvor.

Jobab schien fest zu schlafen. In Wirklichkeit aber war er von Ommos Auf- und Abschreiten wach geworden und hatte hinter der Decke den Kampf mitangehört.

Er wußte, daß es zu spät war, um seinem Blutsbruder zur Hilfe zu eilen. Deshalb verhielt er sich zunächst ruhig, um die Entwicklung abzuwarten. Mit der Linken tastete er, den Arm quer über den Bauch gelegt, nach seinem magischen Dolch am Gürtel.

Er bemerkte, wie die Decke beiseite geschoben wurde, öffnete sein rechtes Auge einen Spalt und erblickte einen riesigen Ghul, der auf ihn zukam und sich über ihn beugte, um ihn zu begutachten. Im gleichen Augenblick hatte Jobab bereits sämtliche Muskeln zum Sprung angespannt und schnellte empor, den Stab zum Angriff vorgestreckt.

Doch der Ghul war schneller. Er blockte den Zauberlehrling mit dem linken Ellenbogen ab, wich einen halben Schritt zurück, machte eine schnelle Bewegung mit der rechten Hand - und plötzlich blickte Jobab auf einen silbrig leuchtenden Fünfsack, in dessen Mitte ein runder, tiefdunkler und schwarzglänzender Onyx eingelassen war.

Der Anblick lahmte ihn auf der Stelle. Er konnte sich nicht mehr rühren.

Hilflos mußte er zusehen, wie der Ghul ihn mit anscheinend ungeübten Händen auf den Boden legte. Nicht einmal eine Warnung konnte er ausstoßen.

Doch wäre dies wahrscheinlich: ohnehin zu spät gewesen, weil das Wesen Ommo vermutlich bereits überwältigt hatte. Sonst wäre es wohl kaum bis zu Jobab vorgedrungen.

Zu seiner Überraschung bemerkte er plötzlich, wie sich der Vorhang erneut beiseite schob. Doch er beherrschte sich eisern, um sich nichts anmerken zu lassen und den Ghul nicht zu warnen. Offenbar war es Ommo doch gelungen, seine Fesseln - sofern der Ghul ihm wirklich welche angelegt hatte - binnen kürzester Zeit zu lösen. Auf jeden Fall stand Ommo nun hinter dem Gegner, holte kurz aus und rammte ihm von hinten seinen magischen Dolch in den Rücken.

Röchelnd sank der Ghul zu Boden. Sofort sprang Ommo auf Jobab zu, um ihm die Fesseln zu lösen.

Jobab nahm gleich als erstes die Seile, mit denen der Ghul ihn gefesselt hatte, um damit nun seinerseits den Gegner unschädlich zu machen.

»Glaubst du, daß er allein gekommen ist?« fragte er dabei keuchend seinen Blutsbruder.

Ommo zuckte mit den Schultern. »Ich weiß es nicht. Ich habe ihn nicht kommen hören. Möglich erweise sind noch andere in der Nähe.«

»Wie beruhigend«, meinte Jobab grimmig, »Dann müssen wir uns hier verschanzen und höllisch aufpassen, um...«

Ommo hatte sich vorgebeugt und den silbernen Fünzfack mit abgewendetem Blick aufgehoben. »Vielleicht ist' das eine gute Waffe«, meinte er.

Jobab schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht. Wenn dieser Fünzfack auch Ghule ausschalten kann, wenn sie ihn nur betrachten, dann wäre er nicht sehr brauchbar für sie. Ich nehme eher an, daß sie dagegen immun sind.«

Ommo mußte ihm recht geben. Vorsichtig verstaute er die Waffe in seinem Reisesack. »Was schlägst du vor?«

In der neu eingetretenen Finsternis war kaum etwas zu erkennen. Dennoch ließ Jobab seinen Blick umherschweifen.

»Ich glaube«, flüsterte er, »wir sollten als erstes unsere Decke wieder einrollen und uns auf den Weg machen.«

»Aber es ist doch stockdunkel!« widersprach Ommo leise. »Wo sollen wir denn hin?«

Jobab grinste unmerklich. »Nicht sehr weit. Wir bleiben hier in der Nähe, weil ich glaube, daß die Ghule ihren Gefährten suchen werden. Hier werden sie uns bestimmt nicht mehr vermuten, wenn sie ihn erst einmal gefesselt vorfinden. Wir zerren ihn draußen vor die Nische und verstecken uns selbst oben auf dem Felsen.«

Das schien Ommo ein guter Plan zu sein.

So lautlos wie möglich verstaute sie wieder ihre Habseligkeiten und schleppten den äußerst schweren Ghul vor die Felsnische, wo sie ihn auf den Boden legten.

Das Wesen schien bewußtlos zu sein, doch die Dolchwunde hatte es anscheinend nicht tödlich verletzt. Das war ohnehin nur selten der Fall, wenn man mit magischen Dolchen kämpfte, es sei denn, man benutzte einen ausgesprochenen Todesdolch - doch die waren äußerst rar. Esoda freilich würde über einige dieser Waffen verfügen, dachte Ommo mißmutig.

Dann versteckten die beiden Freunde sich auf dem Felsen. Es war ein sehr schwieriges Unterfangen, in völliger Finsternis hinaufzusteigen. Einmal wäre Jobab beinahe abgerutscht und in den Abgrund gestürzt, hätte Ommo ihn nicht noch mit instinktiver Sicherheit am Kragen gepackt und mit aller Kraft gegen die Felswand gedrückt, bis sein Freund endlich wieder Halt gefunden hatte.

Oben angekommen, ruhten sie sich keuchend aus und ließen ihre Blicke durch die Dunkelheit schweifen.

Es waren noch einige Stunden bis Morgenanbruch und die Aussicht, den Rest der kalten Nacht auf diesem ungeschützten Felsen verbringen zu müssen, behagte ihnen nicht sonderlich. »Es gibt bestimmt gemütlichere Fleckchen«, begann Ommo- doch da überstürzten sich plötzlich die Ereignisse.

Ein grelles Blitzzucken, gefolgt von einem Donnerrollen - und einmal mehr waren die bei-

den Lehrlinge wie gelähmt. Ein dichtes Netz hatte sich um sie geschlungen, dessen Maschen aus einem hauchdünnen Nebelgespinnst zu bestehen schienen, das sich eng um sie zurrte und jeden Widerstand unmöglich machte.

Fluchend versuchte Jobab sofort, mit seiner Dolchklinge das Netz zu durchtrennen, aber vergeblich. Auch Ommo unternahm es, sich mit aller Gewalt gegen die Maschen zu stemmen, doch mit ebensowenig Erfolg. Sie waren gefangen.

Plötzlich wurde der Fels lebendig, und sie erkannten, wie man sie so leicht hatte überwältigen können.

Überall hatten die Ghule gelauert. Es mußten Dutzende von ihnen sein! In der Finsternis hatten sie sie nicht erkannt, während die Wesen, die anscheinend über eine ausgezeichnete Nachtsicht verfügten, sie geradezu mit offenen Armen empfangen hatten.

»Das ist alles meine Schuld«, murmelte Ommo niedergeschlagen. »Ich hatte schließlich Wache und...«

»Mach dir deswegen keine Sorgen«, beruhigte ihn Jobab. »Das hätte mir auch passieren können. Ghule sind dafür bekannt, daß sie lautlos durch die Nacht schleichen können. Das müssen sie auch, wenn sie den Toten auflauern wollen, von denen sie sich ernähren.«

Die Toten, von denen sie sich ernährten? Das jagte Ommo einen Schauer über den Rücken. Natürlich wußte er genausogut wie Jobab, daß Ghule wahre Ungeheuer waren, die sich von Leichen ernährten, doch hatte er es bisher irgendwie vorgezogen, nicht darüber nachzudenken.

Und nun waren sie in der Gewalt dieser dämonischen Unwesen!

»Aber wenn sie sich von Leichen ernähren«, murmelte Ommo hilflos, »Ich meine... Wir sind doch gar nicht tot... und...«

Jobab schüttelte den Kopf, so gut das Netz es ihm ermöglichte.

»Gelegentlich helfen sie auch ein wenig nach, um ihre nächtliche Ausbeute zu vergrößern. Nicht umsonst sind Ghule die Schutzgeister aller Mörder. Und wenn sie es nicht selbst können oder wollen, so finden sie schon jemanden, der ihnen die Schmutzarbeit abnimmt.«

Wie beruhigend! Doch nun hatten sie keine Gelegenheit mehr, sich über ihre Lage zu beraten. Denn die Ghule nahmen das Netz mit ihren beiden Gefangenen auf, befestigten es an einer langen Stange und machten sich tänzelnden Schritts an den Abstieg.

Es war eine höchst unbequeme Reise, wie in einer zu eng verschnürten Hängematte baumelnd durch eine nächtliche Felsengegend getragen zu werden. Immerhin waren ihre Träger äußerst trittsicher und gerieten nie ins Stolpern, was die Qual ein wenig erleichterte. Doch achteten sie auch scharf darauf, daß die beiden Zauberlehrlinge nicht miteinander sprachen.

Als Jobab einmal versuchte, eine Bemerkung zu machen, schlug ihm einer der neben den beiden Gefangenen einhergehenden Ghule mit einem Knüppel auf die Schulter, als er gerade erst den Mund geöffnet hatte. Diese Wesen konnten wirklich ausgezeichnet in der Dunkelheit sehen! Insgeheim mußten Jobab und Ommo diese Fähigkeit bewundern, auch wenn sie ihnen im Augenblick alles andere als gelegen kam.

Zu Anfang hatte Ommo noch versucht, die Schritte der Träger zu zählen, um sich ein Zeitgefühl zu bewahren und möglicherweise die Entfernung abzuschätzen, welche die Ghule mit ihren Gefangenen zurücklegten. Doch das erwies sich als zunehmend schwieriger.

Die Ghule kletterten nämlich behende wie die Bergziegen über allerlei Geröll und Gestein, bestiegen einen Berg, um auf der anderen Seite einen schmalen Pfad wieder hinab in die Tiefe zu steigen, durchquerten steinige, ausgetrocknete Flußbetten, schwenkten mal nach rechts, mal nach links, schienen gelegentlich sogar beinahe einen Kreis zu schlagen - so daß er nach einer Weile völlig verwirrt war und den Versuch aufgab.

Die Zeit schien stillzustehen, und das Baumeln im Netz wurde immer unerträglicher und schmerzhafter. Sämtliche Glieder taten den beiden Lehrlingen weh, und sie mußten sich Mühe geben, um nicht vor Schmerz laut aufzuschreien, als ihre Träger plötzlich die Stange, an

der das Netz befestigt war, ohne Vorwarnung losließen, und die beiden zu Boden stürzten. Dann entfernte sich die Schar der Ghule. Nur drei von ihnen ließen sie zurück, um die Gefangenen zu bewachen. So blieben Ommo und Jobab schier endlos auf einem felsigen Steinboden liegen, der mit Geröll übersät war, welches ihnen in die Glieder und ins Fleisch stach. Ommos Arme und Beine waren bereits eingeschlafen, und Jobab hatte das Gefühl, als müsse sein Genick im nächsten Augenblick brechen, als man endlich das Netz von der Stange löste und die beiden Gefangenen befreite.

Dafür aber legten die Ghule ihnen enge Handfesseln an, nicht ohne auch ihre rechten Beine miteinander zu verbinden.

Dann stießen die Wächter sie unsanft in den Rücken und bedeuteten ihnen, vorwärts zu gehen.

Am Widerhall ihrer mühseligen Schritte hörten sie, daß sie sich offensichtlich in einer finsternen Höhle befinden mußten. Dieser Eindruck verstärkte sich noch, als sie nach einer Weile in einen schmalen Felsengang kamen, der endlich in eine riesige Höhle mündete, die - welch Erleichterung! - wenigstens mit Fackeln ausgeleuchtet war, was ihnen immerhin das Gefühl des Blindseins nahm.

In der Mitte der Felsenhalle erblickten sie ein hohes, schwarzglänzendes Podest aus Onyxgestein, auf dem ein reichverzierter silberner Thron stand, der mit seltsamen Mustern und Zeichen geschmückt war. Auf diesem Thron saß eine finstere Gestalt.

Es war ein einem Menschen nicht unähnliches Wesen von über acht Fuß Größe, dunkelhäutig und mit schwarz funkelnden, böseartig glitzernden Augen, die die Gefangenen argwöhnisch musterten.

Das Wesen wirkte merkwürdig verzerrt, so sahen seine Hände beispielsweise eher aus wie Echsenkrallen, die Ohren waren übergroß und an den Rändern schuppenartig gezackt. Und eine grünleuchtende Schlange schien aus dem schwarzgepanzerten Oberkörper hervorzuwachsen, um sich um den Hals des Wesens zu schlingen und, hinter seinem Kopf aufgereckt, die beiden Zauberlehrlinge mit rotfunkelnden Augen zu betrachten, während die lange schwarze, gespaltene Zunge gierig vor- und zurückzuckte. »Wisset, ihr Wichte«, ließ das Wesen seine Stimme erschallen, und es klang wie zorniges Donnergrollen, »ich bin Amaimon, der Herrscher der Dämonen im Reiche Esodas. Ihr befindet euch in meiner Gewalt. Und das werde ich euch spüren lassen.«

*

»Sag mal«, sagte Jax, in einer Hängematte in seiner Hütte schaukelnd und einen dicken alten Wälzer auf den Knien abstützend, »wie lange mußt du mir eigentlich noch dienen?«

Asmodel, sein Hausdämon, grinste und machte eine gezielte Verbeugung, die allerdings ziemlich ungeschlachtet wirkte. »Noch ein kleines Weilchen, Herr«, erwiderte er.

»Hm.« Natürlich wußte Jax ganz genau, daß Asmodels Dienst, zu dem er ihn bei einer früheren Beschwörung unter Androhung furchtbarer Strafen gepreßt hatte, in etwa einem Jahr beendet sein würde. Danach war der Dämon frei und konnte kein zweites Mal zum Dienst gezwungen werden. Allerdings durfte er aus freien Stücken weitermachen - und genau darum ging es Jax. Denn er wollte sich seinen Hausgeist möglichst billig erkaufen und dachte bereits jetzt daran, wie er ihn unbemerkt übers Ohr hauen könnte. Jax schüttelte den Kopf. Das war nicht ganz ungefährlich: Es gab kaum etwas Schlimmeres als einen Dämon, der gemerkt hatte, daß man ihn reingelegt hatte. Da hieß es vorsichtig taktieren. Er war zwar ein großer Zauberer, aber noch lange nicht allmächtig.

»Noch nicht«, brummte er und wälzte sich aus einer schimmeligen Hängematte. Als er Asmodels Grinsen sah, zuckte er kurz zusammen, fing sich aber sofort wieder.

Ob der Dämon etwas bemerkt hatte? Hm, schon möglich. Dämonen waren zwar meistens

ziemlich dumm, aber darauf konnte man sich nicht verlassen. Schließlich war der Betrug ihr ureigenstes Metier. Jax beschloß, die Sache für eine Weile zu vertagen.

Ommo und Jobab blickten sich erstaunt an. Amaimon? Von diesem »Dämonenherrscher« hatte sie noch nie etwas gehört. Und doch schien er durchaus über Macht zu verfügen: Die große Höhle wimmelte nur so von Ghulen und anderen finsternen Wesen, die stumm und ehrfürchtig den Worten ihres Meisters zu lauschen schienen.

Ommo schluckte schwer. Was sollten sie erwidern? Wahrscheinlich war es das Beste, den Mund zu halten, bis sie dazu aufgefordert wurden, etwas zu sagen. Amaimon machte nicht den Eindruck, als würde er Unbotmäßigkeit widerspruchslos hinnehmen.

Der Dämonenherrscher nickte leise. War das etwa anerkennend gemeint?

»Ich sehe, daß ihr vernünftig genug seid, keinen Widerstand zu leisten.«

Jobab zuckte wie beiläufig mit den Schultern, erwiderte jedoch nichts.

»So wisset denn«, fuhr Amaimon fort, »daß ich euch nunmehr zu Tode foltern werde.«

Ommo mußte sich sehr beherrschen, um nicht vor Schreck zusammenzuzucken. Das waren ja schöne Aussichten! Er bemerkte, wie Jobab mutlos den Kopf senkte. Woher hätten sie auch Mut nehmen sollen?

Die Machtverhältnisse waren völlig eindeutig: Gegen eine solche Schar von Dämonen und Ungeheuern anzukämpfen, war völlig irrwitzig. Die Anstrengungen der Reise mit all ihren Enttäuschungen und Entbehrungen hatte die beiden Zauberlehrlinge über Gebühr erschöpft. Sie waren am Ende ihrer Kräfte angelangt. Und es wäre ohnehin wohl nur noch eine Frage der Zeit gewesen, bis irgendein schlimmes Schicksal sie ereilt hätte.

Warum dem nicht wie ein Mann ins Auge blicken? fragte sich Ommo. Und doch - von einem angehenden Magier konnte man wohl erwarten, daß er nichts unversucht lassen würde, um sich auch aus der hoffnungslosesten Situation einigermaßen unbeschadet zu befreien.

Immerhin war dies nicht die erste Gefahr, in der sich Ommo und Jobab wiederfanden, und wenn sie die anderen überlebt hatten, war es doch durchaus denkbar, daß sie auch diesmal...

Die Worte des Dämonenherrschers schnitten seinen Gedankengang ab.

»Oder habt ihr dagegen etwa Einwände?« fragte er drohend.

Was für eine Frage! Ob das nun eine Floskel war, wie sie primitive Wesen in solchen Situationen, in denen sie sich überlegen fühlten, sooft anzuwenden pflegten? Doch das Glitzern in den Augen Amaimons ließ Ommo daran zweifeln.

Natürlich verhielt sich keine Begegnung mit einem Dämon etwas Gutes, denn Dämonen waren ja geradezu die Verkörperung des Bösen. Andererseits - was wußte man über diese Wesen eigentlich wirklich? Zwar kannten sie Asmodel nicht viel, und seinen Diener Asmodi, doch, das besagte Wenn ein Fremder, dachte Ommo, als einzigen Bewohner Chaims ausgerechnet Jax kennengelernt hätte, hätte er auch einen ziemlich verzerrten Eindruck von Chaim bekommen. Man durfte nie vom Einzelfall aufs Allgemeine schließen, das konnte zu gefährlichen Fehleinschätzungen führen.

Immerhin galten Dämonen als ausgesprochen spitzfindig, und manche von ihnen liebten sogar das Wetten und das Glücksspiel - wenn man auch dabei immer aufpassen mußte, daß sie einen nicht hereinlegten und ihrem Opfer buchstäblich das Fell über die Ohren zogen.

Plötzlich schoß ihm eine Idee durch den Kopf: Was, wenn der Dämonenherrscher es in Wirklichkeit darauf angelegt hatte, mit ihnen ein Wortduell zu versuchen? Nein, das erschien doch allzu unwahrscheinlich.

Aber Ommo hatte nichts zu verlieren, also erwiderte er:

»Hoher Herr, erlaubt mir, Euch zu widersprechen! Sehr wohl haben wir dagegen Einwände vorzubringen, und es sollte Euer Schaden nicht sein, sie zu beherzigen.«

Ob das zu gewagt war? Zwar hatte Ommo sich um einen einigermaßen höflichen Ton bemüht, doch wußte man bei diesen oft sehr kleinkarierten Herrschern im Lande Chaim nie, was sie einem verübeln oder was sie gar anerkennen mochten. So blieb die Reaktion abzu-

warten, und Ommo wurde zum Glück nicht enttäuscht.

Denn Amaimon hob leise den Kopf, um den Zauberlehrling mit verengten Augen genauer zu betrachten. Er wirkte geradezu interessiert.

»Große Worte, fürwahr!« sagte er mit donnernder Stimme. »Und welcher Wicht wagt es, sie auszusprechen?«

Trotz der unterschwelligten Drohung, die in seiner Rede mitschwang, schien Amaimon einem Wortduell doch nicht gänzlich abgeneigt zu sein. Jedenfalls konnte er das nur hoffen, dachte Ommo und ergriff erneut das Wort. »Mein Name, hoher Herr, ist Ommo, Lehrling des großen Magiers Jax, vor dem ganz Chaim zittert und bebt, wenn er in Wut gerät.«

War das nur Wunschdenken, oder war der Dämonenherrscher beim Erwähnen von Jax' Namen tatsächlich eine Spur zusammengezuckt? Ommo wußte es nicht genau, und Amaimons Verhalten machte es ihm nicht leichter, es festzustellen. Denn der Herrscher schlug sich wie amüsiert mit den Handflächen auf die Oberschenkel und lachte schallend, daß die Höhle zu erbeben schien.

Stumm standen die Ghule um ihn herum und machten nicht einmal leise Anstalten, in das Lachen ihres Herrn einzustimmen. Offenbar waren es äußerst freudlose Kreaturen ohne jeglichen Sinn für Humor. Denn es war eher unwahrscheinlich, daß sie der Situation aus dem gleichen Grund wie Ommo keine Komik zu entlocken vermochten!

»Jax? Daß ich nicht lache!« rief Amaimon, doch irgendwie wirkte es ein wenig gequält. »Ein Lehrling irgendeines Hinterhofzauberers wagt es...«

»Untersteht Euch!« entfuhr es Jobab, und er ballte seine gefesselten Hände drohend zu Fäusten. »Mit Euresgleichen würde Jax...«

Doch Ommo warf ihm einen Blick zu, der ihm bedeutete zu schweigen, worauf Jobab sofort verstummte. Er besaß genug Vertrauen in seinen Blutsbruder, um ihm die Leitung des Gesprächs zu überlassen.

Erstaunlicherweise reagierte Amaimon nicht empört, sondern wiegte bedächtig den Kopf.

»Immerhin spricht es für Jax, wenn seine Lehrlinge es nicht zulassen, daß sein Name von einem anderen befleckt wird«, murmelte er anerkennend.

»Das kann ich von mir selbst leider nicht immer behaupten.« Und er warf einen giftigen Blick in die Runde der Ghule, die jedoch nur stumm und reglos, ja, teilnahmslos vor sich hinstierten.

Als hätte er bereits zuviel verraten, wischte der Dämonenherrscher seine eigene Bemerkung mit einer unwirschen Geste beiseite. »Doch genug des Geplänkels.« Er blickte Ommo tief in die Augen. »Ist der Name Eures Begleiters gar geheim?« Nun klang es wie Hohn, was er aussprach.

Jobab verneigte sich mit geradezu beleidigender Höflichkeit.

»Ich habe nichts zu verbergen, hoher Herr«, sagte er. Er sprach die Worte »hoher Herr« beinahe angewidert aus. »Ich bin Jobab, Lehrling des großen Meisters Jax, vor dem das ganze Land Chaim zittert und bebt, wenn er in Wut gerät.«

Amaimon nickte. »Also noch ein Lehrling«, murmelte er. »Und? Sollte dies etwa Grund für mich sein, Euch nicht meinen Dienstgeistern hier zum Fraße vorzuwerfen, nachdem ich mich an Euren Qualen ergötzt habe?«

Gerne hätte Ommo eine Hand gehoben, denn diese Geste hätte zu dem gepaßt, was er sagen wollte. Doch da seine Hände gefesselt waren, blieb ihm nichts anderes übrig, als die rechte Augenbraue leicht anzuheben und in beinahe wegwerfendem Tonfall zu erwidern: »So wisset, hoher Herr, daß wir in wichtiger Mission im Auftrag unseres Meisters Jax unterwegs sind. Es wird ihm, und verzeiht dabei wohl meine Untertreibung, gewiß nicht sonderlich behagen zu erfahren, daß ihr diese Mission dadurch vereitelt, daß ihr seinen beiden Lehrlingen das Lebenslicht auslöscht.«

Der Dämonenherrscher klatschte begeistert in die Hände. »Wohl gesprochen, junger Mann!«

rief er entzückt. »Hättet Ihr es anders formuliert, die Ghule wären bereits über Euch hergefallen, um sich an Eurem Leichnam zu laben.

Jeder in Chaim weiß, daß Jax das Leben seiner Lehrlinge keinen Pfifferling wert ist. Anders vielleicht steht es um seine Mission. Wer diesem Magier in die Quere kommt, der hat wahrlich nichts zu lachen, das will ich ehrlich zugeben.«

Insgeheim freute sich Ommo diebisch darüber, daß das Gespräch die von ihm gewünschte Wendung zu nehmen schien. Doch noch war nichts wirklich gewonnen. Noch galt es, den Dämonenherrscher umzustimmen, damit er sie freiließ.

Bitter war auch, daß es angesichts eines Lügenwesens, wie es Dämonen ja zu sein pflegten, ausgerechnet die unangenehme Wahrheit war, die zum Erfolg führte. Denn natürlich stimmte es, daß Jax keinen Finger gerührt hätte, um das Leben seiner Lehrlinge zu retten. Dagegen hätte er vermutlich das ganze Land Chaim mit Verderben überzogen, wenn es irgendein armer Tropf auch nur wagen sollte, sich ihm - und damit war in diesem Falle seine Mission gemeint, wenngleich Ommo diese nicht so recht zu definieren wußte - in den Weg zu stellen. Um etwaigen Fragen vorzubeugen, fuhr Ommo hastig fort, wobei er sich darum bemühte, möglichst unbekümmert zu erscheinen. »Hoher Herr, ich empfehle Euch, nicht nach Art und Wesen unserer Mission zu fragen. Unser Meister Jax hat uns bei Androhung der Todesstrafe verboten, Fremden gegenüber darüber zu sprechen.«

Das war natürlich gelogen, schön, dachte Ommo, daß er wenigstens diese eine Lüge unterbringen konnte. Nicht, daß Ommo von Natur aus ein begeisterter Lügner gewesen wäre, doch erschien ihm die Wahrheit einem Dämon gegenüber als viel zu schade.

»Hm.« Amaimon legte nachdenklich die schuppige Stirn in Falten. Dann schüttelte er den Kopf. »Lehrling Ommo, ich durchschaue Eure List. Doch seid versichert, mit leeren Drohungen kommt Ihr bei mir nicht weit. Solange Jax am Leben ist«, der Dämonenherrscher grinste breit und gehässig, »was hoffentlich nicht mehr allzu lange der Fall sein wird, solange also Euer Meister lebt, könntet Ihr Euch in jeder beliebigen Situation mit dieser Ausrede behelfen. Ihr seid Lehrlinge des Magiers Jax, das mag stimmen. Dies zu überprüfen, wäre uns ein leichtes. Doch zu allem Überfluß behauptet Ihr auch noch, im Dienste Eures Meisters unterwegs zu sein, einer Mission, über die Ihr, wohlgemerkt, kein Wort verlieren dürft. Das aber ist es, was äußerst fraglich sein dürfte.«

Er machte eine unheilverkündende Pause und fuhr dann fort: »Wie wäre es, wenn ich jedem von Euch ein Ohrabschneide, um es Eurem Meister als Beweis dafür zu schicken, daß ich Euch in meiner Gewalt habe? Dann könnte ich eventuell eine Art Handel mit ihm abschließen: Euer Leben dürfte ihn nicht sonderlich interessieren, doch möglicherweise könnte einer meiner Ghule«, und er warf einen finsternen Blick auf seine Dienstgeister, »die Mission von Euch übernehmen. Mit einiger Diplomatie ließe sich die ganze Sache als bedauerliches Mißverständnis darstellen, und ich nehme doch an, daß Euer Meister viel zu beschäftigt ist, um mehr Zeit darauf zu verwenden, als unbedingt nötig.«

Jobab legte den Kopf schräg und blickte den Dämonenherrscher mißtrauisch an. »Hoher Herr«, sagte er erneut in beleidigend höflichen Tonfall. »Was hättet Ihr davon?«

»Oh, eine ganze Menge«, meinte Amaimon umgänglich. »Ich könnte Euch meinen Ghulen zum Fraß vorwerfen, wäre mit Jax ins Geschäft gekommen, dies könnte spätere Geschäfte fördern und so1 weiter und so fort.« Selbstzufrieden lächelte der Dämonenherrscher sie an. Es war ein Lächeln, wie es normalerweise Milch hätte sauer werden lassen können. Nun war Ommo an der Reihe, den Kopf zu schütteln. »Verzeiht, hoher Herr, wenn ich: Euch darauf aufmerksam mache, aber in Euren Gedankengang hat sich ein kleiner, aber entscheidender Fehler eingeschlichen. Ihr scheint zu glauben, und dies irrtümlicherweise, dessen sollt Ihr versichert sein, daß wir Euch drohen wollten. Fern möge es von uns sein, mit solch plumper List einen Herrscher wie Euch zu übertölpeln zu versuchen. Gewiß, Eure Macht ist groß, doch solltet Ihr wissen, daß es die unsere, wenngleich vielleicht auf andere Weise, nicht min-

der ist. So hätten doch wohl, scheint uns, beide Seiten nur zu gewinnen, wenn wir uns arrangieren.«

Amaimon blickte Ommo überrascht an. »Ja, habt Ihr denn überhaupt keine Angst, daß ich Euch bei einem solchen Arrangement betrügen könnte?« erwiderte er offensichtlich verblüfft.

Jobab, der Ommos Taktik inzwischen durchschaute, erwiderte: »Nein, hoher Herr, warum sollten wir auch? Etwa, weil Ihr ein Dämon seid?«

Er stellte die Frage in ironischem Tonfall, als sei sie eigentlich viel zu absurd, um sie auszusprechen.

Der Dämonenherrscher wirkte, als hätte man ihn bei einem geheimen Gedanken ertappt, der ihm peinlich war. »Hm, ja«, meinte er. Inzwischen war seine Stimme merklich weicher geworden. »Ihr werdet doch wohl zugeben, daß es nicht alle Tage vorkommt, daß Menschenwesen wie Ihr, die darauf eingestellt sind, Dämonen wie mir«, und er blickte beinahe mitleidheischend in die Runde, zu mißtrauen, mir »mit Freundlichkeit oder gar Vertrauen be-
gegnet.«

»Da habt Ihr natürlich recht, hoher Herr«, pflichtete Ommo ihm bei. »Und es ist dies eine sehr bedauerliche Tatsache. Doch wären wir nicht Lehrlinge des großen Meisters Jax, von dem, wie Ihr wißt, bekannt ist, daß er allen Zauberern und Magiern Chaims weit überlegen ist, wenn er nur will«, diese letzte Bemerkung hinzuzufügen, konnte Ommo sich nicht verkneifen, »wenn wir nicht auch dazu fähig wären, von solchen läppischen Vorurteilen abzusehen. Zwar mögen wir nur Lehrlinge sein, nicht einmal Gesellen der magischen Kunst, doch dürftet ihr uns sehr wohl hinreichend Reife zutrauen, um über derlei kleinkariertes Denken in Begriffen wie Gut und Böse erhaben zu sein.«

Ommo konnte einen gewissen Stolz auf seine eigene, eigentlich doch recht unerwartete Beredsamkeit nicht verbergen. Amaimon bemerkte es anscheinend, war jedoch zu sehr mit dem Gesagten beschäftigt, um diese Schwäche des Zauberlehrlings auszunützen.

»Wohl gesprochen, wohl gesprochen«, meinte er beeindruckt. Dann lächelte er zögernd. »Doch ist es nicht vielleicht die Gefahr, ist es nicht der Euch sichere Tod, der Euch derlei glatte Worte eingibt? Wohlan, ich will Euch prüfen! So sagt mir denn, Menschenwesen, weshalb Ihr vor einem Dämon Achtung haben solltet!«

Und er warf Ommo und Jobab einen lauernden Blick zu.

Ommo wußte, daß jetzt die entscheidende Phase des Gesprächs angebrochen war. Ein falsches Wort - und sie waren beide verloren.

Vorsichtig und behutsam überlegte er sich seine Antwort, bevor er weitersprach.

»Gewiß, hoher Herr, die meisten Menschen pflegen in Begriffen wie Gut und Böse zu denken, ich erwähnte es bereits. Doch wo wäre das Licht ohne den Schatten? Wo«, und er senkte bedeutungsvoll die Stimme, »wäre gar der Schatten ohne das Licht? Beide bedingen einander, beide sind füreinander bestimmt. Wahre Magie bedeutet, dies zu erkennen und vorurteilsfrei damit umzugehen. Wo viel Licht, so heißt es, da ist auch viel Schatten. Das will besagen, daß Ihr für das Wohlergehen Chaims und seiner Bewohner, und zwar für die Magier ebenso für die Nicht-Magier, von ebenso großer Wichtigkeit seid wie alles, was Chaim hervorgebracht hat. Ziel des Zauberers und Magiers muß es sein, jenseits von Gut und Böse zu leben, um beidem zu seinem Recht zu verhelfen.«

Ommo merkte, wie seine Handflächen schwitzten. Die Situation war wirklich recht knifflig. Erschwerend kam hinzu, daß er noch nie auf diese Weise über die Magie nachgedacht hatte.

Blieb zu hoffen, daß seine Worte ihre Wirkung nicht verfehlten.

Nun schloß sich Jobab Ommos Argumentation an. »Kein Wesen gibt es, hoher Herr, dem nicht die Güte ebenso eigen ist wie die Boshaftigkeit. Dies zu erkennen, ist eine Frage des Fleißes, des Muts und der Ernsthaftigkeit - also jener Eigenschaften, die den wahren Magier ausmachen. Aus diesem Grunde sehe ich mich unfähig, und ich spreche damit wohl auch für

meinen Blutsbruder und Mitlehring Ommo, ebenso wie für unseren mächtigen Meister Jax«, geschickt führte er den Namen seines Meisters erneut ins Gespräch ein, um keinen Zweifel daran zu lassen, welche Macht hinter ihnen stand, »einen Dämon zu verachten. Sicherlich pflegt ihr ein anderes Leben, als wir es tun, folgt ihr anderen Gesetzen als die Menschenwesen, wie Ihr sie nennt. Doch kann ich Euch als Kampfmagier versichern, daß es mir fern läge, mir ein Wesen zum Feind zu machen, mit dem ich ebenso gut in Frieden leben könnte, sofern beide nur ein klein wenig guten Willen aufbringen.«

»Kampfmagier seid Ihr?« Nun wirkte Amaimon wirklich interessiert. »Dann ist doch der Krieg Euer Geschäft?«

Jobab schüttelte verneinend den Kopf. »Im Gegenteil, hoher Herr. Gewiß, der Weg des Kriegers ist der meinige, doch bedeutet dies nichts anderes, als nur dann zu kämpfen, wenn es sich wirklich nicht vermeiden läßt. Alles andere wäre eine Vergeudung von Kraft. Und Kraftvergeudung ist einer der schlimmsten Frevel, die ein Kampfmagier begehen kann.«

Stumm blickte der Dämonenherrscher die beiden Lehrlinge an. Er schien unschlüssig, ob er ihren Worten trauen durfte oder nicht. Der innere Kampf war ihm anzumerken, und er versuchte auch nicht mehr, ihn zu überspielen. Ommo war beeindruckt.

Seine Taktik, von Jobab brillant aufgegriffen, schien noch schneller zum erwünschten Erfolg zu führen, als er in seinen kühnsten Träumen zu hoffen gewagt hätte.

Schließlich sagte Amaimon: »Wohlan. Eure Worte sind nicht ohne Eigennutz gesprochen, das sehe ich sehr deutlich, doch habt Ihr auch nie das Gegenteil behauptet. Ich erkenne an, daß Ihr über ein reiches Wissen über das Wesen der Dinge im Lande Chaim verfügt. Ja, das Leben selbst scheint Euch seine Geheimnisse offenbart zu haben. Zwar vermute ich auch, daß Ihr selbst nicht so recht um die wahre Tiefe Eurer Erkenntnis wißt, doch will ich es wagen: Ich werde Euch freilassen. Und zum Zeichen, daß ich es ernst meine, will ich Euch beschenken.«

Der Dämonenherrscher schnippte mit den schuppigen Krallenfingern, worauf einer seiner Ghule dienstfertig ans Podest eilte. Amaimon beugte sich vor und flüsterte dem Dienstgeist etwas ins Ohr. Der nickte gehorsam und huschte lautlos davon.

Die drei Ghule, die Ommo und Jobab bei der Audienz unentwegt bewacht hatten, lösten nun ihre Fesseln.

Die Lehrlinge massierten sich ihre taubgewordenen Handgelenke und streckten unauffällig ihre Glieder, um sie wieder geschmeidig zu machen.

Dann verneigten sie sich vor dem Dämonenherrscher.

»Wir sind uns der Ehre Eures Vertrauens bewußt«, murmelte Ommo. »Und wir wollen stets Euer Andenken bewahren, und...«

Unwirsch winkte der Dämonenherrscher ab! Der Ghul, den er fortgeschickt hatte, kehrte zurück und überreichte ihm eine winzige schwarze Lederpuppe aus Echsenhaut. Die Puppe stellte ein Männchen dar, ohne Gesichtszüge, doch mit sehr kleinen Rubinsplittern, welche die Augen symbolisierten.

Amaimon schleuderte sie Jobab vor die Füße.

»Nehmt dieses Geschenk!« donnerte er in alter Befehlsmanier. Ommo durchschaute, was in dem Dämonenherrscher vorging. Er mußte vor seinen Ghulen sein Gesicht bewahren, durfte sich keine Schwäche anmerken lassen, sondern mußte den Anschein erwecken, seine Entscheidungen nach wie vor völlig souverän zu treffen.

Jobab verneigte sich erneut und nahm die Puppe mit fragendem Ausdruck vom Boden.

»Wenn Ihr meiner Hilfe bedürft, so ruft diese Puppe in meinem Namen an, und meine Hilfe wird Euch zuteil werden. Und nun zieht fort von hier!« Mit einer lässigen Gebärde beendete der Dämonenherrscher die Audienz.

Die drei Ghule führten Ommo und Jobab hinaus, nicht ohne ihnen am Höhlenausgang ein kleines Paket zu überreichen, das mit Proviant gefüllt war.

Erleichtert blickten die beiden Zauberlehrlinge sich um. Sie befanden sich auf einer Ebene, die mit vereinzelter Bäumen und Sträuchern bewachsen war. Die Sonne war inzwischen aufgegangen und tauchte alles in kühles, aber freundlich-helles Licht. Jobab zwinkerte Ommo lautlos zu. Ommo verstand, was sein Blutsbruder meinte.

Sie hatten einen Dämon dazu überreden können, sie nicht nur freizulassen, nein, ihnen sogar noch ein Geschenk und die Versicherung seiner Hilfe mitzugeben. Das war wahrhaft ein Gesellenstück der Magie!

Und doch war Ommo sich nicht ganz sicher, ob sie nicht ein wenig unfair gehandelt hatten. Jobab schien seinen Gedanken zu erraten. Er brummte nur: »Man muß die Dämonen ja nicht lieben - aber man weiß nie, wann man sie mal gebrauchen kann.«

V

Jax saß mal wieder vor seinem magischen Spiegel in der Sonne vor der Hütte. Entzückt schlug er sich schallend lachend auf die Schenkel.

»Schlitzohr magie!« keuchte er erfreut.

Asmodel, der das Geschehen über Jax' Schulter hinweg verfolgt hatte, blickte den Magier fragend an.

Ausnahmsweise schien Jax in einer aufgeräumten Laune zu sein, weshalb er seinem Dienstgeist auch erklärte, was ihn so fröhlich machte.

»Dieser Esoda habe ich es aber wirklich heimgezahlt!« prustete er und konnte sich beinahe nicht halten vor Freude. »Immerhin war Amaimon bis gestern Abend noch ihr treuester Verbündeter. Und wer hat ihn hinter das Licht geführt? Na?« Er blinzelte Asmodel an.

Bewundernd antwortete der Dienstgeist: »Eure Lehrlinge, Herr.«

Jax wirkte ein wenig verschnupft, aber nicht wirklich verärgert. »Hm«, machte er. »Ja, so kann man es natürlich auch sehen.«

Asmodel, der ja selbst ein Dämon war, fand die Sache nicht ganz so komisch wie sein Herr. Andererseits mußte er zugeben, daß ein Dämon, der sich überlisten ließ, es wirklich verdient hatte, daß man ihn aufs Kreuz legte. Das war ein typisch dämonischer Gedankengang.

Plötzlich runzelte Jax mißtrauisch die Stirn. »Hoffentlich habe ich nichts übersehen«, murmelte er düster.

Asmodel grinste. Die Sache versprach, interessant zu werden.

Es war Nacht, zur Stunde Athar. Ommo schlug die Augen auf. Wo war er?

Instinktiv tastete er nach seinem Gürtel. Stab und Dolch waren noch da. Er drehte den Kopf zuerst nach links, dann nach rechts: nicht die Spur eines Lagerfeuers. Das ließ ihn empor-schießen. Was war los? Und wo war er? Er sprang auf. Am Himmel hatten sich die Wolken verzogen, und der Mond warf einen schwachen Schimmer über die Lichtung, an deren Rand Ommo sich befand.

Wieder dieser Geruch der Gefahr! Mißtrauisch spähte er um sich, doch es war nichts zu erkennen.

Er hatte nicht die leiseste Erinnerung daran, wie er hierhergekommen war. Nicht die leiseste Erinnerung? Rasend schnell begann sein Gehirn zu arbeiten. Amaimon - ja, das wußte er noch, der Dämonenherrscher, den sie dazu überredet hatten, sie freizulassen.

Gedächtnisfetzen, die ihm durch den Kopf schossen. Die Freude über ihre neugewonnene Freiheit, die Mattigkeit in ihren Gliedern, ja, da war eine Ebene gewesen, und später - er fürchte die Stirn. Was war später gewesen?

Was war später?

Wieder ein Bild vor seinem geistigen Auge: Ein Wald, eine Lichtung, und plötzlich - das Nichts.

Wie war das passiert? Was war geschehen?

Ommo erkannte, daß er mit diesen Fragen nicht weiterkam. Also begann er, die Sache logisch zu durchdenken.

Jobab war nicht zu sehen. Im matten Schein des Mondes und der Sterne erblickte er jedoch sein Bündel, das unweit von seiner eigenen Ruhestelle am Boden lag.

Hm.

Die Luft war feucht. Ein leises Rauschen im Hintergrund - ein Fluß vielleicht? Keine Spur von einem Feuer, das hatte er bereits festgestellt.

Daraus konnte er nur schließen daß sie keine Zeit mehr gehabt hatten, ein Feuer zu entfachen.

Sein Hungergefühl gab ihm recht: Offenbar hatte er auch seit Stunden nichts mehr gegessen.

Hm. Jobab verschwunden. Gedächtnislücken. Jobabs Gepäck noch hier. Kein Feuer, keine Verpflegung. Eine fremde Gegend, von der er nicht genau wußte, wie er dort hingelangt war. War er etwa einem Vergessenszauber anheimgefallen? Möglich, aber unwahrscheinlich: Dafür funktionierte sein Gedächtnis wiederum zu gut.

Ommo verhielt sich ruhig, mißtrauisch. Wo war Jobab? Das war jetzt das Wichtigste. Er mußte Jobab suchen, womöglich sogar befreien. Gefahr: Er wußte nicht einmal, in welcher Richtung. Wo war sein Freund geblieben? Wo war sein Blutsbruder?

Ommo atmete tief durch, um nicht in Panik zu geraten. Das konnte er jetzt wirklich am wenigsten gebrauchen. Sein eigenes Bündel war noch da. Er öffnete den Verschuß, suchte tastend nach einem bestimmten Beutel, fand ihn, holte ihn hervor.

Ein Schnupfkraut, das seine Witterung erhöhte. Ommo gab eine Prise davon auf seinen Handrücken, sog es mit dem linken Nasenloch ein, dann nahm er mit dem rechten Nasenloch eine zweite Prise zu sich. Ein kurzes Niesen - und schon spürte er, wie seine Nase zu prickeln begann.

Nachdem er das Schnupfkraut wieder verstaute hatte, nahm er Jobabs Bündel auf und schnupperte daran, um die Witterung aufzunehmen. »Ich komme mir vor wie ein Hund«, brummte er vor sich hin.

Aha - er hatte eine Spur! Doch sie schien zum Fluß zu führen, der Feuchtigkeit entgegen. Stolpernd und tastend, den magischen Dolch kampfbereit in der Rechten, mit der Linken Jobabs und sein eigenes Bündel über der Schulter haltend, folgte Ommo der Fährte. Das Schnupfkraut verstärkte zwar seine Witterung, leider aber nicht seine Trittsicherheit. Er mußte sich sehr beherrschen, um nicht laut loszufuchen, als er bei seinem angestrengten Versuch, der Spur zu folgen, mit gesenktem Kopf beinahe gegen einen Baum gerannt wäre.

Auch sein Sehvermögen wurde durch das Schnupfkraut nicht eben verbessert, im Gegenteil: Die erhöhte Witterung wurde sogar mit einer gewissen Beeinträchtigung der Sehkraft erkauft.

Ommo konnte von Glück reden, daß die Wolken sich einigermaßen verzogen hatten, wenngleich sie sich im Süden wieder zusammenbrauten.

Er wagte es auch nicht, seinen magischen Leuchstab zu aktivieren, denn damit hätte er etwaige Gegner nur auf sich aufmerksam gemacht. Immerhin war er so vorsichtig, gelegentlich seine eigene Spur mit einem Nebelzaubersalz zu verwischen, das er in unregelmäßigen Abständen hinter sich auf den Boden streute.

Schade, daß er keinen Unsichtbarkeitszauber dabei hatte! Doch die waren ja ohnehin sehr selten, und es hätte Jax überhaupt nicht ähnlich gesehen, seinen Lehrlingen etwas von seinem Zaubervorrat abzugeben.

Jobabs Spur führte zunächst direkt auf den Fluß zu. Leider war nicht auszumachen, ob er

allein gegangen oder von irgendwelchen Feinden mitgeschleppt worden war. Ommos Witterung bezog sich auf Jobab allein, und es war zu dunkel für ein ganz gewöhnliches Fährtenlesen. Der Fluß war relativ breit, und Jobabs Spur führte flußabwärts. Schließlich, nach einem fast zweistündigen Marsch, gelangte Ommo an einen großen See.

Er versteckte sich am Ufer und bemerkte den dunklen Schatten einer Insel.

Dorthin schien Jobabs Spur zu führen, wenngleich das nicht mehr ganz sich er war, da das Wasser sie natürlich fast gänzlich verwischt hatte. Die Insel schien gute neunhundert Fuß entfernt zu sein.

Hm. Das war ein Problem. Wie sollte Ommo an die andere Seite gelangen, noch dazu unbemerkt? Außerdem war er sich nicht einmal sicher, ob Jobab sich wirklich dort auf der Insel aufhielt.

Nicht einmal sicher? Na ja, sein Instinkt ließ daran zwar keinen Zweifel, doch konnte man sich darauf auch nicht immer verlassen. Erst recht nicht, nachdem sein Selbstbewußtsein als angehender Magier doch einen argen Schock erlitten hatte.

Schließlich geschah es nicht alle Tage, daß er mit einem schwerwiegenden Gedächtnisverlust aufwachte, nachdem man ihm - obwohl das bisher immer noch eine reine Vermutung blieb - seinen eigenen Blutsbruder völlig unbemerkt entführt hatte. Das war schon eine arge Schmach, die alles wieder wettmachte, was er durch sein geschicktes Taktieren bei Amaimon an Zuversicht und Selbstbewußtsein hinzugewonnen hatte.

Doch hatte er jetzt keine Zeit, sich auf seine gekränkte Eitelkeit zu konzentrieren.

Jobab war in Gefahr, das stand außer Zweifel. Und nur Ommo konnte ihn retten. Er war fest entschlossen, alles nur Mögliche zu tun, um seinen Blutsbruder und Freund zu befreien. Das Problem war nur, genau festzustellen, was eigentlich möglich war und was nicht.

Ommo schürzte nachdenklich die Lippen. Die Insel wirkte unbewohnt, aber er war überzeugt davon, daß dieser Schein trog. Da hatte er eine Idee...

*

Die Hütte des Magiers wurde nur notdürftig von drei schwarzen Kerzen erhellt. Jax hatte den größten Teil seines Gerumpels beiseite geräumt, um mit Kreide einen dreifachen magischen Kreis auf den Boden zu malen. Dieser war mit seltsamen Symbolen, Schriftzügen und Namen versehen, und in den vier Himmelsrichtungen standen winzige silberne Schalen, die mit Wasser gefüllt waren.

Mit grimmigem Gesichtsausdruck stand Jax in der vollen Montur des Magiers in der Mitte des Kreises: eine schwarze Seidenrobe, die ihm bis zu seinen schmutzigen Knöcheln reichte, ein dreifach gewundener grüner Gürtel, der seine schmale Hüfte umschlang, ein Stirnband aus dunkelrotem Leder, in welches dumpf schimmernde Edelsteine aller nur erdenklichen Farben eingelassen waren - und natürlich der hohe Hut des Meisters der Magie: ein spitzes, steifes Ding, an die drei Fuß hoch, mit goldenem Sechszack und silbernem Fünfsack bestickt, und mit einer winzigen Kristallkugel an der Spitze, die das Licht der Kerzen brach und den alten Zauberer in einen bläulichen Schimmer tauchte. Mit beiden Händen hielt er ein langes, reich verziertes, magisches Schwert, das von unglaublicher Kostbarkeit zu sein schien, erst recht, wenn man es mit der ärmlichen Ausstattung der Schilfrohrhütte verglich.

Jax spärlicher weißer Bart bebte empört, als der Zauberer mit gespannten Lippen die Beschwörungsformeln aussprach: »Aaaa - raaa - thron! Aaaa -raaa - thron! Aaaa - raaa - thron!« Die ganze, durch den Zauber zum Tempel gewordene Hütte schien zu beben, als Jax mit einem donnernden »Ai!« den rechten Fuß aufstampfte und das Schwert mit einer geschmeidigen Bewegung zu Boden sausen ließ, um es im letzten Augenblick abzubremsen, so daß die Spitze dicht über dem nördlichen Rand des innersten Kreidekreises zu schweben kam.

Jax befand sich nicht allein in der Hütte. Aufgeregt huschte sein Dienstgeist Asmodel hin und her, speiste die große kupferne Räucherpfanne mit bestialisch stinkenden Weihrauchmischungen, warf seinem Herrn unentwegt scheue, fragende Blicke zu und scheuchte seinen eigenen Diener Asmodi vor die Tür, als dieser es wagte, seinen Kopf durch die Öffnung zu stecken, um das ganze Geschehen mit neugierigen Blicken zu mustern.

Jax, der sonst keine Gelegenheit auszulassen pflegte, seine Dienstgeister und Lehrlinge zurechtzustutzen, bemerkte diesmal von alledem nichts. Zu sehr war er in seine Arathron-Beschwörung vertieft, die seine ganze Konzentration erforderte. Asmodel, der es natürlich nicht mehr gewöhnt war, selbständig und ohne peinlichst genaue Anweisungen zu arbeiten, schien zusehends nervöser zu werden. Zittrig klapperte er mit der Räucherpfanne, und beinahe hätte er den gesamten Inhalt eines Weihrauchglases auf einmal auf die glühenden Kohlen geschüttet, wäre ihm nicht im letzten Augenblick wieder eingefallen, daß Jax ihm ebendies streng verboten hatte.

Dumpfe grünliche Nebelschwaden erfüllten die Hütte, und selbst Asmodel, der als Dämon nun gewiß nicht zimperlich war, hatte Mühe, sich ein Husten zu verkneifen. Dennoch glänzten seine stofflich gewordenen Augen, als er seinem Herrn bei dessen wuchtiger Beschwörung zusah.

Auch Jax schien, mißmutig, wie er war, weil ihm diese umständliche Beschwörung abverlangt wurde, das Ganze dennoch zu genießen. Wie jeder gute Zeremonialmagier befand er sich in seinem Element wie ein Fisch im Wasser, sobald er im Kreis stand und mit den Kräften hantieren konnte, deren Beherrschung ihn zum Meister machte.

»Ich beschwöre dich, Arathron!« bellte er in einem solch herrischen Ton, daß selbst der abgebrühte Dämon Asmodel bleich um die Nase wurde. Mit drei blitzschnellen Bewegungen hatte Jax außerhalb des Kreises ein Dreieck in den Boden gezeichnet, das sofort zu leuchten begann. Schnell zog er die Spitze des Schwerts wieder zurück in den schützenden Kreis.

»Im Namen deiner Kraft!« fuhr der alte Zauberer fort, und die Weihrauchschwaden verdichteten sich so sehr, daß er beinahe wie eine einzige grünlich schimmernde Wolke aussah, die mit einem spitzen Magierhut und einem Schwert bewaffnet war.

»Fluch und Unheil!« donnerte es aus der Weihrauchwolke. »Fluch und Unheil!

Fluch und Unheil! Dreimal vermaledeites Unheil! Dreimal vermaledeites Unheil! Dreimal vermaledeiter Fluch!«

Asmodel spitzte die Ohren. Was Flüche anging, so war er als Dämon immer sehr hellhörig. Natürlich hatte ihn Jax nicht vorher in Ziel und Zweck seiner Beschwörung eingeweiht. Der alte Zauberer war der Meinung, daß dies die Aufmerksamkeit seiner Dienstgeister nur ablenkte.

»Fluch und Unheil!« Wiederholte Jax, und seine Stimme schien an Heftigkeit nur noch zuzunehmen.

Mit dem Schwert zog er einen kleinen Kreis über dem Dreieck. Ein Blitz, ein Donnern, ein Krachen - da erschien ein Abbild des Fluchkristalls, der sich im Augenblick im Besitz von Ommo und Jax befand, in dem eng umgrenzten spitzen Raum.

»Fluch und Unheil werde ich sammeln!« donnerte Jax. »Fluch und Unheil werde ich leiten!« Wie auf ein Stichwort schaufelte Asmodel frisches Weihrauchharz auf die glühenden Kohlen. Zischend verdampften die darin enthaltenen Öle, und der Kopf des Dämons verschwand im grünlichen Nebel.

Langsam drehte sich der alte Zauberer mit hoch erhobenem Schwert im Kreis, siebenmal gegen den Sonnenlauf. Dann zuckte sein Schwert herab, stach in die Kristallkugel und er schrie: »Intravit!«

Mit unglaublichem schwarzen Glühen schwoll die Kugel an und wurde immer größer. Mit rasend schneller Bewegung schlug der Meister der Magie ein rotleuchtendes Pentagramm über die schwarze Kugel und rief mit aller Macht: »Fluchkristall, walte deiner Kräfte! Fluch

und Unheil seien dir zuteil!

Fluch und Unheil allenthalben! Bahlaste Ompehda!«

Mit einem grellen Lichtblitz explodierte die Erscheinung, und Jax hatte Mühe, das Gleichgewicht im Kreis zu behalten.

Er warf Asmodel einen kurzen, befehlenden Blick zu, worauf der Dienstgeist mit flinker Bewegung einen Kolben voll mit Magis geladenen Wassers über die glühenden Kohlen in der Räucherpfanne goß. Zischend erstarb die Glut, und ein letztes Mal bäumten sich die Nebelschwaden auf, verdichteten sich zu einem Pilzgewächs aus Dampf und Ruß -während Jax mit aller Wucht die Spitze seines Schwerts in den Boden zwischen seinen Füßen rammte und die Abschlußformel donnerte: »Q' att!«

Die Beschwörung war beendet. Jax riß sich Hut und Stirnband vom Kopf, fuhr sich mit der Handfläche über die schweißnasse Stirn und grinste selbstzufrieden. Asmodel schnippte mit seinen Krallenfingern, worauf Asmodi sofort die Hüttentür öffnete, um die Weihrauchschwaden entweichen zu lassen.

»Das wäre geschafft«, knurrte Jax und versuchte ungeschickt, aus seiner Robe zu schlüpfen.

Vorsichtig trat Asmodel in den nicht mehr wirksamen Schutzkreis, nahm das Schwert auf, nachdem er es mit Gewalt aus dem Erdboden hatte reißen müssen, und begutachtete die unendlich harte Spitze. Er entdeckte keinerlei Scharfen, nickte befriedigt und verstaute das Schwert wieder in seinem geheimen Versteck.

Gerade wollte Ommo sich auf den Weg machen, als er plötzlich spürte, wie sein Rücken warm wurde. Was bedeutete das denn nun schon wieder?

Vorsichtig betastete er Jobabs Bündel und sein eigenes. Wo war eigentlich der Fluchkristall? Da fiel es ihm wieder ein: Der befand sich in seinem eigenen Reisesack. Einer plötzlichen Eingebung folgend, berührte er seinen Sack an eben der Stelle, wo er den Kristall vermutete. Richtig! Von dort entsprang die Hitze. Hm. Das konnte nur bedeuten, daß irgend jemand den Kristall aktiviert hatte.

Düster schüttelte Ommo den Kopf. Dagegen war er machtlos, denn der Kristall hatte ihm sein Geheimnis nicht preisgegeben, so daß er nicht wußte, wie er ihn anwenden oder sich vor ihm schützen konnte.

Es hätte auch nichts mehr genützt, die Kugel einfach zu vergraben oder wegzuworfen. Der Kontakt war nun hergestellt, und Ommo konnte nur hoffen, daß sich die Tätigkeit des Fluchsteins nicht gegen ihn selbst richten würde.

Eine äußerst vage Hoffnung, mußte er zugeben.

VI

Als die Gliederschmerzen unerträglich wurden, wachte Jobab endlich auf. Sofort wich die Betäubung von ihm, und sein Verstand begann rasend schnell zu arbeiten.

Zwei kurze Blicke nach links und nach rechts, und er hatte festgestellt, daß er sich in einem Gitterkäfig befand, dessen Stäbe aus Kristall zu bestehen schienen. Der Käfig war sehr eng, und Jobab hatte kaum Bewegungsspielraum, was die Verkrampfung seiner Muskeln erklärte. Es war Nacht. Eine leise Brise wehte Feuchtigkeit herbei, woraus er sofort schloß, daß er sich in der Nähe eines Gewässers befinden mußte, möglicherweise an einem Fluß oder auf einer Insel. Doch wie war er hierhergekommen? Er konnte sich an nichts mehr erinnern. Da war die Sache mit Amaimon gewesen, der Marsch über die Ebene - und plötzlich das Nichts. Es blieb ihm nicht viel Zeit, um über seine Lage nachzudenken, denn kaum hatte er die Augen geöffnet, als auch schon zwei Wesen auf ihn zukamen. In der Dunkelheit konnte er nur

erkennen, daß sie sehr groß waren - offensichtlich Menschen.

Wortlos berührte einer der Mariner den Kristallgitterkäfig, worauf sich die Stäbe plötzlich in nichts auflösten. Der zweite wies Jobab mit einer unwirschen Geste aufzustehen,! und der Zauberlehrling gehorchte stumm.

Was blieb ihm auch anderes übrig?

Die Männer nahmen ihn rechts und links am Arm und führten ihn einen steinigen Pfad entlang. Als Jobab sich kurz umblickte, sah er, wie die Stäbe des Kristallgitterkäfigs hinter ihm wieder aufleuchteten. Das Gefängnis war also wieder intakt. Seltsam.

Doch seine beiden Wächter duldeten kein Zögern und zerrten ihn unerbittlich weiter. Mit langen, kräftigen Zügen näherte sich Ommo lautlos schwimmend der Insel. Gut, daß Jax ihn erst vor kurzer Zeit während eines mehrtägigen Jagdzugs in ein fernes Seengebiet das Schwimmen gelehrt hatte: Solche Fertigkeiten waren immer gut zu gebrauchen.

Mißmutig mußte Ommo wieder daran denken, daß ihr Meister Jax sich nicht den Teufel darum scherte, ob seine Lehrlinge solche lebenswichtigen Kenntnisse und Fähigkeiten erlangten oder nicht. Das meiste von dem, was sie in dieser Hinsicht wußten, hatten sie sich selbst beigebracht - oft nur dadurch, daß sie mit Mühe und Not und sehr viel Glück den Konsequenzen ihrer eigenen Fehler und Ungeschicklichkeiten entgangen waren. Ommo schüttelte den Gedanken ab. Jetzt gab es Wichtigeres. Das Wasser war eisig kalt, doch zu seiner Überraschung mußte Ommo feststellen, daß der so plötzlich heißgewordene Fluchkristall in seinem Reisetaschchen ihn wohligh wärmte. Was immer die Aufladung bedeuten mochte, wenigstens in diesem Punkt war sie geradezu ein Segen und kein Fluch!

Vorsichtig spähte er nach allen Seiten, bevor er es wagte, an Land zu schleichen. Noch immer wirkte das Schnupfkraut wie erwünscht, und es dauerte nicht lange, da hatte Onimo Jobabs Spur wieder aufgenommen. Behutsam und sorgfältig darum bemüht, lautlos aufzutreten und keine am Boden liegenden trockenen Äste zu zerbrechen, schlich er weiter, immer der Witterung nach.

Die Insel wirkte wie ausgestorben, doch Ommo wußte, daß dem nicht so sein konnte. Irgend etwas - oder irgendwer - mußte Jobab hierher verschleppt haben. Anders war es nicht zu erklären, daß dieser seinen Blutsbruder ohne jede Vorwarnung verlassen hatte.

Schließlich gelangte Ommo an eine Lichtung, wo er sich zunächst hinter einem Baum versteckt hielt, um die Lage zu erkunden. Die Wolken hatten inzwischen sowohl den Mond als auch die Sterne wieder verdeckt, was die Sicht erheblich erschwerte. Um so erstaunlicher war es, daß der ihm unmittelbar gegenüberliegende Teil der Lichtung relativ hell schimmerte. Als Ommo genauer hinsah, erkannte! er ein weißlich leuchtendes Gittermuster. Merkwürdig. Ob das ein Käfig war?

Zweifelnd schüttelte er den Kopf. Ein leuchtender Käfig? Woraus sollte der denn wohl sein? Ommo beschloß, der Sache nachzugehen. Wenn Jobab, und soviel war inzwischen sicher, mit Gewalt auf die Insel gebracht worden war, so bestand immerhin die Möglichkeit, daß man ihm in diesem Käfig - aus welchem Grunde auch immer - gefangenhielt. So schlich er sich vorsichtig am Rande der Lichtung, immer die Deckung suchend, von Baum zu Baum, bis er das Ziel erreicht hatte.

Tatsächlich - es war wirklich ein Käfig! Er schien aus Kristallstäben zu bestehen, eine sinnreiche Konstruktion, die trotz der Gefahr und der Sorge um das Schicksal seines Freundes Ommo eine gewisse Bewunderung entlockte. Behutsam und lautlos legte er seinen und Jobabs Reisesack hinter einem Strauch nieder und schlich sich auf allen vieren an den Käfig heran.

Seine Ahnung hatte ihn nicht getrogen - Jobabs Witterung war sehr frisch.

Man hatte ihn wohl tatsächlich erst vor kurzer Zeit hierhergebracht.

Ommos Herz klopfte schneller, obwohl ihm Verstand und Sinneswahrnehmung sagten, daß seine Hoffnung unbegründet war. Und so war er trotz alldem sehr enttäuscht, feststellen zu

müssen, daß der Käfig tatsächlich leer war.

Der Zauberlehrling war sich bewußt, daß er sich nicht allzu lange in unmittelbarer Nähe des Käfigs aufhalten konnte. Wenn man Jobab tatsächlich darin gefangengehalten hatte, so hatte man den Käfig mit Sicherheit auch scharf bewacht. Zwar war Jobab nun fort, so daß man wahrscheinlich auch die Wachen wieder abgezogen hatte, doch konnte er jederzeit zurückgebracht werden. Deshalb schlich sich Ommo so schnell und so leise wie möglich wieder zurück an die Stelle, wo er das spärliche Gepäck abgelegt hatte.

Dort hielt er eine Weile inne, um sich auszuruhen. Seine Kleidung war noch immer naß von dem Wasser des Sees. Dummerweise hatte er vergessen, sie vor dem Schwimmen auszuziehen und in dem Reisesack zu verstauen.

Er schüttelte mißmutig den Kopf. Nein, er war wirklich noch kein richtiger Magier. Denn ein Magier dachte an alles.

Seufzend nahm er die Bündel auf und machte sich wieder auf den Weg.

Inzwischen war er immerhin ein wenig zuversichtlicher, Jobab bald zu finden - egal, was das Schicksal mit ihnen vorhaben mochte.

Jobabs Witterung führte ihn einen schmalen, steinigen Pfad entlang, der sich mitten durch einen dichten Nadelwald schlängelte. In der Ferne erblickte Ommo schon bald den Widerschein von Lagerfeuern. Vorsichtig verließ er den Pfad, um sich durch das Unterholz an die Feuer anzuschleichen.

Seine Vermutung erwies sich als richtig: Die Feuer, es waren vier an der Zahl, erhellten eine große Lichtung. Und auf dieser Lichtung bildeten Hunderte von schwerbewaffneten, grimmig dreinblickenden Kriegern mit breiten, metallbeschlagenen Ledergurten und unglaublich langen Schwertern einen Halbkreis um einen quadratisch behauenen, etwa sechs Fuß hohen, leuchtenden und durchsichtigen Kristall.

Auf diesem Stein, den Kriegern den Rücken zukehrend, thronte ein Wesen, wie es Ommo noch nie in seinem Leben gesehen hatte.

Es war ein Mann mit einem riesigen Krokodilkopf! Seine breiten Schultern und der muskulöse Hals mündeten in den grünen, schuppig gepanzerten Schädel einer Echse. Tiefschwarze Augen blitzten seitlich an seinem Kopf, und das Krokodilmaul war leicht aufgesperrt, gefährlich glitzernde Reihen spitzer Zähne offenbarend.

Atemlos sah Ommo mit an, was auf der Lichtung vorging: Der Echsenköpfige verhörte gerade seinen Blutsbruder Jobab, der, von zwei Kriegern bewacht, die ihn rechts und links am Arm hielten, in aufrechter und furchtloser Haltung vor ihm stand.

Jobabs Gehirn arbeitete fieberhaft. Er wußte nicht, mit wem er es zu tun hatte, aber das Aufgebot an bewaffneten Kriegern verhieß nichts Gutes.

Dennoch hatte der Krokodilköpfige auf dem Kristallpodest, so furchteinflößend er auch aussah, etwas Beruhigendes, ja, geradezu Weises an sich.

Seit seine Wächter ihn vor den Thron geführt hatten, es mußte schon etwa eine halbe Stunde her sein, war kein einziges Wort gefallen. Insgeheim mußte Jobab die Disziplin der Kriegerschar bewundern, die das Kristallpodest reglos, ohne auch nur mit einem Muskel zu zucken, umringte.

Wer eine solche Truppe befehligte, das wurde Jobab klar, der mußte über eine ungeheure Macht verfügen. Da galt es natürlich, vorsichtig zu sein.

Plötzlich nickte der Krokodilköpfige. Es war eine kaum merkliche und doch kraftvollbestimmte und herrschaftliche Geste. Sofort ließen die beiden Wächter Jobabs Arme los.

»Mein Name ist Suchos«, dröhnte es aus dem Krokodilmaul. Doch obwohl die Worte befehlend klangen, hatten sie auch einen freundlichen Ton, der Jobab überraschte. »Du bist Jobab, Lehrling des Zauberers Jax. Offenbare mir deine Mission.«

Jobab war erschüttert. Woher wußte der Krokodilköpfige seinen Namen? Und - dieser Gedanke war noch viel wichtiger - was wußte er bereits von seiner Mission? Nun war ihm klar,

das das halbstündige Schweigen eine Prüfung gewesen war, mit der Suchos hatte feststellen wollen, wie stark Jobabs Nerven waren.

Jobab hatte keine andere Wahl, als die Herausforderung anzunehmen. Und so verneigte er sich höflich, aber ohne jeden Hauch von Unterwürfigkeit, und sagte: »Hoher Herr, ich weiß jetzt zwar Euren Namen, doch nicht, wer Ihr wirklich seid. Ohne Euch beleidigen zu wollen, muß ich die Beantwortung Eurer Frage ablehnen. Da ihr meinen Meister, den großen Magier Jax, zu kennen scheint, werdet ihr verstehen, daß ich, der ich zudem sein zur Treue verpflichteter Lehrling bin, nicht seinem Gebot zuwider handeln darf, kann und will, niemandem etwas von meiner Mission zu offenbaren.«

Suchos nickte. »Wohl gesprochen, Zauberlehrling, oder sollte ich lieber sagen wohl gelogen? Nie hat Euch Jax verboten, von Eurer Mission zu anderen zu sprechen.« Nun blickten ihn die Augen des Krokodilköpfigen böse funkelnd und drohend an.

Jobab hatte Mühe, die Haltung zu bewahren. Dieses Wesen wußte ja alles!

Er schluckte unmerklich, atmete tief durch und erwiderte: »Ich sehe mich von Euch berichtigt. Doch werdet ihr mir mit Sicherheit darin beipflichten, daß es keines gesonderten Gebots meines Meisters bedarf, Schweigen über seine mir aufgetragenen Missionen zu bewahren. Heißt es doch in der Ausbildung eines jeden Magiers: Wisse, wolle, wage, schweige. Mit anderen Worten - und ich bitte, dies nicht als Spitzfindigkeit auszulegen -, das Schweigegebot gilt ständig oder ein für alle Male. Insofern habe ich auch nicht gelogen.«

Auf Suchos' Gesicht erschien etwas, das einem zahnigen Grinsen glich. Er nickte bedächtig.

»Gut, Zauberlehrling. Ihr wißt, eine spitze Zunge zu führen. Doch wird Euch die in Esodas Reich nicht viel nützen.«

Jobab lächelte. »Hoher Herr, sie hat mir doch schon recht viel genützt, muß ich sagen.«

»Wie Ihr meint! So wisset denn, daß ich der Herrscher der Nacht der Zeit bin.

Kein Plan, keine List in Esodas Reich bleiben mir verborgen. Ihr sollt Esoda aufsuchen, um von ihr zu lernen, was nur wenige Sterbliche lernen dürfen.

Ich werde Euch dabei helfen, sie in Sicherheit zu erreichen.«

Jetzt wurde Jobab mißtrauisch. »Verzeiht die Frage, hoher Herr, aber warum wollt Ihr das tun?«

Suchos wischte den Einwand mit einer unwirschen Handbewegung fort.

»Seht, was ich Euch zu zeigen habe.« Er neigte den Krokodilkopf leicht nach links, dann wieder nach rechts, um Jobab schließlich direkt ins Auge zu blicken.

Plötzlich fand sich Jobab in eine unwirkliche Welt versetzt: Alle Konturen, der ihn umgebenden Wesen und Dinge verloren sich im Unendlichen, die Sicht begann zu flimmern wie die Luft über einer heißen Metallplatte, und seltsame, nie gehörte Klänge umschmeichelten sein Ohr. Ein zart pastellfarbener Strudel der Kraft umhüllte seinen Kopf, schien ihn mitzureißen in schwindelerregende Höhen, obwohl er gleichzeitig merkwürdigerweise mit beiden Beinen fest auf dem Boden stehenblieb. Da erkannte er: Dies war eine Vision.

Seltsame, nie gehörte Töne drangen an sein Ohr, und er sah ein Bild, wie es nur den tiefsten Träumen zu entsteigen pflegt: zwei gigantische, fledermausflügelige Wesen mit Echsenköpfen und geschuppten Leibern, die miteinander kämpften, bis sie in einem Wirbel verschwanden. Und aus dem Wirbel erhob sich eine riesige, zottige Gestalt, wie ein gewaltiger Bär, und auch er verglühte in einem strahlenden Licht, das sich kometengleich in den Himmel hob.

Und Jobab erschauerte. Denn er wußte nicht, aber er ahnte, was diese Vision besagte: den Zusammenprall gewaltiger Kräfte, aus denen sich etwas erhob, das größer war als die Summe der einzelnen Teile.

Kaum war ihm dies klargeworden, als er völlig unverhofft seinen Blutsbruder erblickte, der in eine merkwürdige, geradezu greifbar schwarze Kraft gehüllt am Boden saß. Er konnte den Ort nicht bestimmen, aber er sah, daß Ommo zwei große, faustdicke Bergkristalle in den Händen hielt und sie gegeneinander schlug, mit einer solchen Wucht, daß sie bläuliche, blitz-

artige Flammen ausstießen.

Es war ein gespenstisches Glühen, das von den Steinen ausging, und Jobab spürte, wie sich seine Nackenhaare zu sträuben begannen.

Es war nicht die Angst, die diese Reaktion bewirkte. Es war das Grauen angesichts einer Kraft und Macht, die sein Blutsbruder dort entfesselte - einer Kraft und Macht, wie sie keinem Sterblichen zustand.

»W-w-warum tut Ihr dies?« konnte Jobab nur noch stammeln.

Der Krokodilköpfige lachte schallend, und plötzlich fand sich der Zauberlehrling wieder in seiner alten Wirklichkeit zurück.

»Vielleicht, weil es mir Vergnügen bereitet?« dröhnte Suchos, und sein Echsengebiß glitzerte im Schimmern seines Kristallpodests.

Ommo bemerkte, wie der Echsenköpfige zu Jobab etwas sagte, konnte ihn aber nicht verstehen. Das verwunderte ihn, denn er hatte eigentlich nicht nur ein ausgezeichnetes Gehör, die ganze Szene spielte sich auch in Hörweite, also nicht sehr weit von ihm entfernt, ab.

Hm. Ein Dämpfungszauber vielleicht? Viele Magier und Herrscher Chaims benutzten dergleichen, wenn sie bei Besprechungen auf jeden Fall unbelauscht bleiben wollten.

Gerade wollte er den Kopf heben, um die Ohren noch mehr zu spitzen - als plötzlich eine zugleich unsichtbare und doch geradezu greifbar feste Dunstwolke sein Gesicht zu umhüllen begann. Hastig wich er zurück, doch es war schon zu spät: Die Wolke hatte ihn bereits umhüllt wie giftiges Gas.

Giftiges Gas? Entsetzt spürte Ommo noch, wie der Gedanke sich in seinem Geist festbohrte und sich immer wiederholte, als würde er von den Wänden seines Schädels widergespiegelt, unendlich oft widerge...

Giftiges Gas... Giftiges Gas... Giftiges Gas...

Endlich löste sich der Bann. Doch was war das? Eine merkwürdige Trägheit überfiel den Zauberlehrling. Die Gefahr war richtig zu riechen, war handfest, war wirklich - und doch war es ein wohliges, behagliches Gefühl des Fallens, des Sinkens in verlockende Tiefen aus zarten Pastelltönen, ein Strudel der Wärme, ja Geborgenheit...

Plötzlich erblickte Ommo sich selbst, wie er auf dem Boden saß - nicht auf dem Waldboden der Insel, irgendwo anders, im Irgendwo und Irgendwann. Er war seltsam bewußt und handlungsunfähig zugleich, war er selbst, der er diese Szene mit ansah, und war auch die Gestalt, die auf dem Boden - ja, was war denn das?

Ommos zweite Gestalt saß in eine schwarze Kraftwolke gehüllt am Boden und schlug zwei große, faustdicke Kristalle gegeneinander, daß die Funken nur so stoben: bläuliche, blitzartige Flammen. Doch die Flammen und Blitze erhellten nichts, ließen keine Konturen seiner Umgebung schärfer werden, obwohl er sich nun sicher war, daß auch noch andere (aber wer?) anwesend waren (aber warum?).

Das war eine Vision, ein Omen, begriff Ommo, und es betraf ihn unmittelbar selbst. Doch wie bei den meisten Omen würde er seine Bedeutung wohl erst erkennen, nachdem es Wirklichkeit geworden war. Jede andere Sicht, jede weitere Erkenntnis blieben ihm verwehrt - es war eine Vision des reinen was er tun sollte! Ommo wußte allem weshalb er es tat. Kein Handeln, die ihm zeigte, was er tat (oder es nicht), nicht aber wo, wann und vor Zusammenhang, keine Erklärung - oft lebte man, so dachte er unwillkürlich bei sich, besser ohne solche Omen und Vorzeichen einer Zukunft, die sich allem Anschein zum Trotz, doch nicht wirklich hinter den Schleier blicken ließ. Eine höhnische Zukunft, die um so rätselhafter blieb, je mehr sie vorgab, sich zu enthüllen...

Plötzlich löste sich die Vision auf, und ein Kraftstrudel packte den Zauberlehrling und riß ihn von den Beinen.

Noch hatten die Umrisse nicht ihre alte, vertraute Schärfe wiedergewonnen, gerade setzte Jobab an, den Kopf zu schüttein, um klarer sehen zu können - da blitzte es unmittelbar vor

dem Kristallpodest auf, und Ommo erschien, seinen eigenen und Jobabs Reisesack auf dem Rücken. Beinahe wäre auch Jobab, so erstaunt und entsetzt er auch war, in schallendes Gelächter ausgebrochen, als er Ommos verdutztes Gesicht sah.

Es war offensichtlich, daß sein Blutsbruder beim Anschleichen vom Kraftstrahl des Krokodilköpfigen überrascht und unversehens an diesen Ort katapultiert worden war, ohne jede Vorwarnung. Jobab wußte, daß er selbst in der gleichen Situation nicht Weniger verdutzt dreingeblickt hätte - und doch war es sehr komisch anzusehen.

Geistesgegenwärtig verneigte er sich noch einmal vor dem Krokodilköpfigen und sagte: »Möge es Euch stets Vergnügen bereiten.«

Suchos wirkte erfreut, was jedoch nichts an seiner feierlichen, majestätischen Haltung änderte. Er nickte.

»Für diese Antwort will ich euch beide belohnen«, sagte er. »Zwei Geschenke seien euer: erstens die Mitteilung, daß ihr eine gefährliche Last mit euch tragt. Ich rate euch nur, sie weise einzusetzen und euch ihrer im richtigen Augenblick zu entledigen.«

Ommo, der sich inzwischen aufgerichtet hatte, fragte: »und das zweite Geschenk?«

Suchos blickte ihn lange wortlos an. Dann erwiderte er: »Nur eine Kleinigkeit: Ich werde euch einen Führer mitgeben, der euch auf kürzestem Weg zu Esoda bringt. Euer Meister in allen Ehren, aber je früher ihr Esodas Reich verläßt, umso besser für alle Beteiligten.«

»Er legte den Kopf ein wenig schräg, und die beiden Lehrlinge waren sich unschlüssig, ob er scherzte oder nicht, als er fortfuhr: »Vielleicht ist dies wiederum der Grund, weshalb eis mir Vergnügen bereitet...«

Nun ging alles rasend schnell. Jobabs beide Wächter griffen ihn und Ommo fest, aber nicht unfreundlich, und führten sie fort, den Waldpfad entlang, bis sie ans Ufer der Insel gelangten. Dort erwartete sie die nächste, grauenvolle Überraschung:

Mit weitaufgesperrem Maul lauerte ein riesiges Krokodil am Ufer.

Wollten die beiden Wächter sie etwa diesem Untier zum Fräße vorwerfen?

Doch als das Monstrum sie erblickte, schloß es sein Maul schnappend zu und kehrte ihnen den Rücken zu, wobei es gewaltige Wassermassen verdrängte und die Wellen ans Ufer schwappten.

Stumm deuteten die Wächter auf den Krokodilrücken.

Jobab traute seinen Augen nicht.

»Sollen wir etwa auf diesem Ungeheuer -«

Auch Ommo schluckte schwer und ungläubig. »A-auf- einem - Krokodil?« stammelte er fassungslos.

Die Wächter nickten stumm, machten kehrt und verschwanden wieder im Wald. Ungeduldig peitschte das Krokodil mit seinem Schwanz das Wasser, daß ihnen die Tropfen ins Gesicht spritzten.

Die beiden Lehrlinge blickten einander an. Das konnte ja heiter werden!

»Schätze, es gibt nur eine Art zu sterben«, brummte Jobab, nahm seinem Blutsbruder sein Reisebündel ab und stieg vorsichtig und mißtrauisch auf den schuppigen Rücken des Krokodils.

Ommo folgte ihm zögernd. Wenn das der Führer war, der sie »sicher« zu Esoda bringen sollte, dann hätte er gerne gewußt, wie »sicher« der Weg erst ohne dieses Untier gewesen wäre.

Asmodel rieb sich die Hände. Das tat er immer, wenn es etwas Schlimmes zu erwarten gab. Die Beschwörung, die er mitangesehen und sogar unterstützt hatte, schien darauf hinzuweisen, daß Jax endgültig mit seinen beiden Lehrlingen gebrochen hatte, ja, zu ihrem erbitterten Feind geworden war.

Das freute sein Dämonenherz.

Als der alte Zauberer, wieder in seine normale schmutzige Kutte gehüllt, vor die Tür stapfte, um den Weihrauchschwaden im Inneren seiner Hütte zu entgehen, die trotz Asmodis' Entlüf-

tungsaktion nicht zu weichen bereit schienen, scharwenzelte der Hausgeist begierig hinter ihm her.

»Was habt Ihr denn dort getan, Herr?« fragte er. Er wagte es nicht, seiner Vermutung Ausdruck zu verleihen, denn die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß Jax solche Eigenmächtigkeiten stets nur sehr ungnädig aufzunehmen pflegte.

Der alte Magier machte eine wegwerfende Geste. »Ach, nichts Besonderes«, brummte er kaum hörbar. »Dieser Fluchkristall, den die beiden da ergattert haben, ist nur eine Art Medium. Verstehst du?«

Asmodel war über Jax' plötzliches Interesse an seinem Verständnis zwar überrascht, doch tröstete ihn dies auch nicht darüber hinweg, daß er leider tatsächlich nichts verstand. Er schüttelte den Kopf. Jax nickte. »Hab' ich mir gedacht.« Mit einem langen, spindeldürren Finger bohrte er sich im linken Ohr. »Was man in den Kristall hineintut, das lenkt er auf das gewünschte Ziel.«

Sein Ton ließ keine Unklarheit darüber aufkommen, daß er nicht bereit war, die Angelegenheit näher zu erklären.

Frustriert zuckte Asmodel mit den Schultern und versuchte es wenigstens mit einer weiteren Frage: »Und wer ist das Ziel?«

Er leckte sich gierig mit der Zunge über die Lippen. Wenn sein Herr ihm vielleicht doch eine Antwort darauf...

Doch Jax blickte ihn nur vielsagend an und schwieg.

VII

Daß es ein merkwürdiges Gefühl war, auf einem Krokodil zu reisen, welches mit wahnwitziger Geschwindigkeit flußabwärts schwamm, war keine sonderliche Überraschung. Überraschend war dagegen, daß sie sich schon bald daran gewöhnten und die Erfahrung als ausgesprochen angenehm empfanden.

Zunächst war es etwas kühl. Doch nachdem die Sonne aufgegangen war und wieder heiß auf sie herabstrahlte, verschaffte ihnen der »Fahrtwind« Kühle und Erleichterung.

Dennoch konnten sie nicht vergessen, daß die größte und schlimmste Gefahr noch vor ihnen lauerte, daß das Schwierigste noch nicht überstanden war:

Nun würde es nicht mehr lange dauern, und sie würden Esoda gegenübertreten, der gefürchteten Herrin der Kristalle und der goldenen Träume.

Um die Stunde Ourer legte das Krokodil ohne weitere Vorwarnung plötzlich am Ufer an. Mit einem ungeduldigen Schwanzpeitschen bedeutete es ihnen, an Land zu gehen, und Ommo und Jobab beeilten sich, ihm zu gehorchen.

Mit diesem Ungeheuer wollten sie sich nicht im letzten Augenblick noch anlegen!

Prompt verschwand das Krokodil auch wieder in den Fluten und war nicht mehr zu sehen.

Jobab schüttelte den Kopf. »Eigentlich ein ganz praktisches Transportmittel«, murmelte er.

»Ja, wenn man sich erst einmal daran gewöhnt hat«, meinte Ommo.

Sie musterten die Gegend. Etwa eine Viertelstunde Fußmarsch entfernt erblickten sie vor sich einen Wasserfall, über dem auf einem vorragenden Felsen ein Schloß thronte.

»Das ist mit Sicherheit der Palast der Hexe!« rief Ommo erregt.

Jobab nickte mißmutig. Er befangerte den magischen Dolch, der wieder in seinem Gürtel stak. »Jetzt geht es um die Wurst«, knurrte er.

Doch obwohl sie mit weiteren Hindernissen und sogar Verteidigungsmaßnahmen der Zauberrin Esoda rechneten, gelangten sie zu ihrer Überraschung ohne jeden Zwischenfall nach kur-

zer Zeit an die Mauern des Schlosses.

Gerade hatten sie das große, hölzerne Haupttor entdeckt, als es sich auch schon wie von Geisterhand gezogen - was möglicherweise sogar den Tatsachen entsprach - öffnete, um sie einzulassen.

Mißtrauisch blickten Ommo und Jobab einander an. Doch dann zuckte Jobab nur wortlos mit den Schultern. Was blieb ihnen anderes übrig, als sich in die Höhle der Zauberin zu wagen?

So traten sie denn mit gemischten Gefühlen ein.

In einer kargen, steinernen Halle wurden sie von einem Zwerg empfangen, der in das purpurne Samttuch des Hoflakaien gekleidet war. Der Zwerg verneigte sich stumm und bedeutete ihnen, ihm zu folgen. Offensichtlich wurden sie also bereits erwartet.

Sie schritten durch einen langen, breiten Gang, der mit reich verzierten Wandteppichen geschmückt war, deren merkwürdige und seltsame Muster Ommo und Jobab zu begutachten leider keine Zeit blieb. Auffallend waren vor allem die kräftigen und doch zugleich auch weichen, betörenden Farben des Gewebes.

Nun betraten sie einen riesigen Saal aus Marmor, der großzügig mit Nischen ausgestattet war, in denen aus silbernen Gefäßen bunte Wasserstrahlen wie Springbrunnen emporschössen.

Erhellte wurde der Saal - ja, wovon eigentlich? Obwohl keinerlei Lichtquelle auszumachen war, glänzte alles, selbst die tiefdunkelroten üppigen Bodenteppiche und die Birkentäfelung in einem silbrigen Schimmer. Doch wiederum blieb den beiden Zauberlehrlingen keine Zeit, um das Geschaute zu bestaunen, denn eine Frau kam ihnen entgegen, deren Anblick ihnen den Atem verschlug.

Sie war in ein silbrig durchschimmerndes Gewand gehüllt, das alle Körperformen genauestens andeutete, ohne sie jedoch wirklich zu offenbaren.

Offenes, weites silbernes Haar fiel ihr wie ein metallener Wasserfall auf die Schultern, und ihre Gesichtszüge waren edel, ja, sogar unglaublich schön, weich, verführerisch.

»Lieber Besuch!« rief die Frau mit einer glockenhellen Stimme, die Ommo und Jobab unwillkürlich erzittern ließ. »Da seid ihr ja endlich meine teuren Gäste!«

Und die Frau umarmte erst Jobab, dann Ommo, wobei sie jedem Lehrling einen Kuß auf die linke und die rechte Wange hauchte. Ommo spürte, wie er errötete, während Jobabs Muskeln sich leicht versteiften.

Sollte das etwa die gefürchtete Zauberin Esoda sein? Die Herrin der Kristalle und der goldenen Träume, die Herrscherin über die Fluchmagie und das Unheil?

Wo waren denn eigentlich ihre Kristalle? schoß es Ommo durch den Kopf.

Doch Jobabs Worte lenkten ihn sofort ab: »Ihr - seid - Esoda?« stammelte sein Blutsbruder. Es war offensichtlich, daß er genauso verblüfft war wie Ommo. »Die Herrin der... Fluchmagie?«

Esoda (denn daß es sich um diese handelte, daran war kein Zweifel mehr, nachdem sie anmutig - und doch so befehlend! und doch so überzeugend! und doch so betörend! - genickt hatte) zog leicht die Augenbrauen hoch.

»Zweifelt ihr etwa daran?« fragte sie in gespielter Erstaunen. »Warum?« Und sie schürzte die Lippen, wie um sich zum Spaß beleidigt zu geben.

»Aber - Ihr seid doch - so schön...«, stammelte nun Ommo fassungslos.

Wieder lachte Esoda glockenhell auf. »Alles Tarnung!« rief sie fröhlich. Und da geschah Entsetzliches...

Mit einem Mal hatte sich die Zauberin verwandelt, ohne jeden Übergang, ohne jede Vorwarnung: Plötzlich war aus ihr eine runzlige kleine alte Hexe mit einem Gesicht voller Warzen geworden, die mit böseartig funkelnden Augen die beiden Lehrlinge anblitzte und mit krallenähnlichen Händen nach ihnen griff.

»Gebt mir sofort den Fluchkristall, sonst seid ihr des Todes!« kreischte die Vettel schrill und

unerbittlich.

Jobab wich tänzelnd zurück und hatte im selben Augenblick bereits Dolch und Stab gezückt.

»Dachte ich es mir doch, daß die Sache einen Haken hat!« murmelte er.

Auch Ommo war nicht untätig: Mit einem einzigen Ruck holte er Dolch und Stab hervor und richtete beide auf die Zauberin.

»Weshalb sollten wir Euch wohl den Fluchkristall geben?« höhnte er. »Ohne Gegenleistung erhaltet Ihr überhaupt nichts!«

»Ist es etwa keine Gegenleistung, wenn ich euch euer schändliches, kleinliches Insektenleben lasse?« schrillte die Hexe empört. »Ein Schnippen mit den Fingern, und ich habe euch den Garaus gemacht. Wißt ihr etwa nicht, wer ich bin? Ich bin die Herrin der Nacht, des Unheils und des Todes, die Herrin des Bösen, die da waltet über alles, was kreucht und fleucht.«

»Gäh!« machte Jobab. Ommo war klar, was sein Blutsbruder wollte. Er hatte vor, die Hexe bis aufs äußerste zu reizen, damit sie entweder einen Fehler beging oder möglichst bald ihre Trümpfe ausspielte. Nichts war unerträglicher als dieses angespannte Warten auf den nächsten Zug des Gegners.

Deshalb beschloß Ommo, in die gleiche Kerbe zu schlagen.

»Herrinnen der Nacht und all dessen, was da kreucht und fleucht, gibt es in Chaim mittlerweile im Dutzend billiger«, höhnte er. »Und Gestaltwandlung ist auch nicht gerade der neueste Schrei der Magie, muß ich sagen. Ziemlich geschmacklos das Ganze, findest du nicht?« fragte er, an Jobab gewandt.

Der nickte vergnügt. Jetzt, da die endgültige Auseinandersetzung stattfand, fühlte er sich in seinem Element. Jobab war der geborene Kämpfer, Ommo dagegen der - wenn auch etwas zurückhaltende - Denker des Gespanns.

Beide wußten sie nun, daß Jax nicht untertrieben hatte - es ging tatsächlich um Leben und Tod.

Wie sie es da noch bewerkstelligen sollten, unter Esoda die Fluchmagie und die Zauber des Unheils zu lernen, war im Augenblick ein Rätsel. Doch Ommo beschloß, sich lieber den dringenderen Aufgaben der jetzigen Situation zu widmen.

Und so rief er mit fester Stimme: »Esoda, wir sind nicht gekommen, um gegen Euch Krieg zu führen. Und doch werden wir es tun, so Ihr uns dazu zwingen solltet. Wir wollen Euch einen Vorschlag machen. Ihr lehrt uns, wie wir es wünschen, und dies im Auftrag unseres Meisters Jax, vor dem, wie Ihr sehr wohl wißt, ganz Chaim zu zittern hat, wenn er in Wut gerät, die Magie des Fluchs und des Unheils. Im Gegenzug werden wir Euch diesen Fluchkristall überlassen.«

Jobab nickte bekräftigend. »Es ist nicht sinnvoll, wenn sich Magier bekämpfen und bekriegen, die miteinander viel weiter kämen als gegeneinander.«

»Magier wollt ihr sein?« lachte die Hexe plötzlich schrill. Sie stieß ein derart spitzes und grelles Keckem aus, daß selbst der alte Jax noch hätte neidisch werden können. »Von euch Grünschnäbeln lasse ich mir überhaupt nichts vorschreiben! Wisset, daß die Magie des Unheils nicht zuletzt auch darauf fußt, daß man sich nimmt, was man will, ohne dafür irgendeine Gegenleistung zu erbringen!«

Ommo lächelte selbstsicher. »Ihr glaubt wohl, damit hättet Ihr Euren Teil bereits erfüllt und unseren Vorschlag angenommen?« fragte er spöttisch.

»Nun, was Ihr uns da offenbart das weiß jedes Kind in Chaim, selbst ein Grünschnabel wie ich.«

Und er kicherte leise und höhnisch, um die Hexe noch mehr aufzubringen.

»Ich kann Euch auch im Gegenzug eine weitere Lektion in der Magie des Unheils erteilen«, fuhr er fort, »obwohl sie nicht zu dem Gebiet gehört, welches ich mit eifrigem Bemühen studiert habe.«

Bewußt wählte Ommo eine reichlich verschnörkelte Sprache, wie sie sonst nur an den Höfen

Chaims üblich war. Solange die Hexe sie nicht als ebenbürtige Gegner akzeptiert, war ein manischer Kampf unausweichlich.

Deshalb mußte er beweisen, daß sie beide durchaus mit den Gepflogenheiten Chaims und seiner Magie wohlvertraut waren.

»Es ist diese Lektion die folgende: Was man durch Kampfund Krieg nicht erreicht, erreicht man vielleicht durch List und Betrug. Und damit wären wir wohl quitt, edle Dame, oder wollt Ihr mir widersprechen?«

Kaum merklich hatten die beiden Lehrlinge ihre Stellung verändert, um beim leisesten Anschein einer Gefahr Rücken an Rücken kämpfen zu können. Denn es war nur zu wahrscheinlich, daß Esoda zunächst ihre Dienstgeister und Gefolgsleute ins Gefecht werfen würde.

Die Magier Chaims liebten das persönliche Risiko nur selten. Darin waren sie alle wie Jax: Wenn sie eine Schmutzarbeit von einem anderen erledigen lassen konnten, so taten sie dies auch nach Kräften.

Und da war es sehr wahrscheinlich, daß sie schon bald von wahren Heerscharen, und zwar von allen Seiten zugleich, angegriffen werden würden, während Esoda das Geschehen steuerte und lenkte.

Die Zauberin schien nicht zu einem Wortduell aufgelegt zu sein. Ommo hegte den Verdacht, daß sie ohnehin nicht sonderlich sprachgewandt war. Als Herrin von Träumen würde sie der Gefühlsmagie näher stehen als der des Denkens und des logischen Kalküls. Diesen Punkt galt es im Auge zu behalten, weil er ihre Reaktionen unberechenbar machen würde.

»Du willst mich wohl zum Narren halten, du scheußliche kleine Rotznase?« gellte die Hexe.

Und dann ließ sie einen Schwall von Schimpfwörtern auf die beiden Lehrlinge niederprasseln, daß Ommo seinen Verdacht, was ihre mangelnde Redegewandtheit betraf, schleunigst wieder zurücknehmen mußte. Er bekam Ausdrücke zu hören, die ihm die Schamröte bis in die Ohren trieb, und selbst Jobab wirkte recht blaß um die Nase.

Doch all dies, da war er sich mit eiskalter Klarheit sicher, war vermutlich nicht mehr als ein bloßes Ablenkungsmanöver. Und so ließ er seine Blicke unentwegt zur Seite huschen, um sein Gesichtsfeld auszuweiten und gegen etwaige andere Angreifer auf der Hut zu sein.

Die ließen nun auch nicht mehr lange auf sich warten:

Plötzlich verfinsterte sich der ganze Saal, so daß die beiden Lehrlinge kaum mehr die Hand vor Augen sehen konnten. Geistesgegenwärtig rissen sie noch im selben Augenblick die Verschlüsse ihrer Reisesäcke, die sie auf dem Boden abgestellt hatten, auf, um sofort nach zusätzlichen magischen Waffen greifen zu können.

Ommo tastete auch auf der Stelle nach dem Fünzfack, den er dem Ghul abgenommen hatte. Doch dann schüttelte er den Kopf. Solange es dunkel blieb, konnte er die Hexe nicht richtig erkennen und sie mit dem Fünzfack folglich auch nicht hypnotisieren.

Da spürten seine Fingerspitzen die Hitze des Fluchkristalls, und er zog ihn vorsichtig und zögernd hervor, um ihn lautlos neben seinen Sack auf den Boden zu legen. Das war die allerletzte Waffe, die ihnen zur Verfügung stand, wenn alles andere verloren war.

Alles geschah blitzschnell: Ein Ruck, und Jobabs Rücken schmiegte sich gegen seinen. Ommo spürte, wie sein Blutsbruder bereits den Kampf aufgenommen hatte - offen sichtlich wurde er also bereit s angegriffen, obwohl Ommo selbst nichts davon wahrnahm. Doch es blieb ihm nicht viel Zeit, um darüber nachzudenken oder gar nachzufragen.

Denn nun erschien ein riesiges, fledermausartiges Wesen vor seinem Gesicht.

Obwohl es den ganzen Saal auszufüllen schien, wirkte es andererseits kaum größer als eine Handspanne. Sofort begriff Ommo, womit er es zu tun hatte - eine Illusion der Hexe, mit der sie ihn von etwas Wichtigerem ablenken wollte. Entsprechend ruckte sein Kopf beiseite - ein Kampfschrei, und schon hatte der Blitz aus seinem magischen Stab ein riesengroßes, buckeliges Schattenungeheuer erlegt, das auch sofort röchelnd zu Boden sank.

Inzwischen erhellten auch die magischen Blitze aus Jobabs Waffen den Saal, wenngleich

auch nur immer für kurze Zeit und äußerst notdürftig.

Dennoch genügte es, um die Schar der Angreifer auszumachen: Flügelwesen, Schattenungeheuer, schleimig-wabernde, alpträumhafte Kreaturen, die unablässig ihre Gestalt veränderten und mit drohend aufgesperrten Mäulern auf sie zu gekrochen kamen.

Hastig zog Ommo mit seinem magischen Dolch einen schützenden Sechszack in die Luft, der sofort mannsgrößer und golden vor ihm aufleuchtete. Dann griff er mit der Rechten, immer noch den Dolch haltend, in seinen Reisesack und holte den Fünfzack hervor. Diesen schleuderte er mit aller Wucht von sich, als er den schrillen Befehl der Hexe hörte: »Erledigt sie sofort!«

Ein Scheppern - ein Schrei - und die Hexe verstummte. Doch Ommo freute sich zu früh - keine Sekunde später erscholl ihre meckernde Stimme auch schon wieder in seinem Rücken, auf Jobabs Seite. Dann war sie plötzlich links von ihm zu hören, dann wieder rechts, dann erneut hinter ihm.

Offenbar beherrschte die Zauberin auch die Kunst der Stimmenverlagerung.

Das war ein Problem, denn auf diese Weise war nie klar zu erkennen, wo sie sich gerade aufhielt, so daß man sie nicht zu fassen bekam.

Auch Jobab hatte inzwischen ein gesehen, daß es nur wirklich etwas nützen würde, wenn sie die Befehlshaberin der Ungeheuerschar ausschalteten. Ein Monster nach dem anderen sank, von seinen Blitzen getroffen, röchelnd und zuckend zu Boden, und doch kam die gewaltige, grauenerregende Masse der Angreifer immer näher und näher. Da hatte er einen Einfall. Unter Aufbietung all seiner Konzentrationsreserven bündelte er die Magie in seiner Wirbelsäule und ließ die Kraft aus seiner linken Fingerspitze, dicht unterhalb der Spitze des magischen Stabs, hervorschießen, wirbelte den Arm im Kreis und zog auf diese Weise einen vorübergehenden Schutzkreis aus Licht- und Brandkraft in die Luft. Das gab ihm Zeit, um in seinen Reisesack zu greifen, wo seine geübten Finger sofort die kleine Puppe wiederfanden, die ihm der Dämon Amaimon gegeben hatte.

Ohne sie erst hervorzuholen, rief er: »Amaimon zu mir! Hilf uns in unserer Not! Ich erinnere dich an dein Versprechen!« Der letzte Satz war wohl notwendig, denn bei Dämonen wußte man nie, was ihre Zusagen wirklich wert waren.

Plötzlich schien das Gemäuer des Schlosses zu erbeben. Eine donnernde Gestalt stampfte durch die Reihen der Angreifer und schleuderte sie beiseite wie Strohhalme. Tatsächlich, es war Amaimon höchstpersönlich!

Ommo rang unterdessen mit einem gewaltigen Flügelwesen, das in jeder seiner Krallen einen riesigen, faustdicken Bergkristall trug. Er verlagerte sein Gewicht kurz auf das linke Bein, knickte, für das Wesen völlig überraschend, im Knie ein, legte mit einem Klatschen den magischen Dolch an den Stab und ließ die Magie beider Waffen gleichzeitig in einem Strahl auf das Ungeheuer schießen. Das Untier, das sich im Lichtblitz als eine Mischung aus Fledermaus und Flügelechse herausstellte, stieß einen Schrei aus, löste den Griff um seine Steinwaffen und taumelte zu Boden, wo es noch einmal kurz aufzuckte und verschied.

Polternd fielen die beiden Kristalle Ommo zu Füßen. Nun hörte auch er den Dämon Amaimon, der in seinem Rücken die Stimme erhob und donnernd befahl: Quält die Kristalle! Das wird Esoda Euch gefügig machen!«

Entsetzt sah Jobab, wie Amaimon sich plötzlich wieder auflöste. War ihm etwas zugestoßen, oder hatte er es vorgezogen, sich von dem Kampfgetümmel zurückzuziehen? Ach, Dämonen waren wirklich sehr unzuverlässige Verbündete!

Die Kristalle quälen? Irgendwo ganz weit im Hinterkopf, wußte Ommo, was damit gemeint war - doch es wollte nicht wirklich in sein Bewusstsein eindringen.

Er hatte die Vision offenbar wieder vergessen, die ihm unter dem Einfluß Suchos' zuteil geworden war. Wie ein zu enger Gürtel schien sich eine Schlinge um seinen Kopf zu legen und ihn daran zu hindern, die Anweisung des Dämons zu begreifen. Ein unerklärlicher Bann hielt

seinen Geist gefangen, drohte ihn zu lähmen und auszuschalten.

Was war das nur - Kristalle quälen? Irgend etwas gerade eben, das ihn ganz leise, nicht greifbar, an etwas zu gemahnen schien - ein vages Wissen - eine Spur - eine Hilfe...

Nein, es blieb ihm nur eines übrig, wenn er nicht diesem seltsamen Zauber verfallen wollte - völlige Gedankenleere.

Ommo atmete tief ein, wedelte mit Stab und Dolch wahllos hin und her, um die Angreifer wenigstens auf Abstand zu halten, und versuchte, jeden bewußten Gedanken aus seinem Kopf zu verbannen.

Das immerhin hatte er von Jax gelernt - die gnostische Trance, die daraus bestand, aus einem Zustand der absoluten Erregung oder des ebenso absoluten Sinnesreizentzugs heraus eine schlafwandlerische Hellsichtigkeit und Sicherheit im Tun zu entwickeln. Und doch fiel es ihm ausgerechnet jetzt, da es doch so sehr darauf ankam, schwer, sie sofort in der gewünschten Tiefe zu erreichen.

Was hatte Jax immer gesagt? »Nur den Atem beobachten, immer nur den Atem. Wenn du das vergißt, bist du ein toter Mann.« Wie wahr!

Und der alte Magier hatte hinzugefügt: »Nicht daß es schade um dich wäre, du Nichtsnutz! Armen sollst du, nichts anderes!«

Jeden Tag hatten er und Jobab eine ganze Stunde im Freien sitzen müssen, ob es nun sengend heiß war oder eiskalt, ohne zu denken, ohne auch nur der leisesten Versuchung nachgeben zu dürfen, selbst ganz besonders dringenden Fragen und Erkenntnissen nachzuforschen.

»Wenn du nicht auch auf einem lärmenden Marktplatz Gedankenleere herstellen kannst, kannst du gar nichts, bist du als Magier nicht einmal die Lumpen wert, die du am Leib trägst«, hatte Jax immer wieder gefaucht. »Ob in Freude oder Leid - der wahre Magier kann seine Gedanken und Gefühle immer zügeln und beherrschen - deshalb ist er ja auch ein Meister der gnostischen Trance. Von daher kommt alle Magie - und daran scheitern auch alle Magier.«

Unerwartet ernst geworden, hatte dann der alte Mann seinem Lehrling tief in die Augen geblickt. »Egal, wie es mit dir enden mag - diesen einen Satz darfst du in deinem ganzen Leben nicht vergessen: »Wer seine Gedanken beherrscht, beherrscht die Welt«

Aber jetzt, im Schlachtgetümmel?

Ommo seufzte und strengte sich noch stärker an. Natürlich - gerade im Schlachtgetümmel!

Endlich hatte er den gewünschten Erfolg: Ohne zu denken, griff er nach den beiden am Boden liegenden Kristallen, seinen Stab und den Dolch fallen

lassend, und schlug sie mit aller Wucht zusammen.

Ein greller blauer Blitz erhellte plötzlich den Saal, und zu seinem Erstaunen

sah er, wie etwa ein halbes Dutzend Schattenwesen zuerst entsetzt vor ihm

zurückwichen, um sich schließlich dampfend aufzulösen.

Jobab hatte den blauen Kristallblitz aus dem Augenwinkel beobachtet, und die Vision des Suchos fiel auch ihm wieder ein. Nun wußte er, was los war: Natürlich konnte man der Herrin der Kristalle nur dadurch den Garaus machen, daß man an den Festen ihrer Macht rüttelte - und das waren eben die Kristalle!

Diese Erkenntnis verlieh ihm neue Kraft, und mit einem gewaltigen Schrei ließ er seine Magie wieder unter den Angreifern wüten.

Doch das erwies sich mittlerweile als unnötig. Ommo, noch immer tief in seiner magischen Trance, schlug nun unentwegt die beiden eroberten Kristalle zusammen, bis auch der letzte Angreifer sich wie ein böser Traum in der Finsternis verloren hatte.

Und nun wich auch die Finsternis selbst zurück - und offenbarte Esoda, die in ihrer häßlichen alten Hexengestalt mit haßverzerrtem Gesicht auf sie zukam, einen an die vier Fuß langen Fluchfetisch schwingend.

»Ich verfluche...«

Hinterher wußte Jobab selbst nicht mehr, was in dazu gebracht hatte, den Fluchkristall im selben Augenblick zu packen, als er erkannt hatte, daß Ommo ihn aus seinem Sack hervorgeholt hatte. Vielleicht war es das schiere Glück, vielleicht die Intuition, die den großen, den wahrhaft großen Magier ausmachte, vielleicht gar eine Gedankenübertragung Ommos.

Jedenfalls griff er mit todsicherer Hand nach der kleinen schwarzen Kugel und schleuderte sie der Hexe mit einem Wutschrei entgegen.

Esodas Augen weiteten sich, als sie das Geschoß auf sich zufliegen sah. Sie brach ihren Fluch mitten im Satz ab, ließ den Fetisch zu Boden fallen und griff mit gierigen Händen nach der schwarzen Kugel.

Ommo und Jobab wirbelten herum, um die Zauberin unter Beschuß zu nehmen, doch das entsetzlich Bild ließ sie erstarren:

Angstverzerrt versuchte Esoda, den Fluchkristall wieder abzuschütteln! Ihr Mund stieß stumme, unhörbare Schreie aus, und der Schmerz durchzuckte sichtlich ihren Körper. Die Zauberin wollte den Fluchkristall wieder loslassen, doch der haftete an ihr wie ein böses Omen!

Esoda rang nach Luft, lief blau im Gesicht an, ihre Augen traten hervor - und lautlos röchelnd sackte sie zusammen, die Spinnenfinger immer noch widerwillig um die schwarze Kristallkugel geschlungen.

»IoPan!« schrieten Ommo und Jobab gemeinsam wie aus einem Munde. Es war der alte Schrei des Triumphs der Magie. Sie hatten gesiegt.

Doch plötzlich erschütterte ein erneutes Donnergrollen den Palast der Zauberin.

Ein gleißender Lichtblitz, heller als tausend Räucherfeuer, durchzuckte den Saal. Er blendete die beiden Lehrlinge, ließ ihre Muskeln sich verkrampfen.

Und während sie wie Steine zu Boden stürzten, erschien plötzlich vor ihnen

die Gestalt ihres Meisters Jax, in eine schwarze Kutte mit bleiernem Kettengürtel gehüllt.

VIII

Ommo und Jobab erwachten gleichzeitig. Sie fühlten sich völlig zerschlagen.

Matt drehten sie den Kopf, erblickten zunächst einander und dann, als sie die Augen hoben, ihren Meister Jax, der am gegenüberliegenden Ende des Saals, murmelnd über die verschrumpelte Esoda gebeugt, dastand.

Zuerst begriffen sie nicht, was er dort tat - doch dann schossen sie empört in die Höhe.

»Was macht Ihr da?« riefen die beiden Zauberlehrlinge wie aus einem Munde.

»Wollt Ihr sie etwa wiederbeleben?«

Ohne den Kopf zu wenden, schnauzte Jax sie an: »Allerdings. Weil sie euch nämlich ein Geschenk gemacht hat, wie ihr es noch nie erhalten habt - und dafür hättet ihr sie beinahe noch umgebracht!«

»Verwirrt blickten die beiden Freunde sich an. Träumten sie, oder wachten sie? »Ein böser Alptraum«, murmelte Jobab gedankenabwesend.

Doch Ommo schüttelte den Kopf. »Das sieht mir aber verdammt echt aus.«

Jax, der mit seinen Luchsohren die leise Unterhaltung natürlich mal wieder mitbekommen hatte, drehte sich zu ihnen um. Er stemmte die Arme in die Hüften, legte den Kopf schräg auf die linke Schulter und musterte sie mit einem unentzifferbaren Blick.

»Wenn die Herren Lehrlinge vielleicht die Güte hätten, mir eine bescheidene Minute zuzuhören«, schnarrte er.

Achselzuckend zogen Jobab und Ommo eine Schnute, blickten ihren Meister jedoch erwar-

tungsvoll an.

»Espda hat euch die Chance gegeben«, fuhr Jax mit erhobenem Zeigefinger fort, »ihre Magie des Fluchs und des Unheils aus erster Hand kennenzulernen - gewissermaßen in der Praxis, hähä.«

Der dünne Körper des alten Zauberers bog sich vor Lachen. Doch dann wurde seine Miene wieder ernst. Unter buschigen Augenbrauen blickte er sie stechend an.

»Aber, so leid es mir tut, dies zugeben zu müssen, da ihr sonst ja sowieso nur nichtsnutzige Tagesdiebe seid...« Er machte eine Kunstpause.

Jobab winkte gelangweilt ab. »Jetzt will er uns mal wieder eine Standpauke halten«, knurrte er leise. »Das kennen wir schon.«

»Gar nichts kennt ihr!« knurrte Jax zurück. »Da will euch mal jemand loben, und was ist der Dank?« Er schüttelte den Kopf und murmelte in seinen Bart:

»Hopfen und Malz verloren.«

Dann fuhr er fort: »Na ja. Wie dem auch sei. Also, hört gefälligst zu, ihr Holzköpfe! Tatsache ist nämlich, daß ihr zu gut wart.« Erwartungsvoll blickte er sie an.

Seine Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Verblüfft und entgeistert starrten

Ommo und Jobab zunächst auf ihren Meister, dann auf die reglos am Boden liegende Zauberin.

»Ihr wart zu gut, weil ihr Esoda nämlich stärker zugesetzt habt, als sie erwartet hat. Wenn es euch nicht gelungen wäre, euch zuerst mit Amaimon und dann sogar noch mit Suchos zu arrangieren, und das auch nur deshalb, weil ihr euch so«, es schien den alten Miesepeter Überwindung zu kosten, das Wort auszusprechen, »reif, jaja, ihr habt schon richtig gehört, also weil ihr euch so reif verhalten habt, dann hättet ihr die Begegnung mit Esoda vermutlich nicht überlebt.«

Mißmutig fügte er hinzu: »Schade.«

Nun verstanden Ommo und Jobab die Welt überhaupt nicht mehr. Daß sie gegen Esoda gesiegt hatten, war nicht zu übersehen, doch worauf wollte Jax nun hinaus?

»Dann habt Ihr also mal wieder von allem gewußt und wahrscheinlich sogar Eure Finger dabei im Spiel gehabt?« fragte Ommo lauernd, und auch Jobab blickte Jax finster an.

Jax nickte triumphierend. »Was habt ihr denn geglaubt? Natürlich habe ich ein bißchen nachgeholfen, weil ich Esoda noch eine kleine Gemeinheit schuldig war. Der Fluchkristall, den ich aktiviert habe, hat sie wirklich umgehauen, hihi. Jaja, Arathron-Beschwörungen sind schon was Feines.«

Keckernd lachte der alte Magier. Dann richtete er seinen wackelnden dünnen Zeigefinger auf die beiden Lehrlinge.

»Aber das ist jetzt erledigt, und nun dürft ihr die Gute gefälligst wieder zum Leben erwecken.«

Jobab und Ommo blickten einander an, seufzten und traten achselzuckend näher. Sie wußten aus Erfahrung, daß es keinen Zweck hatte, sich gegen Jax und seine Befehle zu stellen.

»Ist der Fluchkristall noch geladen?« fragte Ommo mißtrauisch. Denn natürlich hatte er inzwischen begriffen, daß Jax ihn magisch präpariert hatte.

Jax schüttelte den Kopf. »Nicht direkt.«

Ommo seufzte ein zweites Mal. Daß der alte Menschenschinder auch nie etwas geradeheraus sagen konnte! Gemeinsam mit Jobab machte er sich daran, die alte Hexe wiederzubeleben.

Das erforderte, wie sich herausstellte, ihre gesamte Kunst, denn der Fluchkristall hatte Esoda wirklich sehr böse zugesetzt. Obgleich sie die Zauberin des Fluchs und des Unheils war, vielleicht aber auch gerade deswegen, war ihr die eigene Art von Energie nicht sehr gut bekommen.

Behutsam lösten sie den Kristall aus ihren Fingern, worauf die Alte immerhin wieder zu atmen begann. Dann bestrichen sie sie, magische Zauberformeln murmelnd, mit ihren dünnen

Heilungsstäben. Und schließlich, nach fast zweistündiger Arbeit, öffnete Esoda die Augen und richtete sich ächzend auf.

»Danke«, sagte sie mit ihrer alten, angenehmen Stimme, die sie auch bei ihrer ersten Begegnung benutzt hatte. Nach und nach verwandelte sie sich wieder in die hübsche junge Frau mit dem silbernen Schleiergewand.

Sie winkte Jax zu sich, und die beiden Lehrlinge beobachteten erstaunt, wie der alte Knurrhahn gehorsam zu ihr schritt. Flüsternd berieten die beiden Zauberer sich miteinander. Jax machte einige abwehrende Bewegungen, um schließlich doch grunzend und grimmig einzuwilligen und sich achselzuckend an Ommo und Jobab zu wenden.

»Ihr habt wirklich mehr Glück, als die Magie erlaubt«, brummte er mürrisch.

»Esoda hat mir einen Rat gegeben, so von Zauberin zu Magier«, er warf ihr einen giftigen, aber doch auch bewundernden Seitenblick zu, »und ich kann ihn schlecht ausschlagen. Aber bevor ich euch meine Entscheidung mitteile, will ich euch nur noch sagen, daß ich euch losgeschickt habe, die Magie des Fluchs zu lernen, weil nur zu heilen vermag, wer auch verfluchen kann.

Darum heißt Esoda auch die Hexe der goldenen Träume. Beides, Töten wie Leben spenden, sind nur zwei Seiten ein und derselben Medaille. Aber das habt ihr ja schon Amaimon erklärt.« Jax senkte die Stimme. »Wenn auch vielleicht nicht ganz aus uneigennütigen Motiven.«

Er nickte anerkennend. »Nein, ich kann nicht umhin zuzugeben, daß ihr euch ganz gut geschlagen habt. Hiermit verleihe ich euch den ersten Gesellengrad. Wollt ihr mir weitere fünf Jahre Treue schwören?«

Verdutzt sperrten die beiden Lehrlinge den Mund auf. In Ommos Gehirn begann es rasend schnell zu arbeiten: Aha, der alte Meister hatte ihnen endlich den Gesellengrad verliehen, und im gleichen Atemzug erwartete er von ihnen, daß sie ihre Fron bei ihm freiwillig verlängerten. Das war wirklich unerhört! Und doch war es auch...

Jobab schüttelte ungläubig den Kopf. »Hm.«

Ommo ergriff schließlich das Wort: »Verehrter Meister, wir danken Euch für die Ehre, die ihr uns zuteil habt werden lassen. Selbstverständlich werden wir mit Freuden den ersten Gesellengrad annehmen. Was aber einen erneuten Treueschwur angeht, so wären davor wohl noch einige Fragen zu klären...«

Jobab nickte zustimmend. Ommo hatte ihm aus der Seele gesprochen.

Auch Jax nickte, wenngleich aus völlig anderen Gründen. »Gerissenes Bürschchen, wie?« knurrte er. »Na schön, als Gesellen werdet ihr vermutlich noch frecher sein. Aber das geht keinen Dritten etwas an. Kehren wir erst einmal nach Hause zurück.«

Jobab schwante Fürchterliches. »Müssen wir als Eure Gesellen etwa immer noch Euren magischen Spiegel putzen?« fragte er mißtrauisch. Jax tat empört über diese Zumutung. »Aber nein, nicht doch«, säuselte er. »Dafür seid ihr doch jetzt schon viel zu fortgeschritten. Nein, nein, jetzt dürft ihr euch natürlich meiner Kristallkugeln annehmen und die putzen.« Jobab seufzte. »Ohne Einweihung - Spiegel putzen. Mit Einweihung - Kristallkugeln putzen. Das nennt man Leben.« Und doch mußten sie alle lachen.

Im Reich der toten Götter

I

Es war am Tage Sol, um die Stunde Salla. Nervös betastete Ommo seinen Gürtel.

»Hast du auch deine Fluchlinge eingesteckt?« fragte er zaghaft.

Jobab nickte. Ein leises Lächeln spielte um seine Mundwinkel, stürzte aber sofort wieder ab, als die sägende Stimme des alten Zauberers die Luft zerschnitt.

»Ruhe!« bellte Jax schnarrend. »Wie soll sich ein Mensch bei diesem Gequassel konzentrieren?«

Jobab warf ihm einen mürrischen Blick zu, hob die Augenbrauen und sah Ommo achselzuckend an, den Kopf schräggelegt. Vorsichtig, um von seinem Meister nicht bemerkt zu werden, tippte er mit dem Zeigefinger an seine Schläfe.

Besorgt blickte Ommo zu Jax hinüber. Für gewöhnlich entging dem Luchsauge des alten Magiers nichts - vor allem dann nicht, wenn man etwas vor ihm verbergen wollte.

Doch wenn Jax es gesehen haben sollte, ließ er es sich nicht anmerken. Es stimmte - man mußte sich wirklich konzentrieren. Aber das hinderte ihn in der Regel nie daran, auch die kleinste Frechheit unerbittlich zu ahnden.

Ommo seufzte. Das alles verhieß nichts Gutes.

»Stimmt«, brummte Jax, als hätte er in Ommos Gedanken gelesen. »Das verheißt nichts Gutes.«

Ommo schwieg verblüfft. Was hätte er auch sonst tun sollen?

Jobab ächzte leise unter dem gewaltigen Gewicht seines Gepäcks, das er auf dem Rücken schleppte. Jax hatte darauf bestanden, daß sie alle fast ihre gesamte magische Ausrüstung mitnahmen. Selbstverständlich hatte der alte Meister es nicht für nötig gehalten, auch nur ein erklärendes Wort darüber zu verlieren, weshalb er selbst so gut wie nichts an Ausrüstung mitschleppte, wenn man von seiner etwas fadenscheinigen, schwarzen Robe absah, die mit einem schmierigen, vormals weißen Gürtel, in dem wiederum ein paar sehr leichte magische Dolche staken, um den Bauch gerafft war.

Allein die vielen Wackersteine, deren Aufladung Aufgabe der winzigen Fluchlinge war, waren unvorstellbar schwer. Ommo schüttelte den Kopf und zupfte am Gurt seines Rucksacks. Doch das machte die Last auch nicht leichter.

Jax hatte inzwischen die Stirn in wuchtige Falten gelegt und brummte leise, kaum hörbar, in seinen schütterten, langen Bart hinein. »Wenn das mal gutgeht, wenn das mal gutgeht.« Auch er schüttelte den Kopf, und seine langen Spinnenfinger schienen sich in der Luft dicht über dem Boden, über den er sich tiefgebeugt hatte, verkrallen zu wollen. Jobab konnte sich ein Schmunzeln nicht verkneifen. Das sah dem alten Miesepeter aber gar nicht ähnlich, daß er beim Fährtenlesen unsicher wurde.

Doch dann mußte er daran denken, daß eigentlich nichts an dieser Reise ungewöhnlich war: Noch nie waren die beiden Gesellen gemeinsam mit dem Zaubermeister, bei dem sie dienten und in die Lehre gingen, durch Chaim gereist. Für gewöhnlich hatte Jax sie entweder allein oder zusammen auf Reisen geschickt - und das waren nicht immer gerade die ungefährlichsten gewesen.

Grollend dachte Jobab daran, daß die größte Gefahr auf ihren bisherigen Reisen in der Regel Jax selbst gewesen war - denn der alte Zauberer ersparte seinen Schülern nichts, und häufig hatte er ihnen die unglaublichsten Fallen gestellt.

Eigentlich, dachte Jobab, war es geradezu ein Wunder, daß sie noch am Leben waren. Und das hatten sie bestimmt nicht ihrem Meister zu verdanken, im Gegenteil. Wäre der nicht ge-

wesen...

»Gedankenstille!« bellte Jax plötzlich so laut, daß die Worte weit über die Steppe hallten und sich am Horizont verloren.

Die Gesellen gehorchten sofort: Plötzlich erstarrten sie, ihre Augen wurden glasig, weil sie den Blick nach innen richteten, und ihre Atmung verflachte sich deutlich. Es dauerte keine Sekunde, da war auch schon der letzte, winzige Gedanke aus ihrem Bewußtsein verbannt, und die gnostische Trance durchflutete ihren Geist.

Diese gnostische Trance war eine eigenartige Sache. Sie diente dazu, die magische Kraft, die in Chaim gemeinhin Magis genannt wurde, im Zauberer zu aktivieren, was ihn wiederum dazu befähigte, alle Register seiner schwarzen Kunst zu ziehen.

Obwohl der Geist dabei gedankenleer war, blieb das Bewußtsein erhalten. Es war fast wie im Traum, wo sich die Grenzen oft verschieben und die Gegenstände andere Konturen annehmen.

So wußte Jobab - und »wußte« es zugleich auch nicht, weil es kein wirklicher Gedanke war-, daß Jax den Befehl nur gegeben hatte, um nicht von der summenden Statik ihrer vielfältigen Gedanken gestört zu werden.

Andererseits war es dem Gesellen in diesem Zustand unmöglich, dazu innerlich Stellung zu beziehen - das hätte das sofortige Ende der Trance bedeutet.

Der Befehl hatte Ommo in einer etwas ungünstigen Körperhaltung erwischt:

Gerade hatte er sich mit seiner schweren Last vornübergebeugt, um sich am rechten Knie zu kratzen. Nun war er dazu verdammt, in dieser Stellung reglos zu verharren, bis sein Meister die gnostische Trance aufhob - und dabei durfte Ommo noch nicht einmal an die Schmerzen denken, die sein Rückgrat, auf infame Weise von den Wackersteinen im Rucksack ausstrahlend, nun durchströmten.

Es fiel ihm schwer, doch hatte jahrelange Übung auch ihr Gutes: zwar dauerte es bei ihm eine Sekunde länger als bei Jobab, bis die gnostische Trance einsetzte, aber dann hatte er den gewünschten Zustand erreicht.

Jax Befehl bedeutete höchste Alarmstufe. Obwohl die beiden Gesellen darüber nicht im herkömmlichen Sinne »nachdenken« konnten und durften, war ihnen doch bewußt, daß große Gefahr im Anzug war.

Oder doch nicht? Plötzlich schlug sich Jax heftig keckernd mit der flachen Rechten auf die schmutzige Stirn. »Das gibt es doch gar nicht«, krächzte er.

»Das ist ja fast unmöglich!«

Es gab viele verschiedene Formen der gnostischen Trance, und die der Gedankenstille schloß jede äußere sprachlich Wahrnehmung aus. Ommo und Jobab verharrten gehorsam in ihrer unbequemen Stellung. Jax schien sie vergessen zu haben. Wie gebannt starrte er auf die unsichtbare Ätherspur am Boden.

Neben ihm schwebte ein krallenbewehrtes Wesen mit unscharfen Konturen in der Luft, eine dämonische Fratze als Gesicht, die fürchterlich und grauenerregend grinste.

Mißmutig blickte Jax zu dem Dämon empör. »Was gibt es da wieder zu lachen?« knurrte er.

Doch der Dämon beachtete ihn nicht und starrte über seine Schulter hinweg die beiden verkrampft -reglosen Gesellen an. Ihr Anblick schien ihn zu erheitern.

Aufmerksam geworden, wandte auch Jax den Blick zurück, sah Ommo und Jobab, grunzte und rief: »Entwarnung, ihr Trottel!«

Wiederum dauerte es nur eine Sekunde, da hatte sich die gnostische Trance verflüchtigt, und die beiden konnten sich wieder bewegen.

Ommo streckte sich ächzend, um sein müdes Kreuz wieder geschmeidig zu machen. Seit vier Stunden hatten sie keine Rast gemacht, und nun prallten die sengenden Sonnenstrahlen auf sie herab. Matt wischte er sich den Schweiß von der Stirn und blickte seinen Meister benommen an.

»Falscher Alarm«, murmelte Jobab wütend.

Obwohl er gute zehn Schritte von Jax entfernt stand, verstand dieser ihn besser, als es dem Gesellen lieb war.

»Möchte der Herr Gesell vielleicht«, schnarrte Jax mit gespielter Höflichkeit, »selbst die Leitung dieser Expedition übernehmen? Ist er doch«, der alte Magier legte den Kopf schräg auf die Schulter und schielte Jobab böse funkelnd an, »schon von Geburt an so gebildet, so weise und so erfahren, um sich ein derartiges Urteil anzumaßen.«

Jobab winkte müde ab. »Geschenkt«, knurrte er. Doch in seiner Stimme schwang unerbittlicher Zorn.

Ommo schüttelte den Kopf. »Ein starkes Stück«, brummte er und sah den Meister finster an. Jax nickte bedächtig. »Mag schon sein, mag schon sein.« Dann schnippte er mit den Fingern der rechten Hand, und der Dämon drehte sich, in der Luft schwebend, wieder mürrisch in Marschrichtung und setzte seinen Weg fort.

»Wahrscheinlich konnte Asmodel mal wieder nicht die Klappe halten«, brummte Jobab verstimmt. »Gedanklich, meine ich natürlich.«

Ommo nickte. Das war es. Ganz gewiß hatte der Dämon dem Befehl »Gedankenstille« nicht Folge geleistet. Wie hätte er auch? Dafür waren Dämonen nicht ausgebildet.

Aber es war wirklich ein starkes Stück von Jax, diesen Alarmbefehl dazu zu mißbrauchen, die Gedankentätigkeit seiner Umgebung einzuschränken, damit er sich besser konzentrieren konnte. Von einem Meister der Magie konnte man ja wohl schließlich erwarten, daß er auf derlei Hilfsmittel und Tricks - Schikanen, fügte Ommo in Gedanken hinzu - nicht angewiesen war, sondern seine Konzentration selbst in einer lärmenden Menschenmenge aus eigener Kraft bewahren konnte.

Wahrscheinlich war Jax nur mal wieder zu faul gewesen, sich ein wenig anzustrengen - und das, wie hätte es anders sein können, auf ihre Kosten! Mittlerweile dienten Ommo und Jobab schon seit sechs Jahren bei Jax - die ersten fünf Jahre als Zaubерlehrlinge, das letzte bereits im Gesellengrad.

Nicht, daß es zwischen diesen beiden Graden einen wirklichen, praktischen Unterschied gegeben hätte - der knurrige, alte Zauberer triezte seine Gesellen nach wie vor, als wären sie Leibeigene, und auch die Ausbildung machte kaum merkliche Fortschritte. Immerhin - manchmal merkten sie dann doch, daß sie etwas gelernt hatten, vor allem in Augenblicken der Gefahr wie gerade eben.

Jax hatte sich wieder in Bewegung gesetzt, dem Dämon folgend, der ihm als Fähr tensucher diente. Verdrossen rückten die beiden Gesellen ihr Gepäck zurecht und folgten ihm, schwitzend und leise fluchend.

Wenn diese Reise so weiterging, dann würden sie wirklich nichts zu lachen haben. Zu allem Überfluß wußten sie noch nicht einmal, wohin der Meister sie zu führen gedachte. Wenn es darum ging, Informationen weiterzugeben, war Jax außerordentlich mundfaul - ganz anders, als zu jenen Gelegenheiten, wenn er seine Schüler mal wieder zurechtstutzte, und das war recht häufig der Fall.

»Wenn man wenigstens wüßte, wohin es eigentlich geht«, brummte Jobab.

»Das würde auch nichts ändern«, meinte Ommo. »Ob auf Reisen, ob zu Hause - immer ist Tortur angesagt.«

Jobab nickte grimmig. »Das kann man wohl sagen. Manchmal frage ich mich, warum der alte Knurrhahn es eigentlich nötig hat, uns herumzuscheuchen, als wären wir die letzten Trottel.«

Inzwischen hatte Jax sein Tempo beschleunigt und ging ihnen schon an die dreißig Schritte voraus. Doch wieder mal hatte sein Gehör nicht versagt - man hätte eigentlich glauben können, daß er mit seiner Fähr tensuche viel zu sehr beschäftigt war, um auf das Gespräch des Gesellen zu achten, doch weit gefehlt: »Weil es Spaß macht, hähä!« rief er Schrill und lachte

so heftig, daß sein ganzer, hagerer Körper in Bewegung geriet und die beiden Gesellen schon meinten, seine Knochen klappern zu hören. »Und außerdem stärkt das die Glieder!« fügte er hämisch hinzu und warf ihnen dabei einen giftigen Blick zurück.

Ommo furchte verwundert die Stirn. »Die Glieder stärken?« murmelte er.

»Na, eure natürlich!« bellte Jax und legte noch einen weiteren Zahn zu. Bei diesem Marschtempo war es den beiden unmöglich, sich gleichzeitig zu unterhalten und mit dem unglaublich leichtfüßigen, alten Mann Schritt zu halten. Keuchend und stöhnend mühten sie sich, den Abstand zu ihrem Meister wenigstens zu halten. Das schwere Gepäck machte es ihnen unmöglich, Jax einzuholen.

So ging es weiter. Zum Glück war das Gelände flach, wenngleich der sandige Boden sich mit der steigenden Sonne immer mehr erhitze und alles daransetzte, die nur durch dünne Ledersohlen geschützten Fußsohlen der drei einsamen Wanderer zu braten.

Nach etwa einer Stunde kamen sie an einer kleinen Baumgruppe vorbei, die einen spärlichen, aber äußerst einladend wirkenden Schatten warf. Doch Jax schritt unbeirrt weiter, ja er würdigte die Bäume nicht eines einzigen Blickes.

»Warum machen wir denn nicht mal eine Pause?« rief Ommo seinem Meister zu.

Jax blieb abrupt stehen und drehte sich um. Er stemmte die Fäuste in die Hüften und legte mal wieder den Kopf schräg. Das war seine typische Standpaukenhaltung, und die beiden Gesellen blickten einander stumm und mit herabgezogenen Mundwinkeln an.

»Wer rastet, der rostet!« schnarrte Jax. »Eine alte Bauernregel, hähä! Wäre ja noch schöner, wenn sich die Herren Gesellen einen lauen Lenz machten und sich im Schatten herumsuhlen, anstatt zu arbeiten.«

»Meine Herren«, näselte er, »wo bleibt Ihr wertiges Pflichtgefühl?«

Jobab ballte die Fäuste, doch Ommo legte ihm beschwichtigend die Hand auf den Arm. »Jedes Lasttier muß auch einmal ausruhen dürfen, sonst bricht es zusammen.« Er sagte es mit lauter Stimme und blickte seinem Meister dabei offen ins Gesicht. »Das ist ebenfalls eine alte Bauernregel.«

Jax schüttelte mißmutig den Kopf. »Wer redet denn hier von Lasttieren?

Gesellen der Magie sollten eigentlich etwas mehr Durchhaltevermögen...«

»Ia, Ia!« machte Jobab plötzlich, einer Eingebung folgend, und es klang so herzerreißend lebensecht nach einem verzweifelte Esel, daß selbst Jax sich nicht mehr beherrschen konnte und laut loslachte.

»Also gut«, gab er schließlich nach. »Dann machen wir jetzt eine Viertelstunde Pause.«

Seufzend ließen sich die Gesellen nieder und rückten die Tücher zurecht, die ihre Köpfe vor den sengenden Sonnenstrahlen schützen sollten. Summend und quietschvergnügt kam Jax auf sie zu und kauerte sich vor ihnen zu Boden.

»Das ist noch gar nichts«, meinte er tröstend. »Es kommt alles noch viel schlimmer.«

Jobab verdrehte zornig die Augen. »Wer den Schaden hat...« murmelte er.

Doch Ommo hatte aufgehört. »Wieso kommt es noch schlimmer, Meister?« fragte er. Eine Weile wiegte Jax stumm den Kopf hin und her, dann sagte er schließlich: »Natürlich, ich habe es euch ja noch gar nicht gesagt. Wir reisen nämlich ins Reich der toten Götter.«

Ommo und Jobab starrten ihn fassungslos an. War das etwa ein mieser Witz?

Doch Jax' Miene ließ keinen Zweifel zu: Es war dem alten Meister ernst mit seiner Aussage. Der Zauberer grinste verschmitzt und meinte: »Kein Grund zur Panik. Was habt ihr schon zu verlieren? Ihr beschwert euch doch sonst

auch ständig über euer Sklavenleben, nicht wahr?« Selbstzufrieden und gehässig musterte er die beiden. »Dann wird es ja wohl nicht so schlimm sein, wenn eine gütige Mörderhand dem ein Ende setzt, nicht wahr?«

»Ausflug auf die Schlachtbank«, murmelte Jobab, doch es wirkte auch ein wenig verstört.

Das Reich der toten Götter, soviel wußten die beiden immerhin, war alles andere als ein beliebtes Ausflugsziel. Ommo schüttelte verwirrt den Kopf.

»Aber... aber... was wollt... Ihr dort, Meister?« stammelte er.
Jax zuckte mit den Schultern und ließ etwas Sand durch seine schmierigen Finger rieseln.
»Nichts Besonderes. Mich mal umschaun«, murmelte er.
»War noch nie da. Es soll dort einen Todeszauber geben, den ich gut gebrauchen kann.«
Jobab schüttelte fassungslos den Kopf. »Wahnsinn, absoluter Wahnsinn«, sagte er leise. Fragend blickte er Ommo an. Doch der wußte auch keine Antwort. »Kanonenfutter«, fuhr Jobab ebenso leise fort. »Schlachtvieh - das sind wir. Nicht mehr und nicht weniger. Ferien am Marterpfahl.«

II

Wie immer, wenn er ihnen etwas Scheußliches in Aussicht stellte, hatte Jax auch diesmal nicht übertrieben: Es kam tatsächlich nur noch schlimmer. Denn um die Stunde Neron gelangten sie in die Region der Nebelschleier.

Diese Zone galt allgemein als eines der gefährlichsten Gebiete Chaims. Wer unversehens in sie hineingeriet, verlor jede Orientierung und gelegentlich sogar, wenngleich meist nur für kurze Zeit, seine eigene Identität.

Das Schlimmste daran war, daß die Region der Nebelschleier keine festen, scharf umrissenen Grenzen besaß. Es gab Geographen Chaims, die sogar die Auffassung vertraten, daß die Region hin- und herwandere wie eine Art Wirbelsturm, die Magier, Zauberer und Hexen Chaims wiederum waren überwiegend der Meinung, daß es sich bei diesem Gebiet um einen Ort der Einweihung handele, der sich je nach den Fähigkeiten und Eigenarten des Einzuweihenden beliebig ausdehnen und zusammenziehen konnte.

Die gewöhnlichen Bewohner Chaims dagegen hielten dieses Gebiet für eine dampfende Moor- und Sumpflandschaft und versuchten verständlicherweise stets, ihr möglichst aus dem Weg zu gehen. Man wußte also nichts Genaues.

Vielleicht hatten sogar alle Gruppen recht, denn die Berufsstände Chaims waren streng voneinander getrennt, und ihre Mitglieder verkehrten meistens nur unter sich, so daß man geradezu von verschiedenen Welten hätte sprechen können.

Inzwischen hatte Jax sein Tempo ein wenig verlangsamt und blieb abrupt stehen, als der Dämon Asmodel mitten in der Luft wie von einer unsichtbaren Wand zurückprallte. Hastig drehte sich das Dämonenwesen um und kam mit einem Ausdruck unbeschreiblichen Grauens auf dem häßlichen Gesicht zu ihnen zurückgeschossen.

»Ah - ah - ah - aber«, stammelte Asmodel, »w - w - w - was...«

Jax hob gebieterisch die Rechte und fauchte ihn an: »Ruhe!« Dann neigte er den Kopf leicht vor, wie um zu lauschen.

Insgeheim gönnte Ommo dem Dämon sein Mißgeschick. Als Hausgeist seines Meisters hatte er diesem oft dabei geholfen, die Gesellen bei ihren magischen Abenteuern und Reisen reinzulegen, ja ihnen sogar die tödlichsten Fallen zu stellen. Zum Glück endete die Dienstzeit Asmodels in wenigen Wochen - doch welchen Dämon Jax sich danach zulegen würde, das wußten allenfalls die Götter. Ommo schüttelte den Kopf. Die Götter? Ach ja, das Reich der toten Götter...

Doch es blieb keine Zeit zum Nachdenken. Jax murmelte: »Das wird die Region sein.« Dann bedeutete er ihnen, ihm zu folgen, und schritt unverdrossen weiter.

Jobab blickte Ommo fragend an, doch der zuckte nur mit den Schultern - aua!

Mit einem Steinhaufen im Rucksack war das gar keine gute Idee und folgte wortlos seinem Meister.

Jobab schnitt eine Grimasse und tat das gleiche. Asmodel zögerte, doch als er sah, daß die anderen ihn zurücklassen würden, beeilte er sich, wieder in Jax' Nähe zu kommen. Offenbar fühlte er sich dort am sichersten.

»Hast du eine Ahnung!« knurrte Jobab schadenfroh. Immerhin waren die beiden nicht die einzigen, die von ihrem Meister malträtiert wurden. Wenn es irgendein noch schlimmeres Leben geben mochte, als das des Zauberlehrlings und -gesellen bei Jax, so war es mit Sicherheit das des Hausgeistes.

Jax hatte beide Arme ausgestreckt und ruderte in der Luft, als wollte er eine Windmühle imitieren.

War der Meister etwa schon verwirrt? Wieder blickten Ommo und Jobab einander fragend an, doch da. Mit einem Mal wurde es ihnen grau vor Augen:

Dichte Nebelschwaden umhüllten sie für kurze Zeit, gleißten kurz auf, wie von der grellen Sonne durchspiegelt, um schließlich davonzudampfen und heftige Verwirrung zurückzulassen.

Ommo wußte plötzlich nicht mehr, wo links und rechts war... war die Gestalt vor ihm etwa... wie hieß er doch noch gleich? Irgendjemand... er zermartete sein Gehirn... Ommo... wer war das, Ommo? War er etwa... die graue, unscharfe Gestalt da vorne... da war doch hoch etwas... graue Gestalt?...

Flügelflattern... Flügel?... Dämon?... Nebel?... Was war nur los?... Ommo ... Jobab... war er etwa Jobab? War er etwa... Zauberer... Magier... jetzt hatte er es! Oder doch nicht?... Jax... Ommo... Jobab... Asmodel... Nebelschleier... Gefahr... Verlust... wo...?

Jobab erging es nicht besser: Ein gleißendes Gelb blendete ihn, und plötzlich fühlte er sich, als würde er das Bewußtsein verlieren - doch nie ganz, nie völlig.

Unschärfe Konturen, die plötzlich scharf wurden - scharfe Konturen, die plötzlich unscharf wurden - alles löste sich um die Gesellen und ihren Meister herum auf, bildete sich aufs neue, entstand und verging, stieg empor und sank in die Tiefe, wirbelte, strudelte, jagte in sämtliche Richtungen zugleich herbei, verlor Gestalt, gewann an Form, wuchs und schrumpfte, starb und wurde neu geboren, verdeckte und enthüllte.

So tasteten die drei Gestalten - denn der Dämon Asmodel war schon längst verschwunden - durch den Nebel, durch den Schleier, durch die Betörung der Sinne und des Geistes, wagten sich zaghaft vorwärts, sofern es noch ein Vorwärts gab - zögerten, hielten inne, setzten einen Fuß vor den anderen - oder war es hinter den anderen? -, schritten vor, wichen zurück, folgten in ihren Bewegungen den tanzenden, wirbelnden, kreiselnden Schwaden. Diese begannen in allen Farben zu schillern, formten sich zu Fratzen, die an Scheußlichkeit ihresgleichen suchten, legten sich wie Weihrauchdünste über das gesamte Land, betörten ihre Sinne, ließen einen pferdeköpfigen Gott entstehen, der die Rechte hob, mit einem Speer bewaffnet, um schließlich zu einer schönen Frau zu werden, mit Pfeil und Bogen bewehrt, die Jagd auf ein davonhuschendes Reh machte. Jobab wußte nicht, wer er war. Und Jax?

Der alte Zauberer war verschwunden. War er das wirklich? Oder lauerte er hinter den Fratzen, hinter den Götzenbildern aus Nebel und Dunst, spann er auch hier wieder seine Schicksalsfäden, legte er Fallen aus, die zu überwinden Einweihung bedeutete?

Jobab schüttelte den Kopf. Oder war es Ommo? Ein Geselle erblickte den anderen. Ommo schüttelte den Kopf. Oder war es Jobab? Plötzlich nahmen die Dinge wieder feste Gestalt an, die Konturen verschärften sich und alles wurde deutlich.

Und zwischen Ommo und Jobab, beide voneinander trennend, stand der alte, hagere Zauberer und starrte mit stechendem Blick zu der Nebelwand hinüber, die sie offensichtlich durchstoßen hätten. Oder hatte der Dunst sie einfach nur zurückgeworfen? Müde und matt wischten sich die beiden Gesellen die letzten Nebeltropfen aus den Augen. Was tat der Meister dort?

Jax hielt einen magischen Stab empor, ein kaum ellenlanges, schwarzes Stück Holz, so dünn

wie ein kleiner Finger, doch reich geschnitzt, mit einem gehörnten Götzenkopf. »B' yat! Dygon! Zagun!« brüllte der alte Zauberer mit aller Gewalt.

Plötzlich erschien aus dem wabernden, undurchsichtigen, weißen Nichts ein mannsgroßer Strudel, wie ein Wirbelwind jagte er auf sie zu - und hielt vor dem Zauberer kreiselnd inne. Es war eine Dampfsäule von etwa vier Ellen Durchmesser, und auf diese richtete der Magier nun seinen Stab.

»Colopatiron! Zeffar! Sabill!« intonierte der alte Meister. »Zu mir! Zu mir!«

Staunend sahen die Gesellen, wie sich der Strudel formte, ja wie er sich geradezu wand und sich sträubte, feste Gestalt anzunehmen, und so erwuchs aus der strudelnden Säule zu ihrer Verblüffung - Asmodel!

Jobab lachte laut auf. »Schau dir den mal an!« prustete er.

Auch Ommo mußte grinsen. Der sonst so freche Dämon wirkte äußerst verdutzt. Offenbar hatte er es nicht geschafft, die Region der Nebelschleier aus eigener Kraft zu durchstoßen, und so hatte ihn sein Herr und Meister Jax einmal mehr herbeizitiert. Eine solche Situation war immer sehr gefährlich, denn eigentlich war es Dämonen nicht gegeben, dem menschlichen Auge in sichtbarer Gestalt zu erscheinen. Dies taten sie nur, wenn es einem Zauberer gelang, die Ätherkräfte, denen sie Untertan waren, zu formen und zu bilden. Ein Akt des äußersten magischen Willens, der schon manchen unvorsichtigen Zauberer den Verstand, wenn nicht sogar das Leben gekostet hatte.

»He - He - Herr!« stammelte der Dämon verwirrt. »W - w - was habt Ihr g- ge- getan?« Und er schüttelte verwirrt sein häßliches Haupt.

»Schon gut«, knurrte Jax. »An die Arbeit!«

Ommo feixte. Das sah dem alten Sklaventreiber wieder ähnlich - kaum hatten sie eine Gefahr gebannt, schon mußte er seiner Umwelt das Leben erneut zur Hölle machen. Zur Hölle? Ommo fröstelte. Das Erlebnis in der Region der Nebelschleier war kein Zuckerschlecken gewesen. So ungefähr mußte die Hölle aussehen: Eine völlige Orientierungslosigkeit, ein Vernebeln aller Sinne, der Verlust der eigenen Identität...

Schauernd begriff er erst jetzt, was er durchgemacht hatte. Er konnte nicht erklären, wie es ihm und auch Jobab gelungen sein mochte, die Nebelschleier sicher zu durchqueren. Er war sich nur sicher, daß es auf ganz unbestimmte, ihm völlig unverständliche Art mit seinem Gesellengrad zu tun haben mußte.

Doch was genau? Er schüttelte seinen Kopf. Er konnte froh sein, daß er noch am Leben war - und daß auch sein Blutsbruder noch lebte.

Jobab blickte nachdenklich drein. »Das war aber sehr knapp«, murmelte er.

»Um ein Haar...«

Doch er kam nicht mehr dazu, seinen Gedanken gänzlich auszusprechen, denn nun hob Jax erneut seinen Stab und stürzte auf die Gesellen zu. »Wollt ihr euch wohl endlich auf den Weg machen, faules Pack!« schnauzte der Meister sie an. »Wir haben keine Zeit zu verlieren. Es wird schon dunkel.«

Jobab blickte zum Himmel empor. Der Meister hatte recht, die Nacht war angebrochen. Lange würden sie nicht mehr ungefährdet gehen können.

Ungefährdet? Achselzuckend setzte er sich in Bewegung. Nichts in Chaim war wirklich ungefährlich. Das lernten sie beide jeden Tag aufs neue.

III

Frierend erwachte Ommo kurz vor Sonnenaufgang. Die Nacht war äußerst kalt gewesen, und das Lagerfeuer war schon längst verloschen. Neben ihm schlief Jobab, und sein Gesicht wirkte merkwürdig verzerrt, wie von Angst.

Ob er unter einem Albtraum litt?

Doch Ommo beschloß, seinen Blutsbruder nicht zu wecken. Auf einer solchen magischen Reise war jede Minute Schlaf unverzichtbar. Etwas weiter entfernt von den beiden, ein gutes Stück näher an der mittlerweile nur noch rauchenden Asche des Feuers, schnarchte Jax vor sich hin. Neben ihm hockte auf einem Stein, mürrisch und in sich eingesunken, Asmodel. Der Dämon schlief nie. Ommo erinnerte sich daran, was Jax einmal gesagt hatte:

»Dämonen sind keine Penner - im Gegensatz zu Zauberlehrlingen!« Dann war der Meister selbstzufrieden davon gestapft.

Eine äußerst doppelsinnige Belehrung! Ommo stand auf und reckte sich.

Seine Knochen fühlten sich regelrecht feucht an. Kurz nachdem sie die Region der Nebelschleier durchstoßen hatten, hatte Jax Rast befohlen. Das war auch nötig gewesen - nach den ganzen Anstrengungen der Reise (mit Wut dachte Ommo an die Wackersteine in seinem Gepäck - wirklich eine Frechheit von dem alten Meister!) hatte sich die Erschöpfung rasch ihrer bemächtigt. Auch Jax - Ommo mußte mit Genugtuung daran denken - war zum Schluß nicht mehr der Frischeste gewesen.

Und so hatten sie ganz in der Nähe der Nebelzone ihr Lager aufgeschlagen, selbstverständlich nicht ohne vorher einen Abwehrzauber zu machen.

Danach hatte Ommo geschlafen wie ein Stein.

Langsam schritt er zu Asmodel hinüber, in dem unmöglichen Versuch, gleichzeitig möglichst leise aufzutreten, um seinen Blutsbruder Jobab nicht zu wecken, andererseits aber laut genug, um seinen verhaßten Meister aus dem Schlaf zu reißen. Beides mißlang ihm: Hinter ihm hob Jobab plötzlich den Kopf, blickte ihm nach und murmelte: »Morgen.«

Jax hingegen schnarchte selig weiter. Als Asmodel Ommo kommen sah, blickte er ihn finster an.

Ommo begriff, daß der Dämon seine Verwirrung immer noch nicht überwunden hatte. Dämonen waren oft sehr gerissene, noch häufiger aber recht dumme Geschöpfe, die zwar von ihrem Fach einiges verstehen mochten, neuen Erfahrungen gegenüber jedoch alles andere als aufgeschlossen waren.

Asmodel bildete in diesem Punkt insofern eine Ausnahme, als er doch neugierig genug gewesen war, um die Reise aus freien Stücken anzutreten.

Doch das Erlebnis in der Region der Nebelschleier war offensichtlich eine Nummer zu groß für ihn gewesen.

Ommo hatte kein Mitleid mit dem Dämon. Immerhin hatte ihm dieses Wesen oft übel mitgespielt, und außerdem waren Dämonen nicht gerade Geschöpfe, die Mitleid erregten. Da Asmodel aber andererseits auch wohl oder übel ihr Reisegefährte war, verspürte Ommo das Bedürfnis, dem Dämon etwas Nettes zu sagen. Doch leider waren seinem frühmorgendlichen Einfallsreichtum gewisse Grenzen gesetzt, und so sagte er nur: »Ganz schön kalt, wie?«

Asmodel blickte ihn finster an. »Du weißt genau, daß mir das nichts ausmacht. Also rede nicht so ein blödes Zeug!«

»Also hör mal!« protestierte Ommo empört. »Man wird doch wohl mal...« Da - nun hatte er es geschafft! Knurrend fuhr Jax in die Höhe und schrie: »Was ist das hier schon wieder für ein Lärm?«

Jobab inzwischen offensichtlich vollends erwacht, lachte laut. »Bravo, Blutsbruder!« rief er. »Ein guter Magier rastet nicht, und rosten tut er noch weniger!« Er feixte und erhob sich.

Ommo war von seinem eigenen Erfolg nicht ganz so entzückt. Nun war Jax noch mieser ge-
launt als sonst, und das verhiess nichts Gutes für diesen Reisetag. Also verneigte der Geselle
sich lieber vor seinem Meister und fragte:

»Wünscht Ihr Euer Frühstück, Meister?«

Jax verengte die Augen zu Schlitzen und warf Jobab einen drohenden Blick zu. Dann drehte
er den Kopf zu Ommo und meinte: »Eine äußerst plumpe Ablenkung, werter Gesell. Am
liebsten würde ich dich durch die Nebelwand jagen! Du Taugenichts!«

Mit einer einzigen, geschmeidigen Bewegung sprang der Zauberer auf die Beine und ver-
kündete: »Kein Frühstück heute! Wir machen uns sofort auf den Weg!«

Jobab traute seinen Ohren nicht. »Das darf doch wohl nicht wahr sein!«

Asmodel feixte. Immer, wenn es zwischen dem Zauberer und seinen Gesellen

Ärger gab, fühlte er sich wohl. So waren Dämonen eben, dachte Ommo und schlurfte nieder-
geschlagen zu seinem riesigen Bündel.

»Den Grünschnäbeln werde ich es schon noch zeigen«, murrte Jax vor sich hin. Hätte Ommo
an dergleichen geglaubt, er hätte wohl kleine Blitze wahrgenommen, die unter den buschigen
Augenbrauen des alten Meisters hervorschossen und die Luft versengten.

Ächzend nahmen die beiden Gesellen wieder ihr Gepäck auf. Es hatte keinen Zweck, Jax'
Entscheidung anzufechten - was der Meister befahl, das war Gesetz. Und so machten sie sich
wieder auf den Weg.

Die Gegend war leicht hügelig, aber immer noch so karg wie vor der Region der Nebel-
schleier. Am Himmel tobte sich die Sonne nach Herzenslust aus, und die beiden Gesellen
mußten damit beginnen, mit ihren Wasservorräten zu haushalten.

Schwitzend und fluchend stapften sie hinter ihrem Meister her, der die Expedition in alter
Formation wieder in Gang gesetzt hatte: Allen voran der Dämon Asmodel als Fährtensucher,
dann der alte Magier, den Blick streng auf den Boden geheftet, um die dort befindlichen Ä-
therspuren, von denen er oft redete, ohne daß die Gesellen sie jemals zu Gesicht bekommen
hätten, genauestens zu verfolgen, dahinter Ommo, schwer an seinem Steingepäck tragend,
und am Schluß der Kolonne wiederum Jobab, der seinen Meister am liebsten in die Hölle
gewünscht hätte.

Aber in welche Hölle hätte er ihn schicken können? Mürrisch dachte er, daß es wohl kaum
schlimmer kommen könne als jetzt. Doch in ihm nagte gleichfalls der Zweifel: Bisher hatte
es Jax jedesmal vermocht, selbst die allerschlimmsten Situationen durch noch schlimmere zu
übertrumpfen.

Finster biß er sich auf die Unterlippe und stampfte mit schmerzenden Fußsohlen hinter den
anderen her.

Merkwürdig! Was war denn das für ein roter Fleck dort drüben. Und wieso reagierten weder
Asmodel noch Jax oder Ommo darauf? Ganz weit vorne rechts - das mußten sie doch sehen!
Doch die anderen schritten unbeirrt weiter.

»He, Ommo!« rief Jobab seinem Blutsbruder zu. »Was ist denn das für ein roter Punkt dort
rechts?«

Ommo drehte mühsam den Kopf und blickte ihn nur fragend an.

»Dort!« rief Jobab und zeigte mit dem Finger auf die bewußte Stelle. »Siehst du ihn denn
nicht?«

Ommo spähte in die angezeigte Richtung und schüttelte den Kopf. »Nein, ich kann nichts
erkennen«, bemerkte er. »Was soll denn dort sein?«

Hm. Das war aber merkwürdig, das war wirklich sehr merkwürdig! »Meister!« rief Jobab.
»Seht Ihr dort vorne rechts den roten Fleck - nein, es ist kein Fleck, es scheint ein Mann zu
sein!«

Jax blieb stehen und drehte sich zu Jobab um. »Der Herr Gesell haben wohl Fieber?« fragte
er spöttisch.

Jobab war beleidigt. »Keineswegs, Meister«, sagte er in schneidendem Tonfall. »Aber da es nun mal meine leidige Pflicht ist, Euch auf mögliche Gefahren aufmerksam zu machen, so ich sie bemerke...«

Jax winkte unwirsch ab. »Schon gut«, murmelte er. Dann blickte auch er in die angezeigte Richtung. »Nein, nichts zu sehen.«

Ja, war das denn möglich? »Ein roter Mann!« beharrte Jobab. »Ist doch ganz deutlich zu sehen! Er winkt uns ja sogar zu!«

Nun starrten alle, auch Asmodel, zu der Stelle hinüber, die Jobab meinte.

Dicht neben einem kleinen Strauch erblickt er den roten Mann, eine ziemlich kleine Gestalt, stämmig und muskulös, keine zweihundert Schritt entfernt.

Der Mann winkte und fuchtelte merkwürdig, so daß Jobab sich schon überlegte, ob er vielleicht verrückt war. Das wäre ja auch kein Wunder gewesen, bei dieser sengenden Sonne...

»Meinst du einen ziemlich kleinen, stämmigen Mann mit dicken Muskeln?« fragte Ommo plötzlich.

Jobab nickte eifrig. »Ja, ganz genau. Und knallrot, ganz merkwürdig!«

Ommo schüttelte den Kopf. »Einen Mann sehe ich auch aber rot ist er nicht.«

Er verengte die Augen, um besser sehen zu können. »Er ist sogar ausgesprochen schwarz, würde ich sagen.«

Jax machte eine wegwerfende Gebärde. »Alles Unfug!« krächzte er. »Weiß ist er, so weiß wie meine Seele.«

»Das meine ich ja gerade!« entfuhr es Ommo, doch als er Jax' giftigen Blick sah, machte er lieber wieder einen Rückzieher. »Ihr seht ihn weiß, Meister?«

Jax nickte langsam. »Ein kleiner, gedrungener Mann, sehr stämmig und muskulös«, bestätigte er. »Er winkt und fuchtel merkwürdig, aber er ist gleißend weiß.«

»Hm«, machte Jobab. »Bei mir ist er aber nach wie vor recht rot.« Da hatte er eine Idee. »Asmodel!« rief er. »Welche Farbe hat der Mann dort?«

Der Dämon warf ihm einen gekränkten, ja vernichtenden Blick zu. »Der Herr Gesell«, manchmal nahm er Jax' Ausdrucksweise an, »belieben wohl zu scherzen, wie? Da ist überhaupt kein Mann zu sehen, und das ist sicher!«

Beleidigt wandte er sich ab.

Jax nickte. »Aha«, murmelte er leise. Dann atmete er mit lautem Rasseln einmal tief durch und befahl den Gesellen: »Dann gehen wir mal auf ihn zu.

Mal sehen, wie er wirklich aussieht, hähä.«

Das Lachen klang alles andere als angenehm, meinte Ommo. Wenn hier eine Gefahr lauern sollte, und sie durch ihr Gepäck völlig unbeweglich waren...

»Sollen wir die Rucksäcke vorher ablegen?« fragte er seinen Meister.

Jax meckerte kurz auf. »Das wäre ja wohl noch schöner!«

Seufzend zogen Ommo und Jobab ihre magischen Stäbe aus dem Gürtel und hielten sie abwehrbereit in der Rechten, während sie mit der linken Hand

versuchten, das Gewicht ihrer Rucksäcke abzapfen. So schritten sie auf die Erscheinung zu. Asmodel gab sich immer noch beleidigt. Doch blieb er stehen - oder genauer, schweben - wo er war, und musterte das Schauspiel mit recht unbeteiligt wirkender Neugier.

Ommo konnte den Mann schon sehr genau erblicken - aber er war rötlich-schwarz! Was meinte Jobab nur? Ob er ihnen etwas Bestimmtes mitteilen wollte? War es vielleicht eine Art Geheimsprache, derer sich sein Bruder da befleißigte?

Jax knurrte: »Wenn der nicht weiß ist, dann bin ich eine alte Turtelhenne.«

Jobab mußte kichern. »Ich fürchte, Meister, dann müßt Ihr heute Abend wohl ein Ei legen.«

Die Sache war völlig eindeutig für ihn: Der Mann war immer noch so rot wie vorher!

Da keimte ein Verdacht in Ommo auf. »Und wenn er nun alles drei ist?« fragte er. »Es wäre ja immerhin möglich, daß wir ihn jeder auf verschiedene Weise sehen, oder?«

Obwohl die Frage scheinbar an seinen Blutsbruder Jobab gerichtet war, wollte er in Wirklichkeit doch von Jax die Antwort hören.

Der alte Zauberer blieb stehen und biß sich auf seine Unterlippe. »Hm«, machte er nachdenklich. »Tja, da könnte etwas dran sein.« Er musterte den Fremden eindringlich. »Aber das erspart es uns nicht, uns ihm zu nähern.«

Ommo nickte. Sein Meister hatte recht: Es wäre zwecklos gewesen, dem Mann jetzt auszuweichen. Wer konnte schon wissen, was er im Schilde führte? Und da war es sicherlich besser, mit ihm zunächst einmal zu sprechen - natürlich mit aller gebotenen Vorsicht und wohl-gewappnet.

Doch da ergriff der Mann von sich aus bereits das Wort. »Weichet zurück!« rief er ihnen zu. »Weichet zurück, kehret um!« Und er gestikulierte wild.

»Von wegen«, knurrte Jax. »Das wüßte ich aber!« Und er fuchtelte mit seinem magischen Stab vor dem Gesicht des Mannes herum.

»Ihr seid des Todes«, rief der Mann, »wenn ihr mir nicht gehorcht!«

»Gewiß, gewiß«, bemerkte Jax nickend. »Wer wäre nicht des Todes? Sterben müssen wir alle.« Plötzlich versteifte sich der alte Zauberer und fuhr den Fremden an: »Rede kein Blech! Was soll dieses Farbspektakel?«

Der Mann hörte auf zu gestikulieren und hob fragend die Augenbrauen. »Was meint Ihr damit?« fragte er in unschuldigem Tonfall.

Doch Jax glaubte ihm kein Wort. »Kamerad, wenn du glaubst, du könntest uns mit so einem billigen Trick hereinlegen, dann muß ich dich, fürchte ich«, nun begann der alte Zauberer zu säuseln - das war immer ein Zeichen dafür, daß er ganz besonders gefährlich wurde, »leider eines anderen belehren. Zum Beispiel hiermit!« Mit diesen Worten stach er mit dem Zauberstab nach dem Mann und ließ einen flammenden Stoß Magis hervorschießen.

Wie von einem Blitz getroffen (was er ja wohl auch irgendwie war, dachte Ommo) wich der Mann zurück. Entsetzt stammelte er: »A-...a-...aber ich habe doch...«

Jax nickte freundlich. »Selbstverständlich hast du doch«, säuselte er weiterhin. »Aber ja doch, mein Bester, aber ja doch!« Und unerbittlich hielt er seinen Zauberstab auf den Fremden gerichtet.

Der machte plötzlich eine merkwürdige Verwandlung durch: War sein Oberkörper in Ommos Augen bis vor kurzem noch pechschwarz gewesen, so erschien dieser ihm plötzlich rot. Und Jobab meinte verblüfft: Komisch, jetzt ist er zu einem Drittel schwarz.«

»Ja, bestätigte Jax, »er hat sich tatsächlich verändert. Nun sind seine Beine nicht mehr weiß, sondern rot.«

»Jetzt kann ich ihn auch sehen!« rief Asmodel ihnen von hinten her zu. Er kicherte. »Hihihi, ein quergestreifter Mann! Hähä! Nicht gerade eine Schönheit, wie? Rot, schwarz und weiß! Pah! Die sind doch schon lange aus der Mode!« Dämonen waren für ihre spitze Zunge bekannt.

Jax blickte auf den Mann und schüttelte den Kopf. »Mein Guter«, bemerkte er wie nebenbei, »wenn du dich nicht fügen willst, so mach dich gefälligt aus dem Staub - und zwar sofort!« donnerte er den Fremden an.

Der starrte die drei Zauberer und den Dämon nur entsetzt an und wich hastig zurück. Schließlich machte er kehrt und lief davon, so schnell ihn seine Füße trugen. Schließlich verschwand er am Horizont.

»Daß er nicht noch eine Furche im Boden hinterlassen hat, ist alles!« prustete Ommo fröhlich. »Hat der aber Fersengeld gegeben!«

Doch Jobab blieb ernst. »Wer war das?« fragte er den Meister.

Achselzuckend meinte Jax: »Irgend so ein Blödmann, der uns vom Pfad ablenken wollte.«

»Aber warum?« wollte Jobab wissen. »Was hat er für einen Grund?«

Doch Jax schnitt ihm das Wort ab. »Weiter! Weite!« drängte er. Inzwischen klang es nicht

mehr ganz so befehlend und knurrig wie sonst. »Wir haben keine Zeit zu verlieren - glaubt mir doch!«

Und er stapfte davon. Der letzte Satz beeindruckte Ommo und Jobab stärker als jede Standpauke, die ihnen ihr Meister jemals gehalten hatte: Es war etwas Flehendes, ja geradezu Verzweifeltes in Jax' Stimme gewesen. Was war nur los?

IV

Jax weigerte sich standhaft, die Fragen seiner Gesellen zu beantworten. Zu gern hätten sie gewußt, mit wem sie es soeben zu tun gehabt hatten. Aber es war offensichtlich, daß der Meister Gefahr witterte, und so überließen sie sich einmal mehr seiner Führung.

Asmodel hatte sich ihnen inzwischen wieder zögernd angeschlossen und schwebte nun (Ommo erschien es allerdings eher, als würde er mitten in der Luft herumtapsen) der Gruppe voran.

Nach etwa zweistündigem Marsch, es mußte um die Stunde Sadedalia sein, gelangten sie an eine weitere winzige Baumgruppe, die kühlenden Schatten spendete. Jobab und Ommo wagten kaum darauf zu hoffen, daß ihr Meister nun vielleicht eine kleine Rast befehlen würde - da geschah schon das Udenkbare: »Wir machen hier Halt!« raunzte der alte Jax.

Verblüfft setzten sie ihr Gepäck ab und legten sich in den Schatten.

»Herrlich«, brummte Jobab. »Daß ich das noch erleben durfte!«

»Ruhe!« schnauzte Jax ihn an. »Wenn ich sage Rast, so meine ich damit nicht Rost, hähähä!« Jobab seufzte. Dem Meister schien wohl auch kein neuer Kalauer mehr einzufallen. Doch er musterte den Magier aufmerksam. Was hatte Jax nun schon wieder vor? Sicherlich irgendeine Gemeinheit...

Doch er war angenehm überrascht, als Jax sich zu ihnen setzte und aus seiner Robe einen langen Pfeil hervorholte, ein schlankes, schwarzes Gebilde aus Ebenholz mit bläulich schimmernder Stahlspitze, die mit Widerhaken bewehrt war.

Als er die Federn sah, mit welchen das Pfeilende bestückt war, wurde Jobab noch aufmerksamer. Als angehender Kampfmagier interessierte er sich natürlich für Waffen aller Art.

»Ich muß euch wohl eine kleine Lektion erteilen?« knarzte Jax. »Da die Herren Lehrlinge - äh, ich meine natürlich Gesellen, pardon - ja ständig darauf bestehen, etwas zu lernen...ja«, er schielte sie mit falscher Freundlichkeit lächelnd an, »da ihrer Wißbegierde ja keine Grenzen gesetzt sind, halte ich es nun für an der Zeit...«

Jobab gähnte. »Meister, inzwischen haben wir gelernt, daß Ihr es liebt, Euch möglichst mit vielen Umschweifen auszudrücken«, knurrte er. »Doch, mit Verlaub, dergleichen ist nicht nötig.« Er hob die Augenbrauen und sah Jax fragend an.

Auch Ommo war neugierig geworden und musterte interessiert den Pfeil.

»Wozu dient der?« fragte er mit entwaffnender Offenheit.

Jax wirkte ein wenig verdutzt, fing sich aber sofort wieder und setzte in seinem schnarrenden, belehrenden Tonfall fort: »Die Reise ist viel gefährlicher, als ich dachte. Deshalb wünsche ich, daß ihr die Kunst des Pfeils erlernt. Und zwar sofort!« Finster blickte er die Gesellen an.

Jobab nickte bedächtig. »Mir fällt auf, Meister«, sagte er, »daß Ihr nicht vom Bogenschießen als Kunst spricht, sondern vom Pfeil. Wie ist das zu verstehen?«

Jax' Miene hellte sich ein wenig auf. Anscheinend freute ihn die intelligente Frage seines Schülers. »Gut beobachtet, Gesell«, meinte er. »Ja, ich sprach tatsächlich nicht vom Bogenschießen. Und warum nicht?« Er blickte Ommo fragend an.

Den traf die Frage völlig überraschend, und so wußte er nur zu stammeln:

»Ich... äh, weiß nicht, ich... äh ..L.«

Jax nickte befriedigt. »Das habe ich mir gedacht.« Mit wichtig-tuerischer Miene zeigte er ihnen den schwarzen Pfeil von allen Seiten. »Vor dem Bogenschießen kommt erst einmal die Auseinandersetzung mit der eigentlichen Waffe. Und welche Waffe ist das?«

»Der Pfeil, denke ich doch?« erwiderte Ommo, der seine Scharte wieder auswetzen wollte.

Jobab schüttelte den Kopf. »Das wäre wohl zu vordergründig«, meinte er vorsichtig. Wenn Ihr schon diese Frage in dieser Form stellt, Meister, so meint Ihr wahrscheinlich etwas anderes.« Er legte die Stirn in Falten und dachte nach, während Jax ihm anerkennend zunickte.

»Hm«, machte Jobab schließlich, »Die eigentlich Waffe des Magiers ist sein Wille.« »Und seine Konzentration!« pflichtete Ommo ihm bei.

Jax nickte erneut. »Ganz genau. Und welche magische Waffe symbolisiert den Willen des Zauberers?« fragte er.

»Eigentlich der Dolch«, meinte Ommo zögernd. »Aber im Prinzip...« »...im Prinzip«, stellte Jobab den Gedankengang seines Blutsbruders fort, »im Prinzip symbolisiert natürlich jede Waffe den Willen des Magiers. Immerhin wird sie von diesem geladen.«

»Ja«, stimmte Jax ihm zu. »Damit können wir wohl feststellen, daß es verschiedenen Ausdrucksformen des magischen Willens gibt. Und welche mag nun der Pfeil symbolisieren?«

»Mit Sicherheit den schnellen Willen«, warf Ommo ein.

Jax legte den Kopf schräg. Er sah nicht unerfreut aus - ein äußerst seltener Anblick! »Und was bedeutet das?« wollte er wissen.

»Der schnelle Wille...«, wiederholte Ommo nachdenklich. »Wie soll ich das ausdrücken? Ich meine damit einen Willen, der möglichst schnell ans Ziel will.«

»Hm, nicht schlecht«, brummte Jax. »Aber was braucht denn dieser Wille, um sein Ziel zu erreichen? Mit dem reinen Wünschen ist es schließlich nicht getan.«

»Zielgenauigkeit, Treffsicherheit«, bemerkte Jobab. »Und natürlich auch... ja, das Können, die Kunst, den Pfeil ins Ziel zu lenken.« Jax nickte. Nun wirkte er wirklich zufrieden. »Sehr gut! Wirklich, sehr gut!« Doch als er die erfreuten Mienen seiner Gesellen erblickte, winkte er schon wieder unwirsch ab. »Kein Grund, sich etwas darauf einzubilden und sich auf seinen Lorbeeren auszuruhen.«

Ommo seufzte. Warum war dieser Meister nur mit seinem Lob immer so geizig? »Um ein Ziel zu treffen, muß natürlich erst eine Verbindung zwischen Schützen und Ziel hergestellt sein«, bemerkte er. »Das kann durch den reinen Blick geschehen, aber...« Er zögerte wieder. »Ja?« fragte Jax interessiert. »Aber - was?« »...aber das genügt in der Regel wohl kaum«, meinte Ommo. »Genau«, warf Jobab ein. »Denn sobald sich das Ziel bewegt, ist das Auge für sich beschäftigt und kann den Pfeil nicht ebenso schnell lenken.« »Das stimmt nicht ganz«, wandte Jax ein. »Das ist nur eine Frage der Schnelligkeit. Aber im Prinzip habt ihr schon recht: Es ist viel besser, wenn Schütze und Ziel eins sind, dann kann sich der Pfeil nämlich nicht verirren.« »Aber dann trifft man sich doch im Prinzip nur selbst!« wandte Ommo ein. Jax klatschte in die Hände, ohne jedoch den Pfeil dabei loszulassen. »Wunderbar! Ausgezeichnet! Ich sag' s ja immer, daß die Einöde und die Strapaze den Geist beflügeln...«

Oh! Dieser Meinung war Ommo aber gar nicht! Kein Wunder, daß der alte Knauser in seiner schäbigen Schilfrohrhütte im äußersten Süden Chaims hauste, dort, wo sich nicht einmal die Schakale und die Hyänen mehr gute Nacht sagten, aus Furcht, sie könnten dabei vor Lange-weile umkippen.« »So, meine Herrn Gesellen«, schnarrte Jax und setzte wieder eine wichtig-tuerische Miene auf. »Jetzt kommt ein Wissen, das wirklich nur dem Gesellengrad vorbehalten ist. Das Wissen nämlich, daß Schütze und Ziel immer eins sind, ob sie es nun wissen mögen oder nicht.« Darüber dachten die beiden Gesellen sorgfältig nach. Es kam nicht häufig vor, daß Jax so feierlich und wirklich ernstgemeint zu ihnen sprach. Ob der alte Gauner wohl wieder irgend etwas im Schilde führte? Doch darauf kam es jetzt nicht an. Die bevorstehende

Aufgabe, sich nämlich mit dem magischen Pfeil auseinanderzusetzen, fesselte ihre ganze Aufmerksamkeit. Und einmal mehr umgarnte sie der Meisterzauberer Chaims mit seinem unendlichen, großen Wissen.

»Wenn alles eins ist, so ist nichts vom anderen verschieden«, sagte Jax. »Aber ich bitte doch das Wort wenn dabei zu beachten! Man kann es nämlich auch ganz anders sehen...«

»Ja, und wird dann ein miserabler Schütze werden«, meinte Jobab abwertend.

Jax nickte bedächtig. »Das kann vorkommen.« Er musterte eindringlich seinen Pfeil. »So weit, so gut. Doch obwohl Schütze und Ziel eins sein mögen, sind sie in der Regel nicht eins mit dem Raum, der sie voneinander trennt. Und diesen Raum überwindet der Pfeil. In diesem Sinne ist der Pfeil also ein geflügelter Wille, ein Geschoß des eigenen Selbst, wenn ihr versteht, was ich meine.« Fragend blickte er Ommo und Jobab an.

Die beiden Gesellen schwiegen und meditierten über das Gesagte. Das war gar nicht so leicht zu erfassen - aber das war ja in der Magie sowieso meistens der Fall. Wahrscheinlich würden sie erst nach einigen Jahren die volle Tragweite dieser Worte begreifen. Bis dahin galt es, sich einigermaßen zu behelfen.

Und so sagte Jobab: »Dann muß ich den Pfeil also wohl lieben?« »Ja, in gewissem Sinne schon«, bemerkte Jax. »So wie jeder gute Jäger seine Waffe liebt. Und wer seinen Pfeil wirklich liebt«, fügte er in mahnendem Ton hinzu, »der wird ihn nur dann abschießen, wenn es gilt, Leben zu retten.«

»Aber das ist doch widersprüchlich!« protestierte Ommo. »Schließlich soll der Pfeil doch töten! Bei der Jagd zum Beispiel!«

»Bei der Jagd tötest du auch nur, um Leben zu retten - nämlich dein eigenes, weil du nämlich sonst verhungern würdest!« knurrte Jax ihn an. »Jede Sache hat eben zwei Seiten, und das sollet ihr euch gefälligst in dicken Lettern hinter die Ohren schreiben!«

Jobab nickte zustimmend. »Das leuchtet mit ein, Meister«, meinte er. Es bedarf also einer gewissen Ehrfurcht...«

»Mögen alle Dinge glücklich sein«, wiederholte Ommo murmelnd jenen ersten Satz, über den zu meditieren Jax ihnen zu Anfang ihrer Lehrzeit befohlen hatte.

»Richtig, nicht nur Wesen, sondern auch Dinge«, sagte Jax. »Denn erst dadurch bekommen sie eine Seele - oder bemerken wir ihre Seele, wie man es sehen möchte.«

»Und was heißt das nun für uns und diesen Pfeil?« wollte Jobab wissen. Er war kein Mensch der Theorie, ihn drängte es stets zur Praxis.

Kopfschüttelnd meinte Jax: »Eigentlich müßtet ihr das schon wissen. Aber da wir hier nicht viel Zeit haben, sage ich es euch. Ich werde euch etwas überreichen.« Er griff in seine Robe und holte zum Erstaunen der beiden Gesellen zwei weitere Pfeile hervor, einen roten und einen weißen. Abgesehen von ihrer unterschiedlichen Farbe, sahen sie genauso aus wie der schwarze Pfeil, über den sie gesprochen hatten.

Wo konnte der Magier in seiner Robe bloß diese gefährlichen Widerhaken sicher verstauen? fragte sich Ommo verwundert. Doch dann wischte er den Gedanken unwirsch fort. Jetzt gab es Wichtigeres.

»Der weiße ist der Pfeil der Heilung«, erklärte Jax. »Der rote ist der Pfeil des Zorns. Welchen willst du haben?« fragte er, an Jobab gewandt.

»Den roten!« erwiderte Jobab sofort, ohne nachzudenken. Jax nickte. »Dann bekommst du den weißen.« Als er Jobabs verdutztes Gesicht erblickte, lachte er schallend. »Mein Lieber, jeder Anfänger der Magie begeht einen entscheidenden Fehler: Er konzentriert sich zu sehr auf das, was er kann, und verstärkt damit ein bereits bestehendes Ungleichgewicht noch weiter.

Das kann ihn später einmal Kopf und Kragen kosten. Natürlich willst du den Pfeil des Zorns besitzen, weil du selbst ein aufbrausender, kämpferischer Mensch bist. Um so wichtiger ist es eben für dich, auch den Pfeil der Heilung beherrschen zu lernen.

»Wer weiß«, der alte Mann legte den Kopf auf seine rechte Schulter, schielte Jobab mit halbgeschlossenen Augenlidern an und grinste unverschämt, »wer weiß, vielleicht wirst du eines Tages des roten Pfeils würdig sein. Da, nimm!«

Und er reichte Jobab den weißen Pfeil.

»Hm«, machte Ommo. Der Gedanke, den Pfeil des Zorns besitzen zu sollen, war ihm gar nicht behaglich.

»Eben, eben«, meinte Jax, der offensichtlich seine Gedanken einmal mehr gelesen hatte. »Gerade weil dir dieser rote Pfeil nicht so gefällt, mußt du lernen, mit ihm umzugehen - denn sonst beherrscht er dich!« Und es war etwas Drohendes in Jax Stimme.

Ommo stieß einen Seufzer aus. Das wäre ja auch wirklich zu schön gewesen, um wahr zu sein, wenn ihm der Meister wenigstens einmal etwas überreicht hätte, was er wirklich wollte. Doch er nahm den Pfeil sorgsam entgegen und wog ihn bedächtig in beiden Händen.

»So«, machte Jax. »Nun verstaubt die Pfeile sorgfältig. Den Rest lernt ihr dann im Laufe der Jahre von alleine. Sie werden es euch im Traum und im Schlaf beibringen. Und da ihr ohnehin ständig Traumtänzer seid, hähä«, der alte Magier keckerte wieder schrill und hämisch, »Habt ihr ja jede Menge Gelegenheit dazu, euch mit dem Wesen und der Kunst des Pfeils vertraut zu machen. Und jetzt geht' s weiter.«

Abrupt stand er auf und machte sich wieder auf den Weg.

*

»Ach, Meister«, rief Jobab ihm nach. »Würdet Ihr mir vielleicht noch eine Frage beantworten?«

Das Sprechen fiel ihm schwer, weil Jax wieder einen ordentlichen Zahn zugelegt hatte und er schon wieder außer Puste war.

Ohne sich umzudrehen, knurrte der alte Zauberer: »Wahrscheinlich nicht .

Welche denn?«

»Ich wüßte doch zu gerne, wozu der schwarze Pfeil ist?«

Jax lachte lautlos, daß sein hageres Gerippe nur so bebte. »Das kann ich mir denken!« schnarrte er. Immerhin klang es nicht sonderlich böse oder mißmutig. Das war ja auch schon etwas wert, dachte Ommo.

Doch der alte Magier antwortete nicht, und so wiederholte Jobab schließlich ungeduldig seine Frage.

»Hm«, machte Jax, »warum sollte ich es dir auch nicht sagen? Der schwarze Pfeil ist der Pfeil der Bedrohung und des Todes. Genügt das dem Herrn Gesell?«

Nun war Jobab zwar nicht sonderlich viel klüger als zuvor, doch er begnügte sich mit dieser kargen Antwort. Auch Ommo war froh, daß sich seine Befürchtungen, Jax' üble Laune betreffend, bisher nicht in vollem Ausmaß bewahrheitet hatten. Doch das konnte ja immer noch kommen.

Mit der Zeit wurde die Gegend hügeliger, ja geradezu gebirgiger, was dem Auge zwar mehr Abwechslung bot, das Gehen aber noch beschwerlicher machte. Ommo und Jobab hatten das Gefühl, als würde ihr Gepäck immer schwerer. Einmal ertappte Ommo sich dabei, wie er blitzschnell zurückschielte, um nachzusehen, ob ihm vielleicht irgendein Dämon klammheimlich noch weitere Wackersteine in den Rucksack packte. Aber die Steine schienen ganz von allein an Gewicht zu gewinnen. Ach, wie lange würde das nur noch weitergehen?

Jobab hatte eine Methode gefunden, die ihm die Schmerzen linderte und das Tragen erleichterte. Er zog sein Bewußtsein ein Stück in sich selbst zurück, so daß er in eine Art Halbtrance verfiel. In diesem Zustand bündelte er seine Gedanken und formte sie innerhalb des Körpers zu einem großen Muskelmann. Plötzlich war er selbst dieser kräftige Kerl- und die Last wur-

de immer leichter.

Ommo bemerkte, daß sein Blutsbruder plötzlich nicht mehr so stark schwitzte wie vorher, und so fragte er ihn: »Wie schaffst du das?«

Ein weitere Erläuterung war nicht nötig. Durch ihre jahrelange magische Ausbildung konnten die beiden Gesellen mühelos den telepathischen Kontakt herstellen. Meistens, jedenfalls... Diesmal klappte es, und so lehrte Jobab seinen Blutsbruder die Technik der Kraftgewinnung. Ommo setzte das Gelernte sofort um, und zu seinem eigenen Erstaunen bemerkte er, wie die Last tatsächlich an Gewicht verlor. Merkwürdig. Warum hatte Jax ihnen das nicht vorher gesagt? Wenigstens eine kleine, menschliche Geste... Ommo schüttelte den Kopf. Wenn Jax irgend etwas nicht war, so menschlich. Bis auf gelegentliche Ausnahmen.

Ommo ächzte. Seine Konzentration hatte nachgelassen, und unerbittlich machten sich die Wackersteine wieder bemerkbar. Also zog er sich erneut in seinen inneren Geist zurück und wurde gedanklich zum Muskelmann. Und so bemerkten die beiden in Halbtrance befindlichen Zaubergesellen kaum, daß sie unter der Führung von Asmodel und Jax den höchsten Gipfel des ganzen Gebirgszuges erklommen, bis sie endlich oben angekommen waren und Jax anhielt.

Ungefragt setzten die beiden Gesellen ihr Gepäck ab, doch Jax bemäkelte es ausnahmsweise nicht. Er war auch zu beschäftigt dafür, denn er spähte weit nach Norden an den Horizont, wo sich einige kleine, schwarze Punkte bewegten: Offensichtlich Wanderer, die auf sie zukommen schienen.

»Gefahr im Anzug?« fragte Jobab und nestelte an dem magischen Dolch in seinem Gürtel.

Jax schüttelte den Kopf und meinte achselzuckend: »Wird sich zeigen. Auf jeden Fall müssen wir aufpassen. Die Gegend wird jetzt immer gefährlicher.«

Asmodel kauerte im Schatten eines Felsvorsprungs und spähte ebenfalls mürrisch gen Norden. »Ein Mann«, meldete er. Wenn sie wollten, verfügten die meisten Dämonen über eine ausgezeichnete Sehschärfe. In der Regel mußte man sie allerdings entweder bestechen oder mit fürchterlichen Drohungen dazu bewegen, sie für einen anzuwenden. Deshalb blickte Ommo den Dämon auch verwundert an.

Jax bemerkte es und stieß ein lautloses Lachen aus. »Ja, ja«, sagte er. »Auf dem Sonnenberg gefällt es Dämonen eben nicht. Da sind sie schon mal zu Konzessionen bereit, hähähä!«

Auf dem Sonnenberg? Ommo runzelte die Stirn, und auch Jobab blickte den Meister fragend an.

Jax winkte ab. »Tut jetzt nicht viel zur Sache«, meinte er und zeigte wieder auf die sich nähernden Wanderer. Es waren vier Punkte von unterschiedlicher Größe. »Auf jeden Fall ist das nicht nur ein einziger Mann«, wandte Jobab ein und warf Asmodel einen fragenden Blick zu. Der Dämon nickte. »Nein, es ist nicht nur ein Mensch.«

Anscheinend wollte er mehr nicht verraten. Jax musterte ihn finster. »Mein lieber Asmodel«, sagte er mit drohendem Unterton, »wenn du dich schon dazu herabläßt, uns etwas von deinem Wissen preiszugeben, so verschweige wenigstens nicht die Hälfte.«

Asmodel zuckte mit seinen warzigen Schultern und antwortete nicht.

»Ich könnte sonst nämlich auf den Gedanken kommen«, fuhr Jax fort und beäugte prüfend seine schmutzigen Fingernägel, »daß es dir hier zu gut geht. Wir könnten beispielsweise ein paar Tage hier auf dem Gipfel nächtigen - ist doch schön hier, oder nicht?« fragte er, seine Gesellen betrachtend und ihnen mit einem Auge zuzwinkernd. Die nickten schadenfroh.

Der Dämon scharrte unruhig mit seinen krallenbewehrten Pratzen im Sand.

Es war ihm anzusehen, daß er nichts Eiligeres im Sinn hatte, als möglichst schnell wieder von diesem Berg zu verschwinden.

Hm, dachte Ommo, der Sonnenberg? Natürlich, hier herrschten wohl die Kräfte des Lichts - und die waren für einen Dämon so unerträglich wie für einen Menschen Gift.

»Also gut, also gut«, murrte Asmodel. »Ich sehe nicht nur einen Mann, nein, nein, ich sehe

auch noch ein paar Tiere.«

Doch diese Antwort genügte Jax nicht. Drohend zeigte er mit seinem Finger auf den Dämon und fragte: »Was für Tiere?«

Achselzuckend knurrte Asmodel: »Ein Mann, der eine Kuh führt. Vor ihm geht ein Affe und ein Bär.«

Jax wurde bleich. »Eine Kuh, ein Affe und ein Bär?« wiederholte er fassungslos.

Erstaunt musterten die Lehrlinge ihren verschreckten Meister. Im ersten Augenblick wußte Ommo nicht so recht, ob er sich darüber freuen sollte, daß der alte Jax endlich mal aus der Fassung geraten war, doch dann gewann die Vernunft Oberhand, und er zog mit einer schnellen Bewegung seinen magischen Dolch aus dem Gürtel.

Auch Jobab hatte bereits Dolch und Stab gezückt und richtete sie drohend

auf die Wanderer. Sprungbereit kauerte er sich in Kampfstellung nieder, und Ommo tat es ihm gleich.

Inzwischen hatte Jax die Fassung wiedergewonnen, befahl dem Dämon mit einem Fingerschnippen, sich zu ihnen zu gesellen, und fuhr Ommo und Jobab an: »Das dort drüben ist nur das Omen - die Gefahr kommt von woanders her. Sofort die Wackersteine auspacken und zum Kreis auslegen, Ommo östliche Hälfte, Jobab westliche. Danach werden wir auf der Stelle die Fluchlinge aktivieren.«

Die beiden Gesellen zögerten keine Sekunde. Sie steckten ihre Waffen wieder weg, rissen ihre Gepäckstücke auf und begannen, die schweren Wackersteine herauszuheben und im Kreis anzuordnen. Wenige Minuten später betrachteten sie stöhnend und keuchend ihr Werk: Der Kreis hatte einen Durchmesser von sechs Schritten, und in seiner Mitte befanden sich Jax und Asmodel. Lückenlos waren die Steine aneinandergereiht, doch Ommo konnte nichts Besonderes an ihnen erkennen: Es waren einfache, schwarze, klobige Felsen, denen man nicht einmal die vielen Flüche ansah, mit denen die beiden Gesellen sie während ihres anstrengenden Marsches bedacht hatten.

Doch es blieb keine Zeit, um die Szenerie zu genießen. Kaum waren sie fertig, holte Jobab auch schon die Fluchlinge aus seiner Gürteltasche: kleine goldene Scheiben, die mit seltsamen, magischen Sigillen versehen waren, kaum daumennagelgroß und hauchdünn.

Die Fluchlinge waren eine Spezialität ihres Meisters Jax. Kein Zauberer in ganz Chaim konnte sie mit einer solchen Perfektion herstellen, und es bedurfte zu ihrem Einsatz einer großen Erfahrung. Allein für sich genommen, waren die Fluchlinge selbst völlig wertlos, ja sogar ungefährlich. Erst in Verbindung mit den magischen Steinen, jenen Felsbrocken, die Ommo und Jobab schon so viel Schweiß gekostet hatten, stellten die Fluchlinge eine Abwehrwaffe sondergleichen dar. Sie waren die Steuerorgane der magisch geladenen Wackersteine, die ebenfalls für sich allein über keinerlei Kraft verfügten. Mit Hilfe der kleinen goldenen Fluchlinge jedoch strahlten die Steine eine vernichtende Energie aus, die jedem Angreifer den Garaus machen konnte. Allerdings mußte dies gesteuert werden, ganz wie eine Batterie von Bogenschützen, die ebenfalls auf Befehl schießen durften, sollte nicht unter ihnen ein heilloses Chaos einsetzen.

»Legt die Fluchlinge im Hexagramm aus«, befahl Jax und zeigte Ommo die Stelle, an der er sie haben wollte.

Gehorsam trat Ommo in die Mitte des Kreises und legte die sechs Fluchlinge in die Formation des sechszackigen Sterns, den man auch das Siegel der Zauberei zu nennen pflegte.

Nun holte Jax aus seiner schier unerschöpflichen Robentasche sechs dünne, goldene Fäden hervor und reichte sie dem Gesellen. »Die legst du nun so aus, daß sie die Fluchlinge miteinander verbinden. Aber schnell!«

Jobab war inzwischen ebenfalls in den Kreis getreten und hatte erneut den Dolch gezückt. Fragend blickte er den Meister an. »Was soll ich tun?«

Jetzt, da ihnen allen Gefahr drohte, war die alte Feindseligkeit vergessen.

Selbst Jax verzichtete auf alle Gehässigkeiten, und es war ihm anzusehen, wie sein scharfsinniger Geist unermüdlich arbeitete.

»Nach Osten sichern, und zwar mit aller Aufmerksamkeit!« befahl er. Doch dann war er selbst beschäftigt: Eine Zauberformel murmelnd, richtete er seinen magischen Stab völlig unvermittelt auf Asmodel, worauf der Dämon plötzlich erstarrte.

»So, das wäre erledigt«, meinte Jax befriedigt und rieb sich die Hände.

»Aber wozu einen Verbündeten ausschalten?« fragte Jobab, der das Ganze mitangesehen hatte.

»Weil ein Verbündeter nicht immer zuverlässig ist, hähä«, bemerkte Jax, »vor allem kein Dämon! Wir werden es gleich mit! einer Menge Dämonen zu tun haben, und da ja, wie man so sagt, Blut dicker ist als Wasser...« Er warf dem erstarrten Asmodel einen vielsagenden Blick zu.

Jobab nickte. Das leuchtete ihm ein. Dämonen waren notorisch unzuverlässige Verbündete, die man nur mit äußerster Gewalt an ihre Pflichten erinnern konnte. Wenn tatsächlich ein Dämonenangriff drohen sollte, wie Jax befürchtete, so war es durchaus wahrscheinlich, daß Asmodel ihnen in den Rücken fallen würde. Dies würde er sicherlich nicht unbedingt aus Liebe zu seinen Artgenossen tun, denn dergleichen Gefühle kannten Dämonen gar nicht, sondern vielmehr, um sich an dem Chaos und an der Vernichtung zu erfreuen - etwas, wonach sich jeder richtige Dämon nur so die Krallenspitzen zu lecken pflegte.

Die vier Punkte am Horizont waren plötzlich verschwunden. Jobab suchte mit abgeschirmten Augen das gesamte Gelände ab, konnte jedoch keine Spur mehr von ihnen entdecken. »Die haben sich offensichtlich verdrückt«, murmelte er.

»Ja«, meinte Jax nickend. »Wie gesagt, ein Omen, nicht mehr.«

Omen waren Vorzeichen, Fingerzeige auf die Zukunft. Niemand in Chaim wußte so recht, woher sie kamen und wohin sie gingen, doch es gab eine ganze Wissenschaft der Omendeutung. Denn stets kündigten sie irgendwelche Ereignisse an, mal positive, mal - was allerdings leider die Regel war - unangenehme. Ein großes Problem bei der Beurteilung von Omen war ihre Erkennung, denn häufig sahen sie so aus wie ganz normale, tägliche Ereignisse oder Gestalten, und oft wußte man auch erst hinterher, daß man es mit einem Omen zu tun gehabt hatte. Der Umgang mit Omen verlangte also nach sehr viel Erfahrung, und so war es also kein Wunder, daß Jax als einziger die vier Punkte erkannt hatte.

Hm. Ein Mann, der eine Kuh führte, ihm voran ein Affe und ein Bär... Ommo schüttelte den Kopf. Daraus wurde er nicht schlau. Aber darum ging es ja auch jetzt nicht mehr - nun drohte anscheinend ein Dämonenüberfall, etwas, was sich niemand, der bei Sinnen war, freiwillig gewünscht hätte.

*

Auch Jobab grübelte nach. Dämonen, das war bekannt, waren oft recht blutrünstige Gesellen, und schon häufig hatten er und Ommo mit ihnen zu tun gehabt - nicht immer auf sehr angenehme Weise. Andererseits waren sie auch recht träge und mischten sich nur sehr ungern in die Angelegenheiten der Menschen ein, wenn sie sich nicht irgendwelche Vorteile davon erhofften. Doch welche Vorteile würde eine Dämonenschar davon haben, drei Magier anzugreifen, die auf einem Berggipfel - genauer gesagt: auf dem Gipfel des Sonnenbergs - lagerten? Ob sie Asmodel befreien wollten? Doch diese Möglichkeit verwarf er schnell wieder. Das hätte dem Dämon nicht ähnlich gesehen. So wie sie auf allen anderen Lebewesen herumhackten, sofern diese nur schwächer oder dümmer waren als sie, kannten sie keine Solidarität mit ihresgleichen. Jax' Bemerkung über die Dicke von Blut und Wasser war nur so eine Redensart gewesen, ohne wirklichen Inhalt.

V

Der Angriff ließ lange auf sich warten. Es war zermürend mitanzusehen, wie die Sonne hinter dem westlichen Horizont verschwand und langsam im Osten die Sterne am Himmel aufzuleuchten begannen. Darüber hinaus wurde die Luft auch immer kälter.

Schließlich, es war um die Stunde Barol, hörten sie ein leises Rascheln und Rauschen in der Luft. Der Himmel war plötzlich sehr klar und wolkenfrei.

Nur im Norden erloschen schließlich die Sterne. Seltsam, dachte Ommo. Doch da fiel ihm ein, worum es sich handeln konnte: Flugwesen! Natürlich, mit ihren Schwingen verdeckten sie das Licht der Sterne!

Dem Ausmaß der Verdunkelung nach zu urteilen handelte es sich um eine ganze Armee geflügelter Dämonen. Auweh! Das verhieß mal wieder nichts Gutes! Ommo biß die Zähne zusammen und umklammerte fester seinen magischen Dolch, die Linke an den Stab in seinem Gürtel gelegt.

»Sie kommen«, zischte Jobab, der auf dem Bauch lag und über den Felsenkreis hinaus gen Norden spähte.

Jax kauerte in der Mitte des Kreises vor dem matt funkelnden sechszackigen Stern, der aus den Fluchlingen und den goldenen Fäden gebildet war. »Sie kommen nicht nur aus dem Norden«, murmelte er und heftete dabei den Blick starr in die Mitte des Hexagramms. »Sie kommen nicht nur aus dem Süden.

Sie kommen nicht nur aus dem Osten«, fuhr er fort und ergänzte: »Sie kommen nicht nur aus dem Westen. Und ihr Name ist Legion.«

»Ihr Name ist was?« fragte Ommo, der das letzte Wort nicht richtig verstanden hatte.

Doch Jax schüttelte stumm den Kopf. Ommo merkte, wie die Nervosität durch seine Glieder schlich: ein leises, flatterndes Prickeln, das im Takt mit den immer lauter rauschenden Flügeln der Flugwesen heftiger wurde und ihn durchpulste.

Er atmete tief ein, konzentrierte die Luft aufsein Bauchzentrum. Dort war seine magische Kraft gespeichert, die er im Laufe seiner Lehrlings- und Gesellenlaufbahn aufgenommen, entwickelt und verfeinert hatte. Er zapfte diese Kraftquelle an und ließ die Magie durch seinen Körper schießen. Ein kurzer, heftiger Energiestoß - dann war er auch schon voll in magischer Kampftrance.

Keinen Augenblick zu früh - denn nun griffen die Dämonenscharen an! Ohne jede Vorwarnung stürzten sie sich auf den Kreis der drei Zauberer. »Ich gebe Feuer frei«, murmelte Jax, beinahe geistesabwesend, »und gut Treff!« Dann wandte er sich wieder seinem Hexagramm zu.

Jobab ließ den ersten magischen Feuerstoß aus seinem Dolch hervorschießen.

Im roten Aufblitzen der Kampf magie erblickte Ommo plötzlich ein riesiges Untier, das mit fast fünfzig Fuß umspannenden, ledrigen Flügeln auf sie zukam: vorgereckt zwei kräftige, muskulöse Arme, die in drei fingrigen, mit Klauen besetzten Händen endeten, dazwischen, inmitten von pelzigem, schwarzschimmernden Flaum, ein riesiger Kopf mit langen spitzen Ohren und einem gewaltigen, gebogenen Schnabel, der weitaufgesperrt war und zahllose spitze Zähne offenbarte. Böse funkelten die grünen Augen des Flugdämons, als er sich auf sie stürzen wollte und plötzlich vom magischen Strahl getroffen wurde.

Das Wesen heulte so laut auf, daß der ganze Berg zu erzittern drohte, und ein giftgrün leuchtendes Loch erschien plötzlich wie ein drittes Auge auf seiner Stirn. Dampf schoß aus den gedrunenen, flachgepreßten Nüstern und aus seinem Schnabel hervor, und es schien einen Augenblick die Beherrschung über seine Flugbahn zu verlieren, torkelte beiseite, faßte sich wieder, wich ein Stück zurück, wie um einen Anlauf mitten in der Luft zu nehmen, und schoß wieder auf sie zu. Doch diesmal traf der Strahl aus Ommos magischem Dolch das Wesen in

die Kehle, direkt durch seinen aufgesperrten Schnabel.

Im kurzen Aufblitzen der Energie, denn nun nahm Ommo den Dämon mit seinem Stab ebenfalls unter Beschuß, sahen sie, wie das Wesen verblüfft innehielt, ohne jedoch ernstlich verletzt zu wirken.

Da hörten sie das Rauschen von Schwingen hinter ihrem Rücken, und als Ommo kurz zurückspähte, sah er zu seinem Entsetzen, daß der ganze Kreis von Flügelwesen umringt wurde. Doch aus irgendeinem unerfindlichen Grund blieben sie auf Distanz, drangen also noch nicht in den eigentlichen Kreis ein.

Aus einem unerfindlichen Grund? Ommo und Jobab sahen zu Jax' hinüber.

Der alte Zauberer hielt in der Linken eine winzige Handfackel, die ihren Schein auf das kleine Hexagramm in der Mitte des Kreises warf.

Beschwörungen murmelnd, zog er mit einem hageren Zeigefinger Linien auf dem sechszackigen Stern nach, in bestimmter Ordnung den goldenen Fäden folgend, durch welche die Fluchlinge miteinander verbunden waren.

»Risuuch! Suclagus! Kirtabus! Sablil! Sachlil! Colopatiron! Zeffar!«

Donnernd dröhnte der alte Magier die Namen der Macht - Jobab und Ommo erkannten einige von ihnen, da Jax sie schon kurz zuvor nach ihrem Durchqueren der Region der Nebelschleier benutzt hatte.

Jax' Taktik war klar: Zuerst hatte er die schwächeren Waffen eingesetzt, nämlich Ommos und Jobabs Dolch und Stab, um die Dämonen selbstsicher zu machen. Nun aber, da sie in solchen Heerscharen herangenaht waren, schwenkte er um und setzte die mächtigste Waffe ein, die ihnen zur Verfügung stand: Die Fluchlinge mit den magischen Felsen, die den schützenden Kreis bildeten.

Erst als Ommo und Jobab den magischen Blick der Weisheit und des Erkennens annahmen, bei dem das Gesichtsfeld auf einhundertachtzig Grad erweitert wurde, sahen sie, was sich auf der fein stofflichen Ätherebene eigentlich abspielte:

Jax Finger aktivierte mal den einen Fluchling, mal den anderen, lenkte die Energie von einer goldenen Scheibe zur nächsten, wobei er bestimmten, aber nicht sofort erkennbaren Mustern folgte, gleichzeitig wurden auch die entsprechenden Segmente des magischen Schutzkreises aktiviert. Mal blitzte es im Osten kurz auf, und heulend wich ein Teil der Dämonenschar entsetzt vor den grünlich flammenden Blitzen zurück, die gnadenlos unter ihnen wütete, dann schoß es gelb und violett aus den Steinen im Südwesten hervor, und zahllose Flügelwesen sanken röchelnd außerhalb des Kreises zu Boden, von tödlicher, magischer Energie getroffen. So stiftete der alte Zauberer auch noch Hader und Zwietracht im Lager seiner Feinde, denn zu allem Überfluß mußten die Dämonen den Eindruck gewinnen, daß sie von ihren eigenen Bundesgenossen angegriffen wurden, so verwirrend und ungeordnet schossen die magischen Strahlen ihnen aus allen Richtungen entgegen. Ommo und Jobab sahen, wie sich einige der Dämonen bereits gegenseitig an die schuppigen Kehlen gingen.

Jobab grinste und gab einen erneuten Stoß Magie in das Getümmel ab.

Inzwischen war es nicht mehr nötig, genau zu zielen - wo immer man auch hinschießen mochte, überall würde man einen Dämon treffen.

Auch Ommo genoß das Getümmel wie im Rausch. Und mit der Zeit gelang es den beiden Lehrlingen, die Dämonen immer geschickter in ein regelrechtes Kreuzfeuer einzubinden, das zusätzlich zu den Fluchlingen Verheerungen in den Reihen ihrer Feinde anrichtete.

Doch Dämonen sind zäh und stur. Unentwegt griffen sie an, zumal sie in solchen Massen gekommen waren, daß es den drei Zauberern schier unmöglich erschien, sie jemals alle auszuschalten. Stundenlang tobte die Schlacht, und mittlerweile waren die Gegner klüger geworden. Sie erkannten, daß sie nur von den Zauberern angegriffen wurden und ließen voneinander ab.

Der alte Jax schien langsam zu ermüden: Immer matter fuhr sein Zeigefinger die goldenen

Linien des magischen Hexagramms ab, immer schwächer wurden plötzlich die Stöße der Magie, mit denen der Schutzkreis unter den Dämonen wütete.

Beunruhigt mußten Ommo und Jobab mit ansehen, wie sich frische Dämonenscharen näher drängten, und der alte Zauberer mit letzter Kraft seine Beschwörungen murmelte. Jax zitterte bereits am ganzen Leib, und es war deutlich, daß er diese Tortur nicht mehr lange würde durchstehen können.

Doch was sollten sie dann tun? Nur der Meister wußte, wie mit den Fluchlingen umzugehen war. Einmal mehr verfluchte Ommo den Wissensgeiz des alten Mannes. Hätte er seinen Gesellen mehr beigebracht, so würde sein Leben jetzt nicht zusammen mit ihrem in Gefahr schweben.

Doch da ließ sich nun nichts mehr machen.

Hatten sie vorher noch über ihre Erfolge jubeln können, als sich die Reihen der Dämonen zu lichten begannen, so waren die Breschen in der gegnerischen Sturmfront inzwischen schon längst wieder gefüllt, und mit bleckenden Zähnen und greifenden Klauen stürzten sich die Dämonen immer und immer wieder unentwegt gegen die Kreisgrenze. Und wenngleich Hunderte von ihnen auch verschieden, so warteten anscheinend tausend weitere darauf, endlich an die verhaßten Magier heranzukommen, um sie in Millionen Stücke zu reißen.

Jax hatte inzwischen den Kopf hängen lassen, und Ommo sah beunruhigt, wie der Meister mit letzter Mühe gerade noch die Lippen bewegte. Da rief sein Blutsbruder ihm zu: Mach du hier weiter, ich kümmere mich um Jax!«

Ommo nickte und richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf die Angreifer.

Er spürte, wie auch er selbst inzwischen ermattete, sie mußten ja auch schon stundenlang gekämpft haben, er hatte jedes Zeitgefühl verloren. Doch er atmete wieder tief durch, ging tiefer in seine Kampftrance hinein und ließ einmal mehr seinen Feuerstrahl durch die Scharen der Feinde mähen. So erlegte er Dutzende der Angreifer, einen nach dem anderen, doch für jeden Gefallenen erschienen drei oder vier neue Dämonen. Ja, ihr Name war wirklich Legion! Wer jetzt noch immer nicht weiß, was das bedeutet: Es waren verdammt viele!

Jobab war mit einem Satz bei dem alten Zauberer und legte ihm den Arm um die Schultern. »Meister, was sollen wir tun?« brüllte er dem Zauberer so laut er konnte ins Ohr, das Getöse der Dämonenschar übertönend. »Soll ich Eure Hand führen?«

Jax nickte matt. Er hatte die Augen halb geschlossen, und es war offensichtlich, daß er der Ohnmacht nahe war.

Jobab hieb seinem Meister mit einem wuchtigen Schlag auf den Rücken, um ihn aufzurütteln. Dann nahm er die hagere rechte Hand des Zauberers und führte den ausgestreckten Zeigefinger von einem Fluchling zum anderen. Das war sehr wirkungsvoll: In alter Frische schienen die Blitze aus den Steinen hervorzuschießen, und fast jubelte Ommos Herz erneut auf, als plötzlich der gesamte Widerstand des Steinkreises zusammenbrach.

Was war geschehen?

»Ich weiß die Formeln nicht!« rief Jobab entsetzt. »Und Jax hat die Besinnung verloren! Er murmelt sie nicht mehr!«

Ommo huschte geduckt zu den beiden hinüber. »Können wir ihn nicht wieder wecken?« brüllte er und stieß Jax seinen linken Ellenbogen in die Rippen.

Der alte Zauberer zuckte zusammen, öffnete die Augen und murmelte eine neue Formel.

Plötzlich geschah alles wie im Fluge: Eine gleißende Explosion, die den beiden Gesellen für kurze Zeit das Augenlicht raubte, Jobabs Schrei, als er entsetzt den blutigen Stummel seines linken Zeigefingers betrachten mußte, den er offensichtlich beim Führen von Jax' Hand zu lange auf einem der mittlerweile gleißenden Fluchlinge hatte ruhen lassen, ein unglaubliches Gebrüll und Geheul unter den Dämonen, ein zweiter Blitz, noch greller, heftiger, wuchtiger und heißer als der erste - und plötzlich war alles vorbei. Die Sterne schienen am Himmel, als sei nichts gewesen, Asmodel stand stocksteif da und starrte gen Norden, stumm lagen die

Steine im Kreis umher, und außerhalb des Schutzwalls war nichts mehr von den Gegnern zu sehen. Jax lag besinnungslos am Boden und atmete schwer und rasselnd, während Jobab vor Schmerz das Gesicht verzog und hastig ein Tuch um sein Handgelenk wickelte, um den blutenden Finger abzubinden. Als er wieder einigermaßen sehen konnte, 'sprang Ommo auf und schritt hurtig den Kreis ab, um sicherzugehen, daß die Gefahr gebannt war. Doch draußen war nichts mehr zu erkennen - wie ein Spuk hatten sich die ganzen Scharen der Dämonen plötzlich aufgelöst! Offenbar hatte der alte Zauberer mit letzter Kraft - der seinen und Jobabs Kraft - die endgültige Vernichtungsformel ausgesprochen.

*

Jobab lag steif wie ein Brett auf dem Boden, die blutige Linke auf den Bauch gelegt. Murmelnd kniete der alte Zauberer neben seinem Gesellen und behandelte ihn mit magnetischen Strichen. Ommo hielt eine Räucherpfanne, aus der dampfende Schwaden hervorquollen, die Jax gelegentlich dem bewußtlosen Jobab ins Gesicht wedelte.

Schließlich bestrich der Magier den blutigen Fingerstumpf mit einer gelblichen Salbe, die ihm der Dämon Asmodel wortlos und mürrisch reichte.

Sofort verheilte die Wunde, und die Blutung war gestillt.

Dann setzte sich Jax ächzend zurück, blickte Ommo in die Augen und meinte:

»Wird schon werden. Vielleicht ein paar Tage Schmerzen, aber immer noch besser als tot.« Er furchte die Stirn zu einer ernsten Miene, doch dann überzog sein altes, gehässiges Lächeln das Gesicht. »Sollte man jedenfalls meinen, hähä.«

»Meister«, rief Ommo empört, »ich finde das gar nicht lustig!«

Unwirsch schüttelte Jax den Kopf. »Kann ich mir schon denken«, knurrte er.

»Aber wo gehobelt wird, da fallen eben Späne. Er hat noch Glück gehabt, das kannst du mir glauben.«

Ommo musterte seinen bewußtlosen Blutsbruder, dessen Gesicht inzwischen ein wenig entspannter, ja geradezu friedlich wirkte. »Wird er durchkommen?«

fragte er mit bangem Unterton.

Jax nickte knapp. »Natürlich, Unkraut vergeht eben nicht. Da kann man nichts machen.« Es klang beinahe bedauernd:

Ommo fand die Bemerkung geschmacklos und antwortete nicht. Dergleichen war er von Jax ja schon zur Genüge gewohnt!. Aber es ärgerte ihn, daß der Meister seine eigene Schwäche auf diese Weise anscheinend zu überspielen versuchte, und so sagte er in scharfem Ton: »Wenn Ihr nicht umgekippt wäret...«

Jax lachte kurz und freudlos. »Das kann auch mal passieren«, meckerte er.

»Schließlich können die Herren Gesellen ja wohl kaum erwarten, daß ihr alter Meister, gebrechlich wie er ist«, Jax musterte Ommo mit einem falschen Ausdruck der Gebrechlichkeit in den Augen, »die ganze Arbeit alleine macht.«

Der alte Mann kicherte in seinen Bart hinein. Ommo beschloß, sich von Jax nicht weiter provozieren zu lassen. Statt dessen strich er Jobab über die Stirn und murmelte: »Hauptsache, du bist lebendig, Bruder.«

Jobab schlug die Augen auf. »Wo bin ich?« wollte er wissen. »Ich hatte wohl einen schlimmen Traum. Ein Magier stand in einer Höhle, vor einem gleißenden Dämonenfeuer, das hinter einem riesigen Dämonenschädel mit Hörnern loderte. Über ihm war ein gewaltiges Flügeltier, das sich auf ihn zu stürzen drohte, aber...« Doch da versagte ihm die Stimme den Dienst und er verlor erneut das Bewußtsein.

Besorgt blickte Ommo den alten Zauberer an. »Das sieht aber gar nicht gut aus.«

Jax machte eine wegwerfende Gebärde. »Bis die Sonne aufgeht, ist er schon längst wieder in Ordnung.« Dann rieb er sich mit der Hand über den Bauch. »Hunger habe ich«, schnarrte er.

Angewidert wandte Ommo sich von ihm ab und fuhr fort, seinem Blutsbruder die Haare aus der Stirn zu streichen. Insgeheim mußte er dem Alten freilich recht geben, denn er selbst spürte ebenfalls einen entsetzlichen Hunger, der in seinem Bauch wütete. Der magische Kampf war sehr anstrengend gewesen, wie überhaupt die ganze bisherige Reise, und der Verlust der Magie, die er rücksichtslos gegen die Gegner eingesetzt hatte, forderte nun seinen Tribut.

Plötzlich hörte er ein Schnaufen und drehte sich um. Jax hatte seinen Bann von Asmodel gelöst und trieb den unwilligen Dämon nun mit Flüchen und Fußtritten an, etwas Eßbares zu kochen. Das war gar nicht so einfach:

»Dämonenfraß« nannten die beiden Gesellen in der Regel das, was Asmodels Küche fabrizierte. Da Jax immer zu faul war, selbst die Nahrungszubereitung zu übernehmen, oblag es meistens den Gesellen oder dem Hausgeist, für das leibliche Wohl zu sorgen. Leider war man bei einem Dämon damit an der falschen Adresse. Und so machte sich Asmodel, oberflächlich meuternd, doch insgeheim voll diebischer Freude auf die Auswirkungen seiner Kochkunst, ans Werk.

Wenn Asmodel kochte, war es immer ratsam, einen Löschteich in der Nähe zu haben, so scharf würzte der Dämon die Speisen. Seine Suppen galten als besonders heimtückisch: Zunächst schmeckten sie sehr milde, ja geradezu lasch, doch wenn man gerade zu Gewürzen greifen wollte, um dem Geschmack ein wenig nachzuhelfen, spürte man plötzlich ohne jede Vorwarnung eine mittelschwere Explosion in Rachen und Magen, und sämtliche Organe und Gliedmaßen begannen wie von flüssigem Feuer zu glühen.

Andererseits hatte diese Kost den Vorteil, daß man wach blieb, vor allem während der Nacht, denn das Brennen in der Speiseröhre verunmöglichte jeden Schlaf. Ommo seufzte. WAS FÜR EIN Leben!

Zu seiner großen Freude begann Jobab sich immerhin wieder zu rühren. Einmal mehr schlug er die Augen auf, streckte sich, musterte verwundert seine verstümmelte Linke und setzte sich auf. »War ein schöner Kampf, das muß man sagen«, meinte er mit mattem Lächeln zu Ommo.

Sein Blutsbruder nickte. »Hast dich auch wacker geschlagen.«

Nachdenklich musterte Jobab den Fingerstumpf. »Dieser Kampf...«

murmelte er. »Und dieser Traum, den ich da gerade hatte... irgendwie schien da ein Zusammenhang zu sein.« Mißtrauisch lugte er zu Jax hinüber, der die Fäuste in die Hüften gestemmt hatte und dem blubbernden Dämon über die Schulter spähte, während dieser mit einer Pfanne hantierte.

»Dieser Zauberer...« Er senkte die Stimme und Ommo neigte sich zu ihm herab, um ihn besser verstehen zu können, »dieser Zauberer war, glaube ich, Jax selbst.«

Ommo nickte. Das wäre nicht das erste Mal gewesen, daß der Meister ihnen den Tod auf den Hals gehetzt - nicht gehext - hätte. Doch andererseits - was hatte so ein Traum schon zu bedeuten?

Asmodel hatte inzwischen knurrend ein magisches Feuer erzeugt und hielt die Eisenpfanne tief in die lodernden Flammen. Immerhin trug der Wind lecker duftende Rauchschwaden zu den beiden Lehrlingen hinüber, und das Wasser lief ihnen - wider besseren Wissens - im Munde zusammen.

»Eigentlich könnte ich jetzt etwas Scharfes gebrauchen«, murmelte Jobab, Asmodel mustern. »Normalerweise ist seine Küche ja nicht gerade mein Fall...«

Ommo nickte. »Meiner auch nicht. Aber es ist kalt, es ist spät und wir sind müde - da schmeckt wohl selbst noch der Dämonenfraß.«

Jax hatte sich inzwischen davon überzeugt, daß Asmodel nicht mehr Unfug anstellen konnte als sonst, und kam nun zu ihnen herüber. »Gleich gibt' s Essen«, krächzte er überflüssigerweise.

Ommo spielte den Erstaunten. »Ach ja?« fragte er scheinheilig. »Was gibt es denn Lecker- res?«

Achselzuckend meinte Jax: »Dämonenschnitzel, was denn sonst? Habt ihr etwa etwas ande- res erlegt?«

Jobab winkte matt ab. »Da draußen liegen keine Dämonen mehr.«

»Ja«, nickte Jax, »weil sie jetzt in der Pfanne brutzeln.«

Ommo wurde ein leises Gefühl der Übelkeit nicht los, obwohl er genau wußte, daß der Mei- ster nur scherzte. Es schien ihm empfehlenswert, lieber das Thema zu wechseln. »Wie geht es nun weiter?«

Jax kauerte sich nachdenklich und stirnrunzelnd neben Jobab nieder und starrte in den Sand. »Nun«, meinte er schleppend, »da habe ich zwei Neuigkeiten für euch. Eine gute und eine schlechte.«

»Da möchte ich zuerst lieber die...« rief Ommo vorsichtig, doch Jax schnitt ihm das Wort ab.

»Die gute hören, ich weiß«, sagte Jax nickend.

Ommo wollte protestieren, doch er merkte' daß der Meister nur wieder gemein sein wollte. Also ließ er es lieber sein!

»Na schön«, brummte Jax. »Zunächst die gute: Die Fluchlinge haben ihr Soll erfüllt, also braucht ihr sie auch nicht mehr mitzuschleppen. Das wird euch doch sicherlich freuen, nicht wahr?«

Jobab blickte ihn mißtrauisch an. »Die Fluchlinge selbst waren ja wohl auch nicht sosehr das Problem«, meinte er schleppend. »Die Wackersteine dagegen...«

Ommo erschrak. Wollte der Meister ihnen etwa zumuten, die nutzlosen Steine weiter mitzu- schleppen? Zuzutrauen wäre es ihm ja...

Jax winkte ab. »Bitte keine Spitzfindigkeiten! Die goldenen Scheiben nehmen wir wieder mit, die kann ich noch einmal laden, wenn ich Zeit dazu habe. Die Steine bleiben hier.«

Jobab atmete erleichtert auf und wechselte einen stummen, dankbaren Blick mit Ommo. We- nigstens dieses Problem waren sie los!

»Und die schlechte Nachricht?« fragte Ommo zaghaft.

»Ganz schön neugierig, wie?« fragte Jax schnarrend und hämisch. Dann nickte er zufrieden.

»Die wird euch sicherlich auch gefallen. Ihr müßt nämlich wissen, daß wir ins Reich der to- ten Götter reisen, und...«

»Das wissen wir doch schon längst'.« unterbrach ihn Jobab.

Jax zog die buschigen Augenbrauen hoch. »Ach ja? Wißt ihr dann auch vielleicht, daß im Reich der toten Götter alle Wesen den Tod finden, die sich erdreisten, den Weg der Magie zu gehen?«

Jobab senkte den Kopf. »Das hätte ich mir denken können«, murmelte er finster.

»Hast du aber nicht, hähä!« meckerte der alte Magier. »Spielt aber auch keine Rolle. Die Sa- che hat leider einen bedauerlichen Haken...« Er schwieg vielsagend.

Ommo wurde ungeduldig »Was soll diese Geheimnistuerei?« brummte er.

Jax seufzte und warf dem Dämon Asmodel, der noch immer an seiner Pfanne hantierte, einen hungrigen Blick zu. »Der Haken ist folgender: Jeder Magier muß mindestens einmal in sei- nem Leben in das Reich der toten Götter, weil er nämlich sonst seine magische Kraft und seine Macht verliert.

»Tja«, der alte Zauberer zögerte, »was soll ich sagen? Hm.« Es schien ihm regelrecht unan- genehm zu sein, weitersprechen zu müssen. »Na ja, es ist jedenfalls so, daß ich selbst, hm ..,« Er verstummte.

»Aha!« machte Jobab und blickte auf. »Der werte Herr Meister waren wohl selbst noch nie im Reich der toten Götter, wie?«

Ommo feixte. Das saß! Endlich hatte sie es einmal mit einer Angelegenheit zu tun, die selbst dem widerlichen Jax schwer zu schaffen machte!

Jax nickte düster. »Ja ja, schon gut. Es gibt für diese Reise ins Reich der toten Götter allerdings keinen festgelegten Zeitpunkt - wann ein Magier dort hin muß, sagt ihm eine innere Stimme. Und der sollte er sich lieber nicht verschließen, sonst...« Jax grinste und fuhr sich mit dem Zeigefinger ruckartig über die Kehle.

Jobab legte die Stirn in Falten. »Mir hat aber keine innere Stimme gesagt, daß ich...«

Ommo meinte beipflichtend: »Mir auch nicht.«

Jax zuckte mit den Schultern. »Das ist eben Pech. Dann müßt ihr später wohl noch mal hin.« Ganz schön dreist, dieser alte Miesepeter! dachte Ommo. Nur weil er selbst seiner Aufgabe wahrscheinlich nicht nachgekommen war, vielleicht sogar aus Furcht vor dem Tode, schleppte er jetzt seine beiden Lehrlinge mit und setzte sie den unglaublichsten Gefahren aus. »Wirklich eine Frechheit murmelte«, er finster.

Doch Jobab dachte inzwischen an etwas anderes. »Warum«, fragte er den Meister, »heißt dieses Reich eigentlich das der toten Götter?«

»Tja«, machte Jax, »jetzt kommen wir zu der wirklich schlechten Neuigkeit. Weil Götter Wesen sind, die nicht erdulden, sondern zufügen, gelten für sie auch andere Maßstäbe. Und da jeder Magier auf der höchsten Stufe selbst zu einem Gott wird...« Vielsagend verstummte der alte Zauberer wieder.

»Ich gehe doch wohl zu Recht davon aus«, meinte Jobab schleppend, »daß nicht jeder dieses Abenteuer überlebt?«

»Gut formuliert!« sagte Jax nicht ohne Ironie. »Genaugenommen überlebt es eigentlich keiner.«

O Schreck! Ommo wurde etwas mulmig zumute. Sollte das etwa bedeuten, daß sie in den sicheren Tod gingen? Wegen einer Laune ihres Meisters? Oder wegen dessen Pflichtvergessenheit?

»Hm, eine Art Götterfriedhof«, murmelte Jobab verwundert.

Jax winkte ab. »Nein, ganz so ist es auch wieder nicht. Es gibt auch so etwas wie eine Wiedergeburt im Reich der toten Götter. Sterben muß jeder - aber manche gehen weit genug und werden wiedergeboren. Aber eben nur manche, wie gesagt.«

»Wer tötet denn die Götter, die nicht entkommen?« wollte Ommo wissen.

»Von "nicht entkommen" kann keine Rede sein«, brummte Jax. »Da geht jeder drauf.«

»Das Essen ist fertig!« rief Asmodel mit hämischem Unterton.

Jobab seufzte. »Irgendwie hat es mir den Appetit verschlagen«, knurrte er.

Auch Ommo hatte ein flaues Gefühl in er Magengrube.

Nur Jax rieb sich die Hände und schnalzte mit der Zunge. »Lecker, lecker!!!!«

rief er freudig. »Dann genießen wir doch unsere Henkersmahlzeit, hähähä!«

Mit diesen Worten erhob er sich und schlurfte zu dem Dämon hinüber, der bereits damit beschäftigt war, für jeden der Magier mit bloßer Krallenhand

eine Portion Brei auf den nackten Sand zu klatschen. »Wie appetitlich«, murmelte Jobab.

Doch Jax und sein Haushalt waren ja nicht sonderlich für ihre Sauberkeit berühmt...

Mürrisch kauerten sie sich vor den Dämonenfraß und stocherten lustlos in der breiigen Masse aus mitgeführtem Trocken fleisch, vergammelten Kartoffeln und fauligem Blumenkohl herum.

»Ich verstehe nicht, wie so ein Schlangenfraß nur so lecker duften kann«, meinte Ommo kauend.

»Das macht bloß der Hunger«, bemerkte Jobab.

Danach verstummte das Gespräch, weil jeder der Magier vollauf damit beschäftigt war, die Mahlzeit zu überleben.

VI

Viel geschlafen hatten sie nicht, und als sich das Magengrimmen am nächsten Nachmittag wenigstens einigermaßen gelegt hatte, waren sie erfreut, daß die Landschaft ein wenig fruchtbarer wurde und sie schließlich sogar einen kleinen Bach entdeckten, aus dem sie ihre völlig erschöpften Wasservorräte auffrischen konnten.

Die beiden Gesellen stürzten sich gemeinsam ans Ufer und hielten die Köpfe in das Wasser. Jax schüttelte den Kopf, als er dies sah. »Wenn man eine Spur zu scharf gegessen hat«, schnarrte er und hob belehrend den Zeigefinger, »dann ist es besser, wenn man etwas Heißes trinkt.«

Ommos Kehle brannte noch immer wie Feuer, und so klang seine Stimme sehr heiser, als er antwortete: »Eine Spur - das ist, werter Meister, doch eine gewisse Untertreibung.«

Jobab spritzte sich ein Dutzend Mal Wasser in die geöffneten Augen, wusch sich Kniekehlen und Ellenbogen, ließ ein dünnes Rinnsal von dem kühlen Naß sein Rückgrat hinablaufen und benetzte seinen Scheitel. Dies war das magische Bad, durch welches die Körperbahnen gereinigt und aktiviert wurden.

Hastig holte Ommo die Übung nach. Beinahe hätte er es vergessen, doch zum Glück hatte sein Blutsbruder ihn durch sein Vorbild wieder daran erinnert.

Danach fühlte er sich auch schon wesentlich frischer und erholter.

Zum Glück war es Jax damit ernst gewesen, die Wackersteine zurückzulassen, so daß ihr Gepäck nunmehr recht leicht, ja geradezu unbeschwert wirkte.

»Hat jemand Hunger?« fragte Jax scheinheilig. Dem alten Zauberer machte Asmodels Küche nicht mehr ganz so viel aus wie seinen Gesellen, auch wenn er am Abend zuvor merkwürdig verstummt war.

Jobab schüttelte sich. »Nein danke«, krächzte er heiser.

»Was heißt hier danke?« knarzte Jax. »Ich wollte dir nichts anbieten, sondern dir auftragen, etwas zu kochen.«

Jobab blickte mürrisch drein, und Ommo eilte ihm zur Hilfe. »Der will dich doch nur foppen!« sagte er und warf dem Meister einen schrägen Seitenblick zu. »Er kann mir doch nicht im Ernst erzählen, daß er jetzt schon Pause machen will. Oder hat er vielleicht Angst vor dem Reich der toten Götter?«

Das saß mal wieder! Erfreut beobachteten die Gesellen, wie ihr Meister rot anlief und vor Wut nur so schnaubte. Fast hätte man kleine Wölkchen sehen können, die aus seinen schmutzigen Ohren hervorschossen. Wütend rang der Zauberer nach Luft, stemmten die geballten Fäuste in die Hüften, wollte etwas sagen - doch da machte er plötzlich kehrt und schritt wortlos weiter.

Jobab zwinkerte Ommo zu, dann machten sie sich wieder auf den Weg. So vergingen einige Stunden ohne nennenswerte Zwischenfälle. Gegen Abend, die Sonne wehrte sich noch heftig gegen ihren wesentlichen Sturzflug, wurde die Landschaft wieder unwirtlich, und so mußten sie sich durch eine steinige Felswüste quälen. Kurz bevor der rote Feuerball am Horizont dampfend erlosch, erblickten sie¹ in einer kleinen Senke eine Holzhütte.

Der Dämon Asmodel zeigte mit einem Krallenfinger darauf und bemerkte lakonisch: »Menschenfutter.«

Ommo blickte Jobab an. »Wie meint der das?«

Jobab zuckte nur mit den Achseln. Doppeldeutigkeiten waren eine Spezialität der Dämonen, und wenn man sich mit ihnen einließ, mußte man jedes Wort auf die Goldwaage legen, weil sie einen sehr leicht hereinlegten und einem tatsächlich das Fell über die Ohren zogen - ganz legal, wie sie meinten. Sie pflegten lediglich die Abmachungen wortwörtlich zu ihren eigenen Gunsten auszulegen...

Jax entschied sich, es mit der angenehmeren Deutung zu versuchen. »Hm, etwas Anständiges zu Essen wäre nicht das Verkehrteste«, brummte er und fuhr sich mit der rissigen Zunge über seine spröden Lippen.

Asmodel nickte eifrig. Das machte die Sache freilich auch nicht eindeutiger.

»Immerhin heißt das ja wohl, daß Menschen in der Nähe sein müssen«, folgte Ommo.

Jobab nickte. »Obwohl ich mich frage, was ein Mensch hier in dieser Einöde zu suchen haben mag.«

So näherten sie sich vorsichtig der Hütte. Als sie etwa einhundert Schritte davon entfernt waren, öffnete sich plötzlich die schwere Holztür, und ein großer, grobschlächtiger Mann trat hervor, in der Rechten einen Stab haltend.

»Oder ist das etwa ein Speer?« fragte Jobab mißtrauisch und verengte die Augen zu Schlitzen.

Ommo nestelte nervös an seinem Gürtel. »Wenn er etwas Böses im Schilde führen sollte...« Doch es verlangte ihn nicht im geringsten nach einem neuen Kampf. Ach, warum konnten die Leute nicht einfach friedlich miteinander umgehen?

»Harpune«, knurrte Asmodel verdrießlich.

Jobab blickte ihn interessiert an. »Eine Harpune?« Das war, wie er wußte, eine Waffe, wie sie nur Fischer benutzten.

Auch Ommo war verwundert. Als er genauer hinsah, erkannte er, daß schräg hinter dem Haus Holzpfähle im Boden staken, an denen Netze hingen.

Merkwürdig. Ein Fischer - in dieser öden Gegend?

»Die Sache gefällt mir nicht«, meinte Jobab.

Doch Jax machte eine wegwerfende Handbewegung. »Quatsch. Vorsicht ist zwar die Mutter der Porzellankiste, wie es so schön heißt, aber wenn man vor lauter Vorsicht nicht mehr ans Porzellan herankommt...« Unbeirrt schritt er weiter.

Der Mann kam ihnen entgegen, und sein Gesichtsausdruck wirkte durchaus freundlich. Als er auf drei Schritte herangekommen war, verneigte er sich vor dem alten Jax, dann auch vor den Gesellen - wenngleich eine Spur weniger tief-, und zwinkerte schließlich sogar dem Dämon freundlich zu. »Hach!

Lieber Besuch!« rief er freudig. »Welch eine nette Überraschung, hier in meiner Einöde netten Besuch zu bekommen!« Und er vollführte zwei kleine, tänzelnde Freudensprünge.

Der Anblick war recht merkwürdig: Ein hochgewachsener, grobknochiger und muskulöser Mann, der sich schon seit Wochen nicht mehr rasiert zu haben schien, in stark geflickter, aber sauberer Fischerkleidung, eine Harpune tragend und in der Gegend umherhüpfend. Jobab schüttelte den Kopf.

»Die Freude liegt auf unserer Seite«, schnarrte Jax falsch. Dann ließ er seinen Blick über das Haus und die ganze Gegend schweifen. »Hübsch habt ihr es hier«, bemerkte er. Gleichzeitig warf er seinen Gesellen einen drohenden Blick zu, der ihnen bedeutete, sie sollten ja freundlich zu diesem Mann sein.

Der Mann kicherte völlig unverständlicherweise. »Jaja, hihhi, jaja, hübsch!«

Ommo warf Jobab einen vielsagenden Blick zu. Anscheinend war der Mann nicht ganz klar im Kopf.

»Ich bin der Fischer No«, stellte sich der Mann plötzlich vor und verneigte sich ein zweites Mal. Willkommen in meiner bescheidenen Hütte. Wenn Ihr Euch ausruhen wollt, so verfügt über sie. Und wenn ich Euch beköstigen darf, so wird mir dies zur Ehre gereichen. Drei wandernde Zauberer, hihhi!« Er rieb sich die Hände vor Freude.

Achselzuckend hob Jobab die Augenbrauen und folgte seinem Meister, der dem Mann ins Innere der Hütte gefolgt war. Auch Ommo schloß sich ihm an.

Nur Asmodel lungerte eine Weile draußen herum, bis es ihm zu langweilig wurde und er in die Hütte schwebte, um nachzusehen, was das »Menschenfutter« wohl machte.

No hatte den beiden Gesellen und ihrem Meister ein bescheidenes Zimmer zugewiesen, das mit drei Strohsäcken möbliert war. Ächzend ließen sich die Gesellen zunächst darauf nieder.

»Gar nicht so unbequem«, meinte Ommo.

»Besser als auf Steingeröll zu schlafen«, stimmte Jobab seinem Blutsbruder zu.

Jax blieb stehen und musterte das Zimmer. Dann wiegte er anerkennend den Kopf und sagte zu dem eifrig an seinen Lippen hängenden Fischer:

»Allerliebst.«

Der Fischer nickte und nickte - es war kein Halten mehr! Um ein Haar wäre ihm - so meinte Ommo - der Kopf von den Schultern gerollt. Naja, wenn da auch nicht viel drin war...

»Hihihi«, machte No. »Allerliebst, jawohl, jawohl! Und nun wollen wir ein wenig essen, nicht wahr? Nicht wahr?« Und er blickte von einem zum anderen.

Wer von den dreien hätte ihm da schon widersprechen wollen? Also folgten sie ihm wieder die Treppe hinab und nahmen unten in der Hauptstube an einem großen, klobigen Holztisch Platz, der von primitiven Holzbänken umringt war.

»Koche gerne, koche viel«, bemerkte No fröhlich, während er an der Feuerstelle hantierte. Darüber hing ein großer, schwarzer Kessel an eisernen Ketten. No packte seine Harpune fester, die er die ganze Zeit nicht losgelassen hatte und stocherte damit in dem Kessel herum. Rauchschwaden zogen plötzlich durch das ganze Haus, und Ommo, Jobab und Jax schnüffelten angetan in der Luft. »Gut! Gut!« bemerkte Jobab anerkennend.

Es roch tatsächlich sehr schön. Ja, Ommo hatte sogar schon das letzte Essen wieder vergessen - etwas, das er noch an diesem Morgen für völlig unmöglich gehalten hätte...

»Wie lebt es sich denn als Fischer in dieser Gegend?« wollte Jobab wissen, dessen Mißtrauen noch immer hellwach war.

No nickte. »Gar nicht schlecht, gar nicht schlecht, hihihi«, machte er und steckte den Kopf über den Kesselrand. Es war gar nicht ganz klar, ob er auf Jobabs Frage geantwortet oder nur den Zustand der Mahlzeit kommentiert hatte.

»Aber viele Fische wird man doch wohl hier nicht fangen?« warf Ommo ein, Jobab unterstützend.

»Hihihi«, machte der Fischer. Mit einer riesigen Kelle schöpfte er etwas von dem Gebräu aus dem Kessel und füllte es in Teller, während Asmodel ihm dabei half, die Mahlzeit aufzutragen.

Jobab blickte mißtrauisch in die schwarze Suppe, die da dampfend vor ihm stand. »Was ist das, wenn ich fragen darf?« fragte er, um Höflichkeit bemüht.

»Altes Hausrezept«, kicherte der Fischer. »Wird nicht verraten, hihihi.«

Seelenruhig machte sich Jax über seine Portion her und schmatzte, daß die Wände wackelten.

»Köstlich«, murmelte er mit vollem Mund und riß ein Stück aus dem Brotlaib, der auf der Mitte des Tisches lag.

»Nicht wahr? Hihihihi«, erwiderte der Fischer und nahm selbst Platz.

Vorsichtig kosteten Ommo und Jobab die Suppe. Sie schmeckte wirklich vorzüglich - etwas fruchtig, zugleich pikant und kräftig, und wirkte sehr nahrhaft.

Doch damit nicht genug: Kaum hatten sie ihre Portion aufgegessen, als der Fischer aufstand und zu einem großen Lehmofen hinüberging, aus dem er ein heißes Tablett mit dampfenden Pasteten hervorholte.

»Merkwürdig«, flüsterte Ommo Jobab zu. »Wieso hat der schon so viel zu essen vorbereitet?«

Der Fischer schien es gehört zu haben, denn er kicherte laut und warf ihnen einen belustigten Blick zu. »Manchmal sehe ich schon morgens, wer abends zum Essen kommt«, sagte er lachend.

»Kein Wunder, in dieser flachen Gegend!« meinte Jax kauend. Inzwischen hatte sich eine Karaffe mit herbem, grünen Wein zu dem Brotlaib gesellt, ihr Mißtrauen verschwand nach

und nach, der Hunger wurde stärker, und so aßen sie nach Herzenslust, bis sie voll gesättigt waren.

Danach räumte Asmodel widerwillig den Tisch ab, und der Fischer holte eine zweite Karaffe Wein hervor, der sie munter zusprachen, bis sie alle ein wenig beschwipst waren.

Der Fischer erzählte, daß seine Familie schon seit Generationen an diesem Ort lebe. Doch auf die Frage, wo er denn seine Netze auswerfe, ob es denn in der Nähe einen Bach gäbe oder einen Teich, gab er keine vernünftige Antwort. Mit der Zeit wurde es immer klarer, daß der Mann tatsächlich nicht ganz richtig im Kopf war. Er überhörte manche Fragen, antwortete auf andere, die kein Mensch gestellt hatte, kicherte unentwegt und gab sich freundlich, aber doch ein wenig blöde.

Jax wiederum vergnügte sich damit, ihrem Gastgeber Anekdoten von seinen dummen Gesellen zu erzählen, bei denen er immer als der große Retter herauskam, ohne den die beiden schon längst nicht mehr am Leben gewesen wären.

Dafür revanchierten sich Ommo und Jobab, indem sie dem Fischer davon berichteten, welch eine Fron das Leben unter Jax' Fuchtel eigentlich war. Doch da alles ohnehin durcheinander redete und nach einer Weile keiner mehr dem anderen zuhörte, gab es auch keinen Streit. Gegen Mitternacht schließlich verabschiedeten sie sich von ihrem Gastgeber, der immer noch kichernd und jauchzend dem Wein zusprach, um sich in dem ihnen zugewiesenen Zimmer auf die Strohsäcke fallen zu lassen. Keine Minute später schliefen alle drei bereits tief und fest.

*

Ommo träumte schwer: Zuerst warum ihn herum alles dunkel, dann plötzlich bekam er einen Schlag auf den Kopf und sah bunte Sterne, und als sich seine schmerzenden Augen davon erholt hatten, erblickte er einen Mann, der mit wuchtigen Fäusten nach ihm griff. Ehe er sich versehen hatte, wurde er an den Haaren aus einem Raum gezogen und eine Treppe hinabgeschleppt.

Dabei schlugen seine Hacken gegen die Stufen, und das ganze Haus polterte und dröhnte. Ommo wußte nicht, wo das Ganze stattfand, aber es war ihm sehr unangenehm, zumal er sich nicht wirklich wehren konnte: Seine Arme waren wie gelähmt und hingen schlaff herab. Unten angekommen, schleifte ihn der Mann über den Boden und öffnete eine Tür.

Ein plötzlicher Zeitsprung, und Ommo bemerkte, wie er, immer noch an den Haaren festgehalten, über Stock und Stein gezerrt wurde, während ihm hoch oben am Himmel die Sterne freundlich zublinkten.

Noch immer war er unfähig, sich zu wehren oder auch nur zu rühren, ja nicht einmal schreien konnte er: Sein Mund war wie zugeschnürt, und ein eisernes Band schien seine Kehle zu würgen.

Plötzlich blieb der Hüne, denn um einen solchen mußte es sich offensichtlich handeln, stehen und ließ Ommo zu Boden plumpsen. Hart schlug er mit dem Hinterkopf auf, und wieder verlor er für kurze Zeit das Bewußtsein.

Als er die Augen im Traum wieder aufschlug, erblickte er den Hünen, der sich an einem großen Holzblock zu schaffen machte. Das matte Licht der Sterne und des Halbmonds verliehen dem Ganzen eine gespenstische Atmosphäre und einen unheimlichen Schimmer.

Der Mann bebte am ganzen Leib, und Ommo glaubte, ein leises, kaum wahrnehmbares Kichern zu vernehmen. Was war hier los? Warum konnte er sich nicht bewegen? Da packte ihn die Angst, denn nun drehte sich der Hüne wider zu ihm um, und in seiner Rechten trug er ein riesiges Beil, dessen Klinge grausam silbern blitzte.

Wollte der Hüne ihn etwa umbringen? Doch noch bevor Ommo diesen Gedanken zu Ende

denken konnte, hatte der andere ihn bereits wieder gepackt und schleifte ihn mit der Linken zu dem Holzblock. Dort angekommen, drückte er ihn mit einer Hand zu Boden, so daß Ommo in die Knie ging und mit dem Oberkörper auf den Holzblock sank. Doch der Hüne war mit dem Ergebnis seines Tuns noch nicht zufrieden. Mit groben, ungeschlachten Bewegungen zerrte und riß er solange an Ommos Oberleib herum, bis sein Kopf auf der anderen Seite des Blocks herabhing. Dann riß er ihn am Gürtel wieder ein Stück zurück, und Ommos Kinn rastete in einer kleinen Mulde ein, die, das wußte Ommo plötzlich ganz genau, eigens zu diesem Zweck gefertigt worden war.

Aha! durchschloß es seinen Geist, dies war ein Richtblock. Und das Opfer - das Opfer war er selbst! Doch selbst diese Erkenntnis belebte seine schlaffen Muskeln nicht. Wie kam es nur, daß er sich nicht bewegen konnte? Welches Gift lahmte seinen Leib derart, daß er nicht einmal in höchster Gefahr reagierte? Was war das nur für ein Hüne, der es offensichtlich aus keinem erkennbaren Grund auf ihn abgesehen hatte? Die Verzweiflung und die Angst nagten an Ommos Herz, doch alles, was er zu tun vermochte, war, die Augen weit aufzureißen.

Der Hüne baute sich rechts von ihm auf und musterte seine Axt. Mit einem dicken Daumen fuhr er prüfend über die Schneide, grunzte zufrieden und setzte das Beil wieder ab. Dann starrte er zum Himmel empor, fuhr sich mit seinen riesigen Pranke durch das dunkle Haar, streckte die Glieder und die Muskeln - dann hob er das Beil. Ommo sah die Klinge böse glitzern, wie sie hoch über ihm am Himmel hing. Es war kein sehr schöner Anblick. Der Hüne hatte das Beil mit beiden Händen gepackt und wiegte es nun prüfend auf und ab, bis er den richtigen Griff gefunden zu haben glaubte. Dann senkte er es, beugte sich mit gespreizten Beinen leicht vor und riß es mit einem plötzlichen Ruck hoch über den Kopf. Unwillkürlich mußte Ommo die Augen schließen. Doch als er sie wieder öffnete, sah er, wie das hochebene Beil sich noch weiter nach hinten senkte, immer weiter zurück, immer weiter und immer weiter, und mit Angst und Schrecken wartete er auf den Punkt, da sich seine Richtung umkehren würde.

Da - nun war es soweit! Plötzlich durchschnitt das Beil die Luft und sauste geradewegs auf Ommos Hals zu...

VII

Schreckerfüllt fuhr Jobab aus dem Schlaf empor. Was war das? Er glaubte, einen Schrei gehört zu haben. Verwirrt rieb er sich die Augen. Im Zimmer war es stockfinster. Nur Jax lag schnarchend in der Ecke, in eine warme Decke gehüllt.

Jobab war sich sicher, daß er irgend etwas gehört hatte. Gehört? Na ja, jedenfalls irgendwie bemerkt. Ein Traum vielleicht? Hm, daran hätte er sich doch wohl erinnert, oder nicht? Er blickte ein zweites Mal prüfend um sich, dann erhob er sich im Dunkeln und tastete nach seinem Zubehör.

Leise, um Jax nicht zu wecken (der hätte ihn wahrscheinlich nur wieder angeraunzt), schlich er zur Tür. Ommo war! nicht da, das hatte er sofort gespürt. Und seinem Blutsbruder drohte Gefahr, auch das wußte er mit unumstößlicher, innerer Sicherheit.

Die Ahnungen, welche die Magie einem bescherte, waren zwar nicht immer sehr zuverlässig. Vieles hing von der eigenen Gemütsverfassung und uneingestanden Wünschen und Ängsten ab, doch wenn man genug Erfahrung damit gesammelt hatte, wußte man schon recht genau, wenn wirklich etwas nicht so recht stimmte.

An der Tür blieb er zögernd stehen. Sollte er den Meister nicht vielleicht doch lieber wecken? Immerhin war Jax es, der über die größere Erfahrung und das erforderliche magische Können verfügte. Doch dann schüttelte er den Kopf.

Er konnte sich schon lebhaft vorstellen, wie der alte Sklaventreiber reagieren würde, wenn er ihn aus seinem kostbaren Schlaf reißen sollte, nur weil Ommo nicht da war.

»Der Herr Gesell soll gefälligst auf sich selbst aufpassen«, hätte Jax mit Sicherheit gehänselt. »Ich bin schließlich nicht sein Kindermädchen.« Und mit einem »Wäre ja noch schöner! Nur weil dieser Tölpel mal pinkeln gehen, wecken sie gleich die ganze Belegschaft!« hätte er sich wahrscheinlich wieder umgedreht, um weiter zu sagen.

Nein, von seinem Meister durfte er keine Hilfe erwarten. Der scherte sich einen Teufel darum, ob es seinen Lehrlingen (noch immer verwendete Jobab diese Bezeichnung im Geiste, wenn er an seinen Meister dachte - war ja auch kein Wunder, denn viel geändert hatte sich schließlich nicht, seit er ihnen den Gesellengrad verliehen hatte!)... also schön, seinen Gesellen gut ging, oder ob sie irgendwo im Sumpf verreckten...

Jobab schob den Gedanken beiseite und konzentrierte sich auf das, was er zu tun hatte. Was das genau war, wußte er selbst nicht so recht - auf jeden Fall mußte er seinem Blutsbruder zur Hilfe eilen!

Nur mit Mühe gelang es ihm, einigermaßen lautlos die knarrenden Holzstufen hinabzusteigen. Der Gedanke, eventuell No, den Fischer, zu wecken, war ihm noch unbehaglicher als die Aussicht auf einen Anpfiff des Meisters. Irgend etwas war hier faul, und No war gewissermaßen der »Platzwart« - möglicherweise steckte er sogar hinter der ganzen Sache, worum es sich auch handeln mochte. Jobab hatte dem Fischer die ganze Zeit mißtraut, und nun keimte in ihm der Verdacht auf, daß der Mann möglicherweise ein falsches Spiel spielte und bössere Absichten hegte, als er vorgegeben hatte.

Doch das blieb Spekulation, solange er nicht genau wußte, was wirklich los war. Leise öffnete er die Tür der Hütte und huschte in die Dunkelheit hinaus. Die Sterne schimmerten matt und müde am Himmel, und es waren kaum Geräusche zu hören: das leise Wispern des Windes in den spärlichen Sträuchern und in den nur geizig mit Blattwerk ausgestatteten Bäumen, das kaum vernehmbare Scharren emsiger Nachttiere, die ihrem Werk nachgingen - da hörte er plötzlich einen erstickten Schrei zur Rechten. Dolch und Stab gezückt, schlich Jobab schnell von der Haustür fort, dem Geräusch entgegen.

Mit einem Mal hatte er das Gefühl, gegen eine Mauer gerannt zu sein, und blieb keuchend stehen, mit den Händen tastend: da war nichts! Eine dumpfe Empfindung überfiel ihn, eine schwarze, unsichtbare Faust, ein Strudel der Angst und der Verzweiflung, und keuchend mußte er nach Luft ringen. Er fuhr sich mit dem Handrücken über die Stirn und konzentrierte sich auf die geistige Sonne, die in der Bauchnabelgegend eines jeden Zauberers brannte und seine gebündelte Magie warmhielt. Mit Mühe gelang es ihm, gegen den ungreifbaren Widerstand anzukämpfen - und meinte plötzlich, eine Membrane durchstoßen und seine Freiheit wiedergewonnen zu haben. Wieder hörte er ein Geräusch - diesmal klang es eher wie ein Seufzen, und wieder machte er sich auf den Weg. Sein Blutsbruder Ommo war ganz nahe, und das spürte er ganz deutlich.

Da, völlig unerwartet, schwindelte ihm plötzlich, und er merkte, wie sich eine fremde Kraft seiner zu bemächtigen drohte. Eine unerklärliche Müdigkeit überfiel ihn, und er meinte schon, keinen einzigen Schritt mehr tun zu können, so bleischwer waren ihm die Glieder. Matt murmelte er seine geheime, persönliche Formel der Kraft, die nicht einmal Jax und Ommo kannten. Es war ein Zauberwort, das ihm in Zeiten großer Gefahr und ebenso großer Schwäche letzte Kraftreserven verleihen sollte - und es wirkte. Mit einem Mal wußte er, daß er es schaffen würde. Er wußte nicht, wie, er wußte nur, daß er eine Aufgabe hatte, daß er sie erfüllen mußte, und wenn es ihn sein Leben kosten sollte.

Und er wußte noch etwas anderes: daß er einer anderen magischen Waffe bedurfte, als er sie in den Händen trug. So tastete er noch im Schleichen nach seiner großen Gürteltasche, während er zugleich den Stab wegsteckte und den Blick auf einhundertachtzig Grad verstellte, um in der Dunkelheit mehr sehen zu können. Und mit schlafwandlerischer Sicherheit griff er

nach dem Pfeil, den Jax ihm gegeben hatte, und wußte!, was seine eigene Bestimmung war: Er mußte kämpfen, ja vielleicht töten, um seinen Blutsbruder zu retten, doch er durfte es nicht mit Haß tun, nicht mit Verachtung für seinen Gegner. Der weiße Pfeil der Heilung war eine Warnung - die Warnung vor der Einseitigkeit. Wer tötete, mußte auch heilen - und wer heilen wollte, mußte auch töten können.

Diese Erkenntnis verlieh ihm eine größere Kraft, als er erwartet hatte. Mit einem Mal wußte Jobab, wo er stand, wo er hingehörte - hier in der Dunkelheit, einer unbekannten Gefahr nachstellen, die nicht einmal ihm selbst drohte. Hier war sein Platz - als Krieger und als Heiler. So war es ihm, als würde er förmlich über den Boden schweben, als habe er sein Körpergewicht eingebüßt, um nur noch unbezwingbare Kraft zu sein. Mit gewaltiger Wucht wischte er den fremden Widerstand beiseite, als sei er ein lächerlicher Zwerg, der sich erdreistet hatte, sich ihm, dem Riesen, in den Weg zu stellen, und mit geradezu übernatürlicher Sicherheit witterte er sein Ziel, seine Aufgabe und seine Bestimmung.

*

Ein dumpfer Aufprall - und plötzlich merkte Ommo, wie ihm das Blut in die Glieder schoß. Finger nestelten an seinen Fesseln, und er verlor wieder das Bewußtsein. Er träumte, wie er von kräftigen Armen - wohltuend warmen, liebkosenden und zärtlichen Armen - empörgeho-ben wurde. Er genoß das Gefühl, geborgen und gerettet zu sein.

Gerettet? Er zuckte matt in seiner Ohnmacht. Vielleicht war er ja tot? kam es ihm kurz in den Sinn. Doch das Gefühl war viel zu... ja, wie sollte man es beschreiben, vor allem jetzt, im Traum, in der Bewußtlosigkeit... ja, es war viel zu sonnig, um vom Tod zu künden. Doch starb nicht auch die Sonne jeden Tag aufs neue, um am nächsten Morgen einmal mehr im Osten aufzusteigen und ihr lebensspendendes Licht zu verstrahlen, ohne auch nur die leiseste Andeutung zu machen, welche Qualen die Mächte des Westens ihr in der Nacht angetan hatten? Ommo lächelte in seiner Ohnmacht, gab sich der Wärme hin, der sicheren Gewißheit, daß kommen mochte, was da wollte, daß nichts ihm mehr etwas würde anhaben können...

Ommo wußte nichts von Jobabs Anschleichen, von seinem Erblicken der riesigen, durch die Finsternis und das Sternenlicht ins schier unermessliche angewachsene Gestalt des Fischers No, der vor einem Richtblock stand, mit hoherhobenem Beil, und sich anschickte, Jobabs einzigen wirklichen Freund und Blutsbruder und Leidensgefährten hinzurichten.

Er wußte nichts von Jobabs instinktivem Handeln, wie er den weißen Pfeil der Heilung gezückt hatte, sich völlig lautlos, lautloser noch als ein Nachtnager oder eine magische Schlange, an den Fischer No von hinten angeschlichen und ihm ohne ein Wort - ohne Vorwarnung, aber zugleich auch ohne Haß und Håme, ohne Genugtuung, aber mit meisterlicher Sicherheit und Präzision - den Pfeil in das Todeszentrum oberhalb des Nackenansatzes gebohrt hatte.

Ommo wußte nichts davon, wie der Fischer stumm und lautlos zusammengebrochen war, wie er das Beil hätte fallen lassen, und wie sein Mitgeselle sich sachlich und nüchtern vergewissert hatte, daß der Feind tatsächlich unschädlich gemacht worden war.

Und schließlich wußte Ommo auch nichts davon, wie sich der Fischer No zu Jobabs Verblüfung plötzlich aufgelöst hatte wie ein Wesen aus Dampf- und wie die feinen grauen Schwaden in der nächtlichen Brise nach Westen abgetrieben worden waren, um sich am fernen Horizont zu einer kleinen, schwach schimmernden Wolke zu verdichten.

All dies bemerkte Ommo nicht, weil er das Bewußtsein verloren hatte. Und doch spürte er die Rettung, wußte er um den Schutz, den sein Blutsbruder ihm angedeihen ließ, als er den ohnmächtigen Zaubergesellen zurück zur Hütte trug, beschienen vom böartigen Funkeln der nadelspitzen Sterne, die von noch Schlimmerem kündeten, ohne es wirklich preiszugeben.

Behutsam legte Jobab den bewußtlosen Ommo aufsein Lager. Jax kauerte mißmutig und giftige Blicke um sich werfend in seiner Ecke, fest in die Decke eingehüllt. Asmodel stand grin-

send am Fenster und freute sich diebisch über den neuen Ärger, der sich da anbahnte.

»Mußtest du mich schon wieder wecken?« fauchte Jax seinen Gesellen an. Jobab wollte ihn zunächst ignorieren, doch dann blickte er den Magier wütend an und knurrte: »Erstens, hochlöblicher Meister der Magie, habe ich Euch nicht >schon wieder< geweckt, wie Ihr es auszudrücken beliebt, sondern allenfalls zum ersten Mal, und zweitens gibt es schlimme Nachrichten.« Vielsagend musterte er den ruhig atmenden Ommo, der sehr mitgenommen wirkte.

Jax machte eine wegwerfende Handbewegung. »Ach, ein kleiner Schwächeanfall, weiter nichts. Die Herren Gesellen halten eben nichts aus. Einer kleiner Marsch durchs unwegsame Gelände, und schon fallen sie um wie die...«

»Meister!« bellte Jobab, und seine Stimme klang so drohend und zornig, daß selbst der alte Knurrhahn verblüfft verstummte. »Es ist dies nicht die Stunde, um mal wieder Eure alte Was-seid-ihr-nur-für-verweichlichte-Trottel-Tour zu fahren! Ich habe Ommo gerade das Leben gerettet. Und da Ihr ja sowieso alles wißt, wird es Euch wahrscheinlich auch nicht sonderlich interessieren, wer es war, der ihm den Garaus machen wollte. Ich will nur wünschen, daß Ihr es noch am eigenen Leib erfahrt, was es bedeutet, mitten in der Nacht verschleppt zu werden, um plötzlich auf einem Richtblock aufzuwachen. Abgesehen davon«, fügte er leiser und mit kalter Verachtung hinzu, »daß ihr wahrscheinlich keinerlei Mitleid mit der Qual von Menschen zu haben scheint, die sich Eurer Obhut anvertraut haben - nur um von Euch schmähsch im Stich gelassen zu werden.«

Jax zog die buschigen Augenbrauen hoch und erhob sich ächzend von seinem Lager, um sich vor Jobab aufzubauen, der sich wieder über Ommo beugte und ihm die Haare aus der Stirn strich. Ein böses, unheilverkündendes Zucken spiegelte um die Mundwinkel des alten Zaubers, als er mit gespielter Gleichgültigkeit im matten Licht des Talglichts, das Jobab entzündet hatte, seine langen, scharfen Fingernägel musterte und bedächtig den Kopf wiegte. »So-so«, brummte er wie beiläufig. »Ich fürchte, der Herr Gesell braucht mal wieder eine Lektion, wie? Aber damit ich nicht alles zweimal sagen muß, werde ich den lieben Kollegen des nichtsnutzigen Herrn Gesellen mal wecken, damit er auch davon profitieren kann. Mitleid!« schnaufte er. »Pah!« Dann schnippte er in die Finger und zeigte mit spöttischer Miene auf den schlafenden Ommo. »Abraxax!« brüllte er plötzlich und völlig unvermittelt los, daß die Wände bebten und Jobab schon meinte, die Hütte wanken zu spüren. »Konx om pax!« Und er zog eine schnelle Sigill in die Luft, die kurze Zeit golden nachschimmerte, um schließlich mit leisem Puffen zu verblassen. Jobab sah zu seinem Erstaunen, wie Ommo plötzlich die Augen öffnete und ihn anblickte, als sei nichts gewesen. »Mann, habe ich gut geschlafen!« sagte sein Blutsbruder und rekelte sich wohligh. »Hätte gar nicht gedacht, daß ich in dieser armseligen Fischerhütte...« Doch dann nahm er seine Reisegefährten wahr, und eine leise Ahnung dämmerte in ihm auf. »Moment mal, irgend etwas stimmt doch nicht...« Nachdenklich legte er die Stirn in Falten.

»Schon gut«, brummte Jax und sah Jobab finster an. »Er wird sich schon noch fangen.« Knurrend ging er neben Ommo in die Hocke und warf ihm einen strengen, prüfenden Blick zu. »Im Namen des Hoor-pa-kraat«, murmelte er, und ein Schimmern des Erkennens leuchtete in den Augen des jungen Adepten auf.

Plötzlich war die Erinnerung zurückgekehrt, und Ommo spürte, wie ein leises Frösteln ihn zu schütteln begann. Stumm sah er Jobab in die Augen und flüsterte schließlich: »Danke.«

Jobab sagte nichts. Er wandte sich dem Zauberer zu und hob nun seinerseits die Augenbrauen.

Jax blickte finster auf den Boden und wackelte mit dem Kopf. Asmodel schwebte eine Spur näher heran, um sich nichts entgehen zu lassen. Der alte Zauberer stocherte mit einem langen Zeigefinger im Ohr. »Also gut, also gut«, sagte er schließlich. »Der werthe Herr Gesell Jobab ist der Meinung, ich wäre ein menschenhinderisches Ekel, was mir übrigens völlig unverständlich ist. Nur weil ich es gewagt habe, mich nicht in Gefühlsduselei zu suhlen...«

Im Hintergrund rieb sich Asmodel schadenfroh die Krallenpranken. Jobab hätte ihn am liebsten erwürgt. Doch der Meister fuhr unbeirrt fort. »Der Gesell Ommo dagegen hat noch gar nichts gesagt, was auch kein Wunder ist, weil er ja bewußtlos war.«

»Welch brillante und präzise Beobachtung!« murmelte Jobab höhnisch und zornig zugleich. Und dabei hat sich der gute Jobab doch solche Mühe gemacht, seinen geliebten Nichtsnutz zu retten!« höhnte Jax seinerseits und tat ungeschickt so, als hätte er die Bemerkung überhört. »Na ja, da möchte er natürlich ein dickes Dankeschön bekommen, anstatt zurecht darauf hingewiesen zu werden, daß man alte Männer wie mich«, Jax gab sich ersichtliche Mühe, besonders gebrechlich dreinzusehen, was ihm freilich nicht besonders gut gelang, »nicht mitten in der Nacht aus ihrem wohlverdienten Schlaf reißen sollte, weil das nämlich ihrer Gesundheit abträglich sein könnte. Erst recht

»Das ist eine bodenlose Frechheit und eine Gemeinheit dazu!« empörte sich Jobab hitzig. »Ich habe schließlich nur meine Pflicht getan, ganz im Gegensatz zu gewissen alten Gau-
nern...«

»...erst recht«, fuhr Jax unbeirrt fort, »auf einer solch beschwerlichen Reise, die an den kargen, matten Kräften des Alters zehrt.« Ommo hätte fast lachen müssen, als er mitansah, wie das alte Schlitzohr versuchte, besonders matt und erschöpft auszusehen, während man doch allzu deutlich die kräftigen und alles andere als schlaffen Muskeln des Zauberers unter seiner Robe spielen sah.

»Aber Undank ist bekanntlich der Gesellen Lohn«, knurrte Jax. »Da habe ich mir etwas aufgehast!« Und er blickte in gespielter Wehmut zu seinem Hausgeist Asmodel hinüber.

Der bekam ganz große Augen und fragte lechzend: »Soll ich sie kaltmachen, Meister?«

Jax schien über den Vorschlag ernsthaft nachzudenken, doch dann winkte er ab. »Ach, was soll' s. Dann hat man hinterher nur die ganze Schererei mit den Leichen.«

»Nein, Meister, bestimmt nicht« protestierte Asmodel, der nicht eben über einen geschärften Sinn für Ironie verfügte. »Ich mache hinterher auch alles wieder ganz sauber.« Und seine Augen glitzerten blutrünstig.

Jobab warf ihm einen gelangweilten Blick zu. »Da haben sich ja zwei gefunden«, sagte er nicht zu leise. »Charakter ist eben Glückssache.«

»Charakter«, donnerte Jax ihn plötzlich an, »Hat mit innerer Kraft und Stärke zu tun, im Gegenteil. Du hast eine Sache gut gemacht, jetzt mach' sie gefälligst nicht zunichte, indem du dich in Sentimentalität verlierst. Als Ommo auf dem Richtblock lag, da hast du ganz genau gewußt, daß du handeln mußt. Was hätte es wohl genutzt Mitleid mit ihm zu empfinden, ha? Hättest du dann vielleicht mit ihm zusammen geblutet und gelitten, anstatt etwas dagegen zu tun? Wem hätte das wohl genützt? Du...«

»Aber man darf doch wohl Mitgefühl empfinden, wenn ein anderer, dem man gern hat, leidet!« wandte Jobab ein.

Jax spreizte die Hände. »Ja«, meinte er gedehnt, »Mitgefühl ist aber auch nicht dasselbe wie Mitleid, mein Lieber! Wer Mitgefühl hat, der wird seinem besten Freund zur Not auch ohne Betäubung das Bein amputieren, wenn er ihm dadurch das Leben retten kann. Aber wer Mitleid hat, der heult nur rum und rauft sich die Haare und setzt wahrscheinlich vor lauter Zähneklappern im entscheidenden Augenblick das Messer falsch an. Und dann hast du wirklich eine Schweinerei!«

Der alte Zauberer erhob sich. »Abgesehen davon«, sagte er und schritt wieder zu seinem Lager hinüber, während Asmodel etwas enttäuscht zurückwich, »daß du dir viel lieber darüber Gedanken machen solltest, wieso es überhaupt erst soweit kommen konnte.« Seufzend ließ er sich wieder auf seinem Bett nieder. »Diesen No zu durchschauen war ja nun wirklich nicht schwer.« Jobabs Mundwinkel zuckten zornig, als er erwidert: »Ich habe dem Kerl von Anfang an mißtraut.« Doch dann mußte er widerwillig einsehen, daß sein Meister nicht so ganz unrecht hatte: Schließlich hatte er trotz seines Mißtrauens nichts unternommen, so daß er

niemandem sonst die Schuld für sein Versagen zuweisen konnte. Andererseits war sein Meister ja auch nicht

»Andererseits ist dein Meister auch nicht in die Falle gelaufen wie ein Neuling«, konterte Jax, der offensichtlich mal wieder seine Gedanken gelesen hatte. Der Meister hatte den Gesellen inzwischen wieder den Rücken zugekehrt und schien sich anzuschicken, in aller Seelenruhe wieder einzuschlafen.

Ommo warf Jobab einen resignierten Blick zu, dann wandte er sich an den Meister. »Euch macht man es doch nie recht«, sagte er. »Nach welchem Gesetz soll man denn verfahren, wenn Ihr ständig neue Spielregeln aufstellt?«

»Ha?« Jax hob den Kopf und blickte ihn über die Schulter an. »Ich hör wohl nicht recht! Was heißt hier Spielregeln aufstellen? Es gibt nur ein einziges Gesetz.«

Ohne die Kunstpause erst abzuwarten, die der Alte jetzt sicherlich genießen wollte, brummte Jobab: »Na schön, wenn wir erst einmal tot sind, wird er es uns bestimmt verraten und uns zusammenstauchen, weil wir irgendwo ganz unpraktisch herumliegen oder so.«

»Das befürchte ich auch«, meinte Jax und rupfte an seiner Decke.

Anscheinend war er mit seiner Lage nicht zufrieden, was ihm die beiden Gesellen auch herzlich gönnten.

Achselzuckend legten sich Ommo und Jobab wieder hin und löschten das Licht, um zu schlafen. Kaum waren sie im Begriff, sich endlich wieder zu entspannen und einzudämmern, als auch prompt die schnarrende Stimme ihres Meisters erscholl: »Liebe ist das Gesetz, Liebe unter Willen, mitleidlose Liebe.«

In seiner Ecke kratzte Asmodel mißmutig am Putz der Wand.

Als die Gesellen bereits wieder fest schliefen, erhob sich Jax lautlos, gab seinem Hausgeist Asmodel einen mentalen Befehl und huschte mit ihm hinaus ins Freie. Der alte Mann war behende und flink wie ein Wiesel, wenn er wollte, und so war nicht das leiseste Geräusch zu hören, als er die sonst so laut knarrenden Stufen entlang schlich. Asmodel schwebte, wie gewohnt, lautlos durch die Luft.

Draußen angekommen, begab er sich mit unglaublicher Sicherheit trotz der Dunkelheit zu der Stelle, an der der Fischer No Ommo hatte hinrichten wollen, und stellte sich vor den Baumstumpf, der als Richtblock hatte dienen sollen. Er schnippte mit den Fingern, und Asmodel wühlte leise gruffelnd in einem Beutel, den er mitgeschleppt hatte, um schließlich eine winzige Räucherpfanne hervorzuholen, in die er ein hell leuchtendes Pulver füllte, das sich beim Kontakt mit dem Metall sofort selbsttätig entzündete.

Dichte, weiße Schwaden stiegen empor und verdunkelten die wenigen Sterne, die jetzt, so kurz vor der Morgendämmerung, noch versuchten, ihre geheimnisvollen, ihre geheimnisvollen Funkelnachrichten auszustrahlen.

Jax beachtete sie nicht, sondern konzentrierte sich darauf, mit seinem schwarzen Pfeil, den er wieder aus der Robe hervorgeholt hatte, in den Schwaden herumzustochern. Plötzlich ging alles sehr schnell: Ein Blitz schoß aus dem Pfeil hervor, Asmodel wich erschrocken zurück, und Jax blickte angestrengt in die Rauchwolke.

Diese nahm langsam, aber beständig Gestalt an und formte sich zu einer Kugel von etwa sechs Fuß Durchmesser, die den alten Zauberer umhüllte und ihn schließlich sogar vor den scharfen Augen des Dämon verbarg, der jedoch nur gelangweilt in der Nase bohrte.

Im Inneren der Kugel stehend, erblickte Jax eine Röhre von beinahe mannsgroßem Durchmesser. Als er seine Konzentration bündelte und durch die Röhre schaute, wurde er einer Szene gewahr, die sich anscheinend in einem Tempel abspielte: dunkle, in Kutten gehüllte Gestalten schritten gemessen im Kreis um einen Altar, auf dem sechs schwarze Kerzen ihr goldenes Licht abgaben.

Jax nickte befriedigt, stieß eine kurze Zauberformel hervor und verneigte sich vor der Röhre. Langsam löste die Wolke sich wieder auf, und der alte Zauberer kam wieder zum Vorschein.

»Nicht schlecht, mein Lieber«, brummte er den Dämon an.
Doch Asmodel wirkte unbeeindruckt. »Man wird sehen, man wird sehen«, meinte er und blickte zum Himmel empor.
»Ja«, sagte Jax, »das wird man in der Tat.« Als er den Blick des Dämons bemerkte, fügte er hinzu: »Es wird bald Tag.«
Asmodel nickte. »Ja, Herr«, meinte er mit spöttischem Unterton, »Tag und wieder Nacht.« Jax grunzte nur und schritt zur Hütte zurück, um die Gesellen zu wecken.

VIII

Nicht mal die allerleiseste Spur«, wiederholte Jax störrisch, während Ommo und Jobab hinter ihm hergingen. Asmodel schwebte teils, teils schlurfte er voran.

»Aber es war doch wirklich so!« beteuerte Ommo, und auch Jobab wollte das Gleiche sagen, doch Jax unterbrach ihn unwirsch.

»Habe ich ja auch nicht geleugnet, daß du einen Alptraum hattest«, meinte er brummend.
»Oder etwas Ähnliches...«

Jobab berührte Ommo am Arm. »Mach dir nichts draus, der Alte ist nur sauer, weil er latschen muß und keine Lust mehr hat. Er weiß genau, daß unsere Geschichte stimmt. Und wenn nicht, dann können wir ihm auch nicht helfen.«

»Schon gut«, knurrte der Zauberer, »ich will' s ja glauben, du meine Güte, sind die Gesellen von heute empfindlich! Zu meiner Zeit...« Und er nuschte etwas Unverständliches in seinen Bart.

Nach dem Aufstehen hatten sie die ganze Hütte abgesucht, um einen Hinweis auf Nos wirkliche Identität zu finden, doch ohne Erfolg. Ganz plötzlich und völlig unverständlicherweise hatte Jax etwas davon geredet, daß das ganze Ereignis der letzten Nacht wohl doch nur auf Jobabs und Ommos Einbildung zurückzuführen sei.

Allerdings war der Meister dabei ziemlich fahrig und rastlos-unkonzentriert gewesen, bis die beiden schließlich entdeckt hatten, daß er riesige Blasen an seinen schmutzigen Füßen hatte, die ihm offenbar große Schmerzen bereiteten und ihn noch mürrischer und zänkischer machten als sonst.

Da hatten die beiden Gesellen schallend gelacht, was ihnen der alte Zauberer nicht verzeihen hatte, und so hackte er nun mit entnervender Penetranz auf ihnen herum, während er zaghaft die Füße über den sandigen Boden schleifte und einen Gang entwickelte, als wollte er für einen Eiertanz üben. »Heute abend will ich am Ziel sein«, schnauzte Jax plötzlich. »Und wenn' s geht, ohne Gejammer der Herrn Gesellen, daß ihnen alles wieder zu beschwerlich oder zu langweilig sei. Schließlich bin ich nicht...« Doch Jobab beachtete ihn nicht mehr, denn er hatte etwas in der Ferne erspäht und blieb stehen. Ommo folgte mit seinen Augen verwundert seinem Blick, und auch Asmodel hielt zögernd inne, um schließlich zu ihnen zurückzukehren. Die Landschaft war wieder hügelig bis gebirgig, aber geradezu unglaublich karg und ungastlich. »Eine Karawane«, meldete Asmodel lakonisch.

Nun blieb auch Jax stehen und beäugte mit argwöhnischem Blick die zahllosen dunklen Punkte, die sich auf einer fernen Landstraße (Eine Landstraße - hier! fragte sich Ommo verwundert. Doch es sah wirklich so aus!) bewegten.

»So, so«, brummte der Zauberer. »Hm.«

Jobab blickte ihn fragend an. Wußte der Meister etwa bereits, wen sie da vor sich hatten? Oder wollte er sich nur interessant machen? Doch die Miene des Magiers gab keinen Aufschluß über seine Gedanken. Er hob die Hand und meinte: »Wir nehmen die Abkürzung über den Hügel da vorne und fangen sie ab.«

»Wir fangen sie ab?« wiederholte Ommo verwundert. »Ist das nicht ein wenig riskant?«
»Das meine ich eigentlich auch«, warf Jobab ein. »Sollten wir ihnen nicht besser auflauern und...«

»Keine Widerrede!« bellte Jax. Er kratzte sich am Ohr und blickte grübelnd in die Ferne.
»Das ist eine Möglichkeit, schneller ans Ziel zu gelangen, und die sollten wir nutzen.« Dann stapfte er weiter, von Asmodel begleitet. »Ehrlich gesagt bin ich gar nicht so wild darauf, möglichst schnell ans Ziel zu gelangen«, murmelte Ommo.

Jobab nickte bedächtig. »Ich glaube, da ist schon wieder etwas faul«, meinte er. Auf jeden Fall heißt es, auf der Hut sein. Nicht daß uns noch einmal so etwas passiert wie mit No...«

Dann machten sich die Gesellen daran, ihrem Meister zu folgen. Der Anstieg war zwar nicht sonderlich beschwerlich, doch inzwischen verlangten die Strapazen der Reise ihren Zoll, und so hatten sie Mühe, sich gleichzeitig auf den Beinen zu halten und auf die ferne Karawane zu achten, die langsam, aber beständig immer näher kam.

Jax hatte inzwischen die Kuppe des Hügels erreicht und spähte mit abgeschirmten Augen über das Land. Dann huschte er plötzlich mit unvorstellbarer Schnelligkeit den Abhang hinunter, um auf die Straße zuzulaufen, die sich auf dieser Seite des Hügels durch die Gegend schlängelte. »Straße« war eigentlich etwas übertrieben, meinte Ommo, als er den sandigen Trampelpfad musterte. Immerhin war er sehr breit und bot einen etwas angenehmeren Boden als das steinige Geröll, durch das sie sich ihren Weg gebahnt hatten.

Der alte Zauberer kauerte sich im Schatten eines Strauchs am Wegesrand nieder und zog mit untätig herabhängenden Fingern durch Schwenken der Arme und Hände wirre Striche in den Sand. Asmodel verharrte auf dem Weg, der Karawane entgegenblickend.

Die beiden Gesellen gingen neben Jax - der natürlich mal wieder den ganzen Schatten für sich beanspruchte - im grellen Sonnenlicht in die Hocke und harrten der Ereignisse, die da kommen würden.

Mehrere Stunden vergingen, bis die Karawane auf Rufweite nähergekommen war. Voran schritten vier bis an die Zähne bewaffnete Männer, die argwöhnisch nach allen Richtungen Ausschau hielten und stehenblieben, als sie den alten Zauberer und seine Begleiter bemerkten. Sie schienen viel Erfahrung im Umgang mit Fremden zu haben, denn sie zögerten nicht lange, nein sie berieten sich nicht einmal, sondern kamen wortlos auf die kleine Gruppe zu.

Ihr Anführer, dem die drei anderen in gewissem Sicherheitsabstand folgten, verneigte sich vor Jax und murmelte die traditionelle Begrüßungsformel, wie sie in Chaim unter Reisenden gebräuchlich war: »Gruß und Heil zuvor. Ich bin Solon, Leibwächter des Sonnenprinzen Aton, und mein Herz ist ohne Arg. Möge das deine ebenso friedvoll sein.«

Jax erhob sich ächzend und verneigte sich seinerseits. »Gruß und Heil zuvor! Ich bin Jax der Zauberer, und mein Herz ist ohne Arg. Möge das deine ebenso friedvoll sein. Dies hier sind meine beiden Gesellen Ommo und Jobab und mein Hausgeist Asmodel. Auch für ihr friedliches Gebaren im Zustand der Sicherheit verbürge ich mich.« Er spulte die Formeln herunter wie ein Papagei, während er argwöhnisch die Leibwächter beäugte, die sich zwar friedlich verhielten, die Hände aber an ihre Schwerter gelegt hatten. Solon gab seinen Begleitern einen Wink, worauf sie sich entfernten und zum Haupttroß der Karawane zurückkehrten, offensichtlich um Meldung zu machen. Der Anführer der Leibgarde kauerte sich neben Jax in den Schatten und sagte: »Wir sind unterwegs zum Tempel der schwarzen Sonne, wo Prinz Aton ein Opfer darbringen will.«

Das war ungewöhnlich: Normalerweise gaben Reisende in Chaim nur selten auf Anhieb ihr Ziel bekannt, und es galt als verwerflich, einen Fremden dazu zu drängen, dies zu tun. Jobab runzelte die Stirn. Warum hegte der Leibwächter ein solches Vertrauen? War es der Name seines Meisters Jax, der immerhin in ganz Chaim bekannt war, der ihn vielleicht dazu verleitet hatte, die üblichen Vorsichtsmaßnahmen außer Acht zu lassen? Doch dann begriff er, was gespielt wurde: die Karawane war viel zu gut bewacht, als daß die vier ihr etwas hätten anha-

ben können. Zwar durfte man in Chaim keinem Magier trauen, nicht einmal dem scheinbar harmlosesten, aber wahrscheinlich wurde der Prinz von mindestens einem Hof- oder Reisezauberer begleitet, der schon für die entsprechenden Schutzmaßnahmen sorgen würde.

»Interessant«, meinte Jax und warf seinen Gesellen einen giftigen Blick zu, den sie nur zu gut kannten: Er bedeutete, daß sie ihre Gedanken besser abschirmen sollten, weil hier wahrscheinlich Magie im Spiel war. »Dort wollen wir nämlich auch hin«, sagte der alte Zauberer. »Auch ich will dort meiner Pflicht nachkommen und opfern, um meine Magis zu reinigen.« Solon musterte ihn interessiert. »Verzeiht mir die Frage, aber seid ihr nicht ein wenig zu alt dafür?«

Jax nickte betrübt, doch Ommo war sicher, daß er nur schauspielerte. »Ja, da habt ihr leider recht. Aber die Ausbildung meiner Gesellen hat mich jahrelang in Anspruch genommen und daran gehindert, mich meiner eigenen Entwicklung zu widmen.«

Ein leises Lächeln spielte um die Lippen Spions. Der Leibwächter war ein richtiger Hüne von einem Mann, mit kräftigen Muskeln und einem prachtvollen, schwarzen Vollbart, den Ommo nicht ohne einen gewissen Neid bewunderte. Es war offensichtlich, daß er sich seine eigenen Gedanken zu Jax' infamer Lüge machte. Vorsichtig versuchte Ommo, in den Geist des Fremden einzudringen, um ihn zu ergründen, doch natürlich gelang es ihm nicht: Die Leibgarde von Prinzen, Königen und Fürsten in Chaim wurde stets vom Hofzauberer abgeschirmt und überprüft, damit sich keine Spione einschleichen konnten - und damit ihre Mitglieder nicht unwillentlich Geheimnisse preisgaben, indem sie nur darüber nachdachten. Die Karawane war inzwischen in etwa hundert Schritt Entfernung zum Stehen gekommen, und einer der Führer gab Solon ein Signal, worauf dieser sich erhob und sich erneut vor Jax verneigte. »Prinz Aton wünscht, Euch zu sprechen. Erweist ihm die Ehre, mir zu folgen.«

Die höflichen Floskeln waren, das wußten sie alle, in Wirklichkeit eine versteckte Drohung, denn Solon und seine Mannen würden sich äußerst ungnädig verhalten, sobald Jax sich weigern sollte, der Einladung Folge zu leisten. Jax erwiderte die Verneigung und säuselte: »Die Ehre liegt ganz bei mir. Ich darf doch annehmen, daß diese Einladung auch für meine Begleiter gilt?«

Solon spreizte die Hände und hob wie erschrocken die Augenbrauen. »Wie unaufmerksam von mir! Selbstverständlich sind auch Eure Begleiter willkommen!«

So folgten sie dann dem riesigen Leibwächter zur Karawane, die aus Pferden und Eseln bestand und einer prunkvollen Kutsche, mit Edelsteinen und einem goldenen Dach geschmückt. Vor der Kutsche blieb Solon stehen und machte eine tiefe Verbeugung. »Hoher Herr, Durchlaucht und Herrscher, darf ich Euch den Zauberer Jax und seine Gesellen vorstellen.« Der Dämon Asmodel wurde nicht beachtet - denn das hätte unter Nichtzauberern als unheilbringend gegolten.

Der Verschlag der Kutsche öffnete sich, und ein junger Mann mit lodernd blondem Haar und einem ebensolchen Bart steckte den Kopf heraus. »Wozu die Umstände, Solon, sag doch gleich, was los ist«, sagte er und blickte den Magier und seine Gesellen lächelnd an. »Seid mit willkommen, großer Meister, ich habe schon viel von Euren gewaltigen Fähigkeiten gehört.« Dann wandte er sich dem Leibwächter zu. »Solon, sei doch bitte so gut und hole mal unseren Reisezauberer Osi. Ich nehme doch an, werter Meister Jax, es wird Euch angenehm sein, einmal mit einem Kollegen zu plaudern und mir vielleicht, so ganz unter uns«, er zwinkerte dem Magier zu, »Eure geschätzte Meinung über ihn mitzuteilen? Oder seid Ihr in Eile?« Jax grinste geschmeichelt. Normalerweise ließ er an seiner ganzen Konkurrenz kein einziges gutes Haar, und diese Gelegenheit, einem »Kollegen« womöglich mit prinziplicher Billigung eins auszuwischen, konnte und wollte er sich nicht entgehen lassen.

Der arme Osi! dachte Ommo mitleidig. Der würde nichts zu lachen haben, und wenn er dem strengen Jax selbst den Himmel auf den Kopf herabzaubern sollte. Was dem nur recht geschähe, fügte er grimmig hinzu. Solon hatte sich inzwischen mit knapper Verneigung verab-

schiedet und auf den Weg gemacht. In der Zwischenzeit verließ Aton seine Kutsche und forderte seine Gäste auf, unter einem purpurnen Baldachin Platz zu nehmen, den zahlreiche Diener hastig aufbauten und unter dem man ihnen erfrischende, kühle Getränke reichte.

Jax übte vornehme Zurückhaltung, anstatt, wie er es sonst tat, alles gierig in sich hineinzuschlürfen, was es umsonst gab. Er plauderte mit Aton über das Wetter und die Mühsal der Reise - und dann kam auch Solon schon wieder zurück, in Begleitung eines schwächlichen kleinen Männleins mit spärlichem dünnen weißen Haar, das so verhutzelt und ausgedörrt war, daß Jobab schon meinte, eine wandelnde Trockenmumie vor sich zu sehen. Plötzlich wurde Asmodel ungewöhnlich unruhig, und Jobab bemerkte, daß dem Zauberer ein riesiger Dämon folgte, der eine gewaltige Rolle unter dem Arm trug, die wie ein aufgewickelter Teppich aussah.

Das Männchen verneigte sich vor Aton und warf den Gästen einen giftigen Blick zu. Offensichtlich war es von der Begegnung mit seinem Kollegen weitaus weniger erfreut als Jax, der dem Zauberer mit falscher Freundlichkeit zuprostete. Aton bemerkte es amüsiert und zwinkerte den beiden Gesellen zu, die etwas verunsichert reagierten und nicht so recht wußten, wie sie sich verhalten sollten. Immerhin war Vorsicht geboten, und wenn...

Doch da hatte Osi auch schon das Wort ergriffen: »Es ist mir eine große Ehre, Euch persönlich zu begegnen«, sagte er zu Jax. »Ich habe schon viel von Euch gehört.«

»Eine Ehre ist es auch für mich, auch wenn ich Euren Namen eben zum ersten Mal vernahm«, erwiderte Jax lächelnd. Damit hatte er seinen ersten Pfeil abgeschossen, weil er dem Zauberer zu verstehen gab, daß er unbekannt sei - was freilich auch wirklich der Fall war.

Osi schluckte seinen Zorn herunter und zeigte auf seinen dämonischen Begleiter. »Anstelle großer Worte und theoretischer Fachsimpelei würde ich es vorziehen, Euch einen magischen Gegenstand zu zeigen, auf dessen Herstellung ich mich zu verstehen glaube.«

Jax nickte falsch-freundlich. »Ja ja, der Glaube...« sagte er dunkel. Und dann, allen bösen Vorsätzen zum Trotz neu gierig geworden: »Worum handelt es sich denn dabei?«

Nun war Osi an der Reihe, den Überlegenen herauszukehren. »Nun, nur eine Kleinigkeit«, sagte er mit wegwerfender Gebärde, doch sein Augenausdruck strafte seine scheinbare Bescheidenheit Lügen. »Ein fliegender Teppich, weiter nichts.«

Jax war verblüfft. Fliegende Teppiche waren so selten, daß man sie in Chaim oft sogar mit Gold und Diamanten aufwog. Und dieser Wicht von einem Reisezauberer behauptete, die Dinger selbst herstellen zu können? »Hmpf«, machte er unverbindlich, und Jobab mußte grinsen. Auch Ommo und Aton lächelten, während Asmodel den großen Dämon finster anblickte.

Osi stieß nach, um seinen Heimvorteil zu nutzen: »Darf ich ihn Euch vorführen?« fragte er scheinheilig, obwohl er genau bemerkte, daß Jax nun wie auf Kohlen zu sitzen schien und nur darauf brannte, das seltene magische Gerät vorgeführt zu bekommen.

Doch Jax tat desinteressiert. »Vielleicht einmal, wenn sich die Gelegenheit bieten sollte. Ich will Seine Königliche Hoheit nicht in die Verlegenheit bringen, etwas mitansehen zu müssen, was Seine Hoheit wahrscheinlich schon dutzendmal vorgeführt bekommen hat, wie ich mir vorstellen kann.«

Womit er nur ausdrückte, daß er erstens den Zauberer Osi für einen Prahlhans hielt und zweitens für einen Langeweiler, der wahrscheinlich nur über einen einzigen, ernstzunehmenden, magischen Trick verfügte.

»Aber nicht doch!« warf Aton lächelnd ein. »Ich sehe es immer wieder gern, und es würde mir Freude machen, wenn ihr vielleicht auch dazu Eure geschätzte Meinung abgeben würdet.«

Jax spreizte die Hände, hob die Augenbrauen und neigte leise den Kopf. »Wie Eure Hoheit wünschen.«

Jobab staunte, wie elegant der Meister sich ausdrücken konnte, wenn er nur wollte. Vor al-

lem, dachte er, wenn es darum ging, jemanden in die Pfanne zu hauen...

Osi bedeutete seinem Dämon, den Teppich zu entrollen, was dieser auch mit bekannter dämonischer Liebe zum Detail tat: Er schleuderte die Rolle auf den Boden, so daß alle Zuschauer für kurze Zeit in einer dichten Staubwolke

verschwanden und fürchterlich husten mußten. Dann verpaßte er ihr einen gewaltigen Tritt, und der etwa zwölf Fuß lange und sechs Fuß breite Teppich entrollte sich träge.

Eigentlich wirkte er ziemlich schäbig, dachte Ommo: ein ausgebleichenes, einstmals schwarzes Ding aus einem völlig undefinierbaren Material, verschossen und ausgefranst, genau die Art! von Vorleger, wie sie Leute in den Städten sofort auf den Müll zu werfen pflegten, sobald sie zu Geld gekommen waren.

So konnte der Schein oft trügen, überlegte er. Magische Gegenstände sahen nur selten wirklich spektakulär und geheimnisvoll aus, oft wirkten sie eher unscheinbar, ja gerade alltäglich - was natürlich die beste Tarnung und der wirkungsvollste Schutz vor dem Mißbrauch durch Unbefugte und Uneingeweihte war.

Osi beugte sich vor und fuhr zärtlich mit der Rechten über das struppige Ding, eine Zauberformel murmelnd. Jobab machte sich nicht die Mühe, sie genauer zu verstehen: Erstens waren solche Formeln meistens auf bestimmte Magier geeicht und nutzten anderen überhaupt nichts, und zweitens pflegten Zauberer in Anwesenheit von Fremden sogar solche derartig geschützten Formeln nur in verstümmelter Form auszusprechen, sei es rückwärts oder mit umgestellten Silben, um ganz sicher zu gehen, daß man ihnen nicht die Kraft und ihr Geheimnis entriß. Statt dessen achtete er auf seinen Meister, der mit Kennermiene das Vorgehen beobachtete und sich wieder erhob, um dem Reisezauberer zu folgen.

Schließlich machte Osi einen unbeholfenen Kratzfuß und lud Jax mit einer vielsagenden Geste ein, als erster auf den Teppich zu treten. Der warf einen mißtrauischen und dennoch gierigen Blick in die Runde und gehorchte. Kaum hatte er in der Mitte des Teppichs Platz genommen - es empfahl sich nicht, auf fliegenden Teppichen zu stehen, wenn man ihre genaue Fluggeschwindigkeit nicht kannte -, als Osi hinter ihm aufsprang und mit einem donnernden »Schamsäel!« die Arme wirbeln ließ und wild den Kopf nach hinten ruckte.

Jobab wäre beinahe in schallendes Gelächter ausgebrochen, so absurd und lächerlich wirkte die Szene: sein Meister, der mit steinerner Miene auf einem zerlumpten Teppich saß und an einem Ohrläppchen pulte, und der Winzling von einem Zauberer hinter ihm, der nun auf und ab hüpfte, als wollte er seinem Teppich die Sporen geben, wild gestikulierte und plötzlich mit affenartiger Geschwindigkeit das Karree des Teppichs entlangsauste. Doch er kam nicht mehr dazu, denn plötzlich begann das verfilzte Ding wogenartige Bewegungen zu machen, wirbelte eine weitere Staubwolke auf- und schoß senkrecht in den Himmel empor, um dann eine Kurve nach rechts zu fliegen, leicht geneigt, so daß Jax ordentlich durchgeschüttelt wurde. Ommobemerkte, wie sein Meister sich Mühe gab, seine innere Sonne brennen zu lassen, um nicht aus dem Gleichgewicht geworfen zu werden. Bewundernswerterweise gelang ihm das auch, obwohl der kleine Reisezauberer sich offensichtlich alle erdenkliche Mühe gab, seinem unwillkommenen Fluggast einen ordentlichen Schrecken einzujagen. Doch Jax war viel zu gewieft, um darauf nicht vorbereitet gewesen zu sein. Während Osi vor ihm Platz nahm und mit wildem Gefuchtel den Teppich dirigierte, der nun Schleifen und Loopings flog, daß einem schon beim Zusehen schwindelig wurde, erhob sich der alte Magier gravitatisch und streckte seitlich die Arme aus, das Spiel offenbar gründlich genießend. Es war ein Wettkampf in der Luft: Osi, der versuchte, Jax zu zeigen, wer hier Herr der Lage war, gegen Jax, der sich von einem solchen »Winkelhexer« wie er ihn mit Sicherheit in Gedanken nannte (das wußten Ommo und Jobab genau), nicht ins Bockshorn jagen lassen wollte und nun alles tat, um zu beweisen, wie wenig der andere ihm anhaben konnte und wie sehr er jeder Situation gewachsen war.

Osi, der in der Entfernung nur noch undeutlich zu erkennen war, fuchtelte immer heftiger

umher, offenbar zornig, daß seine Flugmanöver nicht den gewünschten Erfolg hatten. Der Teppich schlug die wildesten Salti, fuhr jäh in die Tiefe, um im letzten Augenblick, dicht über dem steinigen Boden der Hügellage, wieder steil emporzuschießen und sich zahllose Male um die eigene Achse zu drehen - längs und quer, wie Ommo zu seinem Entsetzen bemerkte.

Jax war zwar zäh - aber würde der alte Mann diese Behandlung durchhalten? Ommo wußte es selbst nicht. Gewiß, es ging um die Berufsehre, und so wenig er sonst auch auf seinen Meister gut zu sprechen war, so sehr drückte er ihm jetzt doch die Daumen, auf daß sein waghalsiges Abenteuer das gewünschte Ende finden mochte. Jobab tat es ihm gleich, und so bemerkten die beiden wie gebannt an den Himmel starrenden Gesellen nicht, wie um sie herum plötzlich einiges in Bewegung geriet. Aton entfernte sich unauffällig und gab Solon und seinen Mannen, die inzwischen ebenso unauffällig herbeigeeilt waren, einen knappen Wink.

»Juchhe!« jauchzte Jax und winkte der Karawane zu. Täuschte Jobab sich oder war der Meister wirklich leicht grün im Gesicht? Nein, das ließ sich auf diese Entfernung nicht so leicht erkennen. Wahrscheinlich war er allerdings schon...

Da schoß der Teppich mit den beiden Magiern plötzlich davon und jagte mit wahnwitziger Geschwindigkeit fort, bis er nur noch ein winziges Pünktchen am Horizont war, das schließlich ebenfalls verschwand.

Fragend blickte Jobab seinen Blutsbruder an - und mußte entsetzt feststellen, daß die bewaffneten Leibwächter sie umringt hatten und sich nun wortlos und stumm auf sie stürzten. Geistesgegenwärtig riß er seinen magischen Dolch aus dem Gürtel und richtete ihn auf die Angreifer. Er konnte Ommo nicht mehr erkennen, zu dicht war die Schar der Bewaffneten, die mit geübten, eisernen Griffen die beiden Gesellen packten und sie unschädlich machten.

Ommo hatte keinen einzigen Warnschrei mehr ausstoßen können, weil sich völlig überraschend und unerwartet eine große Hand auf seinen Mund gelegt hatte, während drei weitere Fäuste seine Arme packten und ihn außer Gefecht setzten. Dann ein gewaltiger Hieb gegen seine Schläfe - das kurze Aufzucken von Sternen in seinem Schädel - und schon wurde alles um ihn herum dunkel.

Plötzlich war es feucht, wie von einem heftigen Regenschauer. Das Wasser troff ihm nur so vom Gesicht, und Ommo war sicher, daß er bald ertrinken würde, wenn er sich nicht sofort in Sicherheit brachte. Er schlug die Augen auf- und erblickte durch einen Tropfenschleier das düstere Gesicht seines Meisters Jax, der ihm anscheinend, wie er jäh begriff, Wasser ins Gesicht geschüttet hatte.

Was ihn noch mehr erstaunte, das war das Aussehen des alten Zauberers:

Dicke, blutige Schrammen überzogen sein Gesicht, und eine halbe buschige Augenbraue wirkte wie ausgerupft. An der langen Hakennase trug er eine riesige Beule, und als Ommo näher hinschaute, stellte er fest, daß auch das Gewand des Meisters zerfetzt und noch verschmutzter war als sonst.

»W... wa... was ist passiert?« stammelte Ommo.

»Nichts weiter«, brummte Jax übelgelaunt. »Die Burschen haben uns überfallen und Jobab entführt, weiter nichts.«

»Aber ihr wart doch...« Ommo schüttelte den Kopf, um wieder klar sehen zu können. Und um seinen eigenen Einwand zu verneinen: Jax war ebenfalls entführt worden, von dem Zauberer Osi mit seinem fliegenden Teppich. Mit einem Mal war ihm das alles klar: Die ganze Vorführung des Teppichs, der freundliche Empfang durch Aton - all das war nur ein Vorwand gewesen, um ihrer Herr zu werden. Offenbar hatten die Reisenden der Karawane (»Wüstenräuber!« fiel es Ommo plötzlich ein) Jax' in ganz Chaim gefürchteten Fähigkeiten zugetraut, selbst die schwerbewaffneten Männer auszuschalten.

Und deshalb hatten sie erst den alten Zauberer entführt, um sich Jobabs zu bemächtigen...

»Ganz schön aufs Kreuz gelegt hat er mich, dieser widerliche Wicht von einem Hinterhof-

zauberer«, knurrte Jax. »Erst die ganze Schau mit dem Teppich, um mich abzulenken, und plötzlich schmeißt er mich zehn Meilen von hier entfernt von seinem dämlichen Vehikel! Eine Frechheit!«

Das zahme Schimpfwort »Frechheit« zeigte Ommo, daß Jax seinen Niederlage anscheinend noch nicht so recht verwunden hatte und - eine Seltenheit, fürwahr! - vergleichsweise sprachlos war.

Doch Ommo hatte andere Probleme. Weshalb hatte man Jobab entführt?

Wenn der »Sonnenprinz« Aton wirklich ein Herrscher war, was konnte er dann für ein Interesse daran haben, einen armseligen Gesellen... »Der Tempel der schwarzen Sonne!« entfuhr es Ommo plötzlich. »Hat dieser Solon nicht gemeint, Aton wolle dort opfern?«

Jax blickte ihm fest in die Augen. »Paß auf, Ommo«, sagte er beinahe zärtlich, und Tränen schienen ihm in den Augen zu stehen, »du hast recht - das ist eine böse Nachricht. Weißt du, was man im Tempel der schwarzen Sonne opfert?«

Ommo erwiderte stolz seinen Blick. Ein unheimliches Wissen bemächtigte sich seines Geistes, und er sagte nickend: »Ich kann es mir denken, Meister -Menschen wahrscheinlich.«

»Hm«, machte Jax und wiegte den Kopf, »genauer gesagt -Götter, und zwar, um der schwarzen, der unsichtbaren Sonne der Nacht zu huldigen. Genauer weiß niemand über diesen Kult.«

»Aber Jobab ist doch gar kein Gott - was immer das überhaupt sein mag!« wandte Ommo ein.

»Das stimmt nicht ganz«, erwiderte Jax. »Jobab ist ein angehender Magier - und somit auch ein angehender Gott. Erwinnere dich an das, was ich euch über das Reich der toten Götter erzählt habe.«

Ommo senkte stumm den Blick. Plötzlich spürte er ein leises Prickeln auf dem Rücken. Er brauchte nicht nachzusehen, was es damit auf sich hatte, eine instinktive Gewißheit sagte ihm, was geschehen war - und was geschehen mußte: Er hatte den Pfeil des Zorns aktiviert, der in seinem Reisesack steckte. Nun wußte er, daß er weder rasten noch ruhen würde, bis Jobab entweder gerettet oder gerächt worden war. Es bedurfte keiner weiteren Worte. Jax schnippte mit den Fingern, und Asmodel, der in einiger Entfernung hinter ihm gestanden hatte, setzte sich in Bewegung. Ein mentaler Befehl - und schon wußte Ommo von seinem Meister, wie er seine letzten magischen Kraftreserven aktivieren mußte, um sich in einem Tempo in Marsch zu setzen, wie es sonst allenfalls ein Kurzstreckenläufer aufbrachte. Mühelos huschte der alte Zauberer neben seinem Gesellen dahin.

Von Blasen an den Füßen keine Spur mehr, dachte Ommo verbittert. Er wußte nicht, ob er dem Magier trauen konnte, das konnte man eigentlich nie.

Aber er brauchte einen Verbündeten, um sein Ziel zu erreichen - und wenn er unterwegs seinen Meister ausschalten mußte, weil er möglicherweise sein Feind war - so würde er es tun.

*

Als Jobab aus seiner Ohnmacht erwachte, fand er sich in einer äußerst unbequemen Lage wieder: Er war auf ein großes, hölzernes Rad geflochten, mit gespreizten Armen und Beinen, und hing aufrecht auf diesem Foltergerät. Denn daß es sich um eine Folter handeln mußte, war nur zu deutlich: Unter dem Podest, auf dem das Rad, anscheinend hinter ihm von Pfosten gestützt, befestigt war, züngelten Flammen zu ihm empor - gerade noch entfernt genug, um ihn nicht zu versengen, doch andererseits auch so nahe, daß er die Hitze spürte.

Verwirrt blickte er um sich. Er konnte sich nur noch an den Kampf mit den bewaffneten Leibwächtern des Prinzen Aton erinnern - sofern der wirklich ein Prinz war und kein einfacher Wüstenräuber, dachte er verbittert. Danach hatte er nur noch Erinnerungsfetzen zur Verfügung, um sich zu orientieren: schaukelnde Lasttiere, über deren Rücken man ihn geschnallt

hatte, das leise Hufgeklapper bewaffneter Wachen - dann wieder die Ohnmacht. Und nun war er hier. Hier? Wo denn eigentlich? Anscheinend in einer finsternen Höhle, die vom Licht der Flammen und der Fackeln nur notdürftig erhellt wurde. Beißender Rauch fraß sich in seine Augen. Fackeln? Was für Fackeln? Als er die Augen etwas zusammenkniff, wurde er der Gestalten gewahr, die, in schwarze Kutten mit Gesichtskapuzen gehüllt, linkswendig im Kreis um ihn und sein Podest schritten.

Linkswendig? Das verhiess nichts Gutes: Das war die sogenannte »böse« Richtung, wie Jax ihm und Ommo mal erklärt hatte, die Richtung der schwarzen Magie. Natürlich gab es in Wirklichkeit gar keine echte Trennung

zwischen »Weißer« und »Schwarzer« Magie. »Schwarz sind allenfalls die Füße der Magier, hähä!« hatte Jax dazu gemeint. »Und weiß wie die Leinentücher sind ihre Gesichter, wenn sie mal in den Spiegel gucken müssen.«

Es stimmte: Die Magie selbst war völlig neutral. Ihr war es egal, wie man sie benutzte, und sie kannte keine Gnade, im »Guten« wie im »Bösen«.

Und doch wurden linkswendige Ritualkreise immer nur gezogen, wenn es um Opferungen ging, um Schadenszauber und um das Herbeirufen von Kräften und Mächten, von denen der unerfahrene Zauberer besser die Finger ließ.

Opferungen? Jobab mußte schwer schlucken. Natürlich! Und es gab auch keine Frage, wer das Opfer war... Und hilflos war er auch noch, völlig u n fähig, sich zu regen.

Plötzlich ertönte Gemurmelt: die verummten Gestalten sagten eine Zauberformel auf, die sie in monotonem Singsang unentwegt wiederholten:

»Risuuch! Suclagus! Kirtabus! Sablil! Schachlil! Colopatiron! Zeffar! ON! ON! ON!«

Jobab wurde bleich. Das waren die Namen der Macht im Reich der toten Götter, das wußte er inzwischen, und er konnte sich nun nur zu gut vorstellen, wer hier getötet werden sollte. Hatte Jax nicht erzählt, daß jeder, der den Weg der Magie zu beschreiten wagte, in diesem Reich den Tod fand?

»Risuuch! Suclagus! Kirtabus! Sablil! Schachlil! Colopatiron! Zeffar! ON! ON! ON!«

Den Tod... Jobab war Realist genug, um die Hoffnungslosigkeit seiner Lage auf Anhieb zu erkennen. Er zerrte an seinen Fesseln, doch das war mehr eine Geste. Wer einen Ritualmord vorhatte, der sorgte auch dafür, daß sein Opfer nicht entkommen konnte - denn dann wäre der Leiter der Zeremonie selbst zum Opfer geworden, so wollte es das Gesetz der Magie. Und es hatte auch keinen Zweck, mit den Gestalten zu reden - zu tief schienen sie bereits in magischer Trance zu sein.

»Risuuch! Suclagus! Kirtabus! Sablil! Schachlil! Colopatiron! Zeffar! ON! ON! ON!« dröhnten die Zauberer. Oder waren es Götzendiener? Jobab zog es vor, nicht mehr darüber nachzudenken.

Immer lauter wurde der Gesang, das monotone Murmeln, und Jobab spürte, wie sich ein seltsamer Zustand seines Geistes bemächtigte. Ein Bild erschien vor seinem inneren Auge: Die verhüllte Gestalt eines Priesters, der zu ihm sagte: »Mit deinem Blut soll die Sonne wieder belebt werden! Ehre sie! Ehre sie! Ehre sie durch die Hingabe deines Blutes!«

»Risuuch! Suclagus! Kirtabus! Sablil! Schachlil! Colopatiron! Zeffar !ON! ON! ON!

»Blödsinn!« entfuhr es ihm, doch die Gestalten beachteten ihn nicht, während die Flammen, wie von der Formel aufgepeitscht, nach seinen Füßen und Beinen leckten.

Blödsinn? Jobab war sich plötzlich nicht mehr so sicher. Was, wenn es stimmt, wenn die Sonne, die bekanntlich jeden Abend aufs neue im Westen unterging, tatsächlich erst durch ein solches Blutopfer zu neuem Leben erweckt werden mußte?

»Risuuch! Suclagus! Kirtabus! Sablil! Schachlil! Colopatiron! Zeffar! ON! ON! ON!«

Die dämonischen Silben der Macht hämmerten auf seinen Widerstand ein, zermürbten ihn. Ein weiterer schrecklicher Gedanke kam ihm: »Was, wenn es gar nicht immer wieder dieselbe Sonne sein wollte, die morgens im Osten aufstieg, wenn es stets eine neue war, eine jung-

fräuliche? Doch woher kam die dann?

Jobab schloß die Augen. So ging das nicht, er wurde langsam wirr. Es war auch unlogisch, schließlich hätte man dieselbe Frage stellen können, um zu erfahren, woher die eine und einzige, die alleinige Sonne Chaims stammte.

Nicht einmal Jax hatte eine Antwort auf diese Frage gewußt.

»Risuuch! Suclagus! Kirtabus! Sablil! Schachlil! Colopatiron! Zeffar! ON! ON! ON!«

Ein Gedanke schoß ihm durch den Kopf, eine Erkenntnis: wahrscheinlich hatten die Karawanenräuber ihn an die Priester des Sonnenkults verkauft. Doch er schüttelte ihn als nebensächlich ab. Wenn es stimmte... nicht auszudenken... wenn es wahr sein sollte... wenn es wirklich seines Todes bedurfte, damit die Sonne am nächsten Tage wieder auferstehen konnte (ob als alte, ob als neue, das tat nichts zur Sache), dann... dann... konnte, durfte er sich dann dieser Verantwortung für das Wohlergehen Chaims und seiner Bewohner verweigern?

»Risuuch! Suclagus! Kirtabus! Sablil! Schachlil! Colopatiron! Zeffar! ON! ON! ON!«

Ein schrecklicher Gewissenskonflikt tobte in seinem Inneren. Jobab war hin- und hergerissen zwischen Empörung und Hingabe, zwischen Weigerung und Selbstaufopferung. Chaim war kein besonders gemütliches Land: Seine Einwohner waren alle nur auf ihren eigenen Vorteil bedacht, seine Magier waren alles Schlitzohren, einer schlimmer als der andere. Wer nichts leistete, der war verloren, der konnte getrost verhungern, ohne daß sich auch nur eine Menschenseele um ihn kümmerte.

Chaim war, das bemerkte er nun zum ersten Mal bewußt, eher eine Art Hölle. Und wenn er sein Opfer verweigern sollte, würde Chaim sterben, denn die Sonne verlieh ihm das Leben und die Kraft, wie der Mond ihm die Fruchtbarkeit und die Ahnung um das Wesen der Dinge verlieh. »Risuuch! Suclagus! Kirtabus! Sablil! Schachlil! Colopatiron! Zeffar! ON! ON! ON!«

Unerbittlich dröhnte die Formel und hallte von den Felsen wänden der Ritualhöhle wider.

Andererseits war da nicht nur Chaim, da waren auch Jax und Ommo. Jax? Pah! Für den würde Jobab nicht mal den Kleinen Finger rühren, zu sehr hatte der alte, gehässige und gefühllose Zauberer ihn und seinen Blutsbruder getriezt. Wahrscheinlich hatte er ihn sogar ganz bewußt in diese Lage gebracht... Aber Ommo? Nein, das durfte nicht sein! Ehe er seinen Blutsbruder sterben ließ (aus Mangel an Licht und Wärme? Niemals!), würde er lieber selbst in das Opfer einwilligen.

»Risuuch! Suclagus! Kirtabus! Sablil! Schachlil! Colopatiron! Zeffar! ON! ON! ON!«

Merkwürdig - obwohl er sich ohnehin nicht mehr wehren oder gar befreien konnte, wußte Jobab genau, daß es darauf ankam, daß er sich freiwillig dem Tod hingab, sonst war das Opfer wertlos, ein einfacher, sinnloser Ritualmord, weiter nichts.

Alles in ihm bäumte sich gegen diese Entscheidung auf. Sein Verstand rebellierte, wollte ihm einreden, daß sein Widerstand die letzte Geste seiner ihm verbliebenen Freiheit sei. Ein Grauen vor dem Tod überfiel ihn und ließ seine Glieder zittern wie Espenlaub... Erinnerungen an die schönen Tage seines Lebens tauchten vor seinem geistigen Auge wieder auf... auf der Jagd mit Ommo... das Schließen der Blutsbrüderschaft, noch damals, als Lehrling... der gemeinsame Kampf gegen ihren störrischen, unbarmherzigen Meister Jax...die vielen Abenteuer... nein, ganz so schlimm war das Leben in Chaim auch wieder nicht gewesen... ungemütlich, gewiß, aber niemals wirklich langweilig... Er erinnerte sich an die Sonnenaufgänge, als er mit Ommo hinaus auf die Pirsch gegangen war, um die karge Diät aufzubessern, die Jax seinen Schülern zumutete...

»Risuuch! Suclagus! Kirtabus! Sablil! Schachlil! Colopatiron! Zeffar! ON! ON! ON!« Und Jax? Ein schlimmes Scheusal... und doch hatte er viel von ihm gelernt... jetzt, da er dem Ende ins Auge blicken mußte, erkannte er, daß er dem alten Zauberer oft auch Unrecht angetan hatte... dem alten Mann, der in seiner Einsamkeit verbittert und zum Menschenfeind geworden war... nein, aber Mitleid konnte er nicht für ihn empfinden... eher Verständnis,... nicht

viel Verständnis, aber immerhin ein bißchen... das änderte ja nichts daran, daß Jax ein Ungeheuer von einem Sklaventreiber und Schinder blieb... aber sollte der alte Magier seinetwegen einen vorzeitigen Tod finden? Sollte es ihm nicht vergönnt sein, seine alten Tage so zu leben, wie er es für richtig hielt... Plötzlich erhob Jobab seine Stimme, stimmte in den Chor ein: »Risuuch! Suclagus! Kirtabus! Sablil! Schachlil! Colopatiron! Zeffar! ON! ON! ON!« Aus Leibeskräften schrie auch er die Formel, gab sich dem Opfer hin, war er bereit, sich zu opfern, aus freien Stücken und nicht wegen seiner Fesseln und seiner Ohnmacht angesichts der Übermacht seiner Reiniger. Die Flammen loderten empor, griffen nach seinem Leib, sengten ihn - doch Jobab empfand Ekstase im Schmerz, war Opfer und Opferer zugleich, ein Diener und ein Herr der Sonnenkraft, starb und lebte, starb und lebte!

Plötzlich verstummte die magische Formel, ertönte ein Ruf: »Das Licht im Osten leuchtet uns! Das Licht im Osten leuchtet uns!«

Die Gestalten blieben stehen, die Flammen erloschen wie von Zauberhand gelöscht, von alleine lösten sich Jobabs Fesseln, und auch er blickte hinüber zu der hoch aufragenden Gestalt Atons, die am fernen Höhleneingang stand und einen Vorhang entfernte, um das Licht der aufgehenden Sonne einzulassen, das hell und strahlend von außen eindrang und die Höhle mit seinem goldenen Schein durchflutete.

Und in der Höhlenöffnung erschienen plötzlich Jax und Ommo und Asmodel: Asmodel mürrisch wie immer, aber deutlich an den Marterwerkzeugen im Inneren der Höhle interessiert, Ommo verdutzt und erleichtert zugleich, als er seinen Blutsbruder erblickte, der hoch oben auf seinem Podest stand und unversehrt in goldenem Glanz strahlte, erlöst und eingeweiht - und Jax, bis über beide Ohren grinsend und Aton zuzwinkernd, der majestätisch, feierlich und doch auch jugendlich zugleich wie ein blonder Sonnengott dastand und das ganze mit unverhohlenem Wohlwollen betrachtete. Dann war kein Halten mehr: Ommo stürzte auf das Podest zu, kletterte hinauf und umarmte seinen Blutsbruder, der noch immer etwas benommen, und doch von einer geradezu hellsichtigen Klarheit durchflutet die Geste erwiderte und ihm den alten Lehrlings- und Gesellengruß ins Ohr flüsterte, den sie schon seit Jahren in besonders dramatischen Situationen immer wieder ausgetauscht hatten: »ZASAS, ZASAS, SATANATAZASAS.«

X

»Natürlich war ich in Wirklichkeit schon früher im Reich der toten Götter«, schnarrte Jax wichtigtuerisch, als sie langsam auf die Schilfrohrhütte zuschritten, die sein kärgliches Zuhause darstelle. Der Zauberer Osi hatte, murrend zwar, doch dem Befehl seines Herrn Aton folgend, die drei Magier und ihren Hausgeist mit seinem fliegenden Teppich in der Nähe ihres Heims abgesetzt und war schließlich grußlos davongeflogen. Offensichtlich war er mit sich selbst nicht sonderlich zufrieden gewesen, und Jax hatte ihn während der Reise auch in bekannt gemeiner Manier ordentlich gepiesackt. »Anders wird man nämlich kein Meister«, fuhr Jax fort. Ommo horchte auf. »Soll das heißen, daß man Euch auch opfern wollte?« fragte er interessiert.

»Wer will das nicht?« murmelte Jobab. »Ich frage mich nur, für wen er sich wohl geopfert hätte...«

Jax hob drohend den Zeigefinger. »Werden Sie nur nicht frech, Herr Gesell! Es gäbe noch manchen ruchlosen Ort, an den ich Sie schicken könnte, wenn es mir beliebt.« Doch da er wegen seines schlußendlichen Triumphs über Osi zutiefst befriedigt war, ließ er es bei dieser Drohung bewenden und fuhr in seinem belehrenden Tonfall fort: »Eine solche Erfahrung ist eben Bestandteil einer jeden magischen Gesellenausbildung. Der mystische Tod - das Opfern

des eigenen Ichs für einen anderen.«

Mit einem Tritt schoß er einen kleinen Kieselstein beiseite, der ihm im Weg lag, und meinte wie beiläufig: »Ist wohl nicht der Rede wert, daß ich mir all diese Mühe gemacht habe, nur um den Herren Gesellen eine vernünftige Ausbildung zuteil werden zu lassen.« Er schniefte dramatisch, als wollte er weinen. »Nur um wahrscheinlich schon morgen wieder zu hören zu bekommen, daß man bei mir außer dem Putzen von magischen Spiegeln nichts lerne. Pah!« Zornig blieb er stehen, legte die Hände hinter dem Rücken zusammen und musterte sie finster.

Ommo und Jobab waren verdutzt und blieben ebenfalls stehen. Hm, so hatten sie die Sache noch gar nicht betrachtet. Gewiß, der alte Zauberer hatte einiges vorhergesehen und offensichtlich auch manches mit Aton vorher abgesprochen, doch beschwerlich war die Reise für ihn allemal gewesen, und auch nicht ungefährlich - es hätte ja nur irgend etwas schiefzugehen brauchen. Und seine verkrusteten Beulen und Schürfwunden...

Wider besseren Wissens waren die beiden Gesellen gerührt.

»Hm, na ja...« machte Jobab. »Eigentlich...«

»Ja, hm...« stammelte auch Ommo. »Äh...«

Jax hob abwehrend die Hände. »Keine Ursache, keine Ursache. Wenn ihr mir eure Dankbarkeit beweisen wollt, wüßte ich schon etwas... nur eine Kleinigkeit...« Mit schräggelegtem Kopf schielte er die beiden an.

»Nur eine Kleinigkeit?« murmelte Jobab mißtrauisch. Er ärgerte sich, weil es dem alten Schlitzohr mal wieder gelungen war, sie in die Enge zu drängen.

Wahrscheinlich würde der Zauberer jetzt ihre Dankbarkeit nach Strich und Faden ausnutzen. Sie hatten sich zwar noch nicht wirklich zu irgend etwas verpflichtet, aber da sie noch gute vier Jahre in seinen Diensten standen...

»Fünf«, meinte Jax, Jobabs Gedanken lesend. Dann zog er eine entschuldigende Grimasse von exquisiter Falschheit. »Das heißt, natürlich nur, wenn ihr euch wirklich dankbar zeigen wollt... Immerhin«, er blickte interessiert an den Himmel, wo freilich nicht einmal das leiseste Wölkchen zu sehen war, »seid ihr beide auf dem Weg zum Meister jetzt ein gutes Stück weitergekommen.«

»Hm, Jobab schon«, meinte Ommo, »aber ich bin doch nicht geopfert worden...«

Jax winkte ab. »Red keinen Blödsinn. Ich denke, dein Albtraum vom Richtblock war Wirklichkeit?«

Ach so. Das stellte die Sache natürlich in einem etwas anderen Licht dar, dachte Ommo. Und machte die Lage noch verwickelter. Erst jetzt begriff er, daß er Jax' Bemerkung gar nicht richtig verstanden hatte, weil er selbst ja nicht in Jobabs Geist gelesen hatte. »Was heißt denn eigentlich fünf?«

»Er will uns noch einen weiteren Jahresdienst abverlangen«, knurrte Jobab.

»Oh.« Mehr wußte Ommo auch nicht mehr dazu zu sagen.

Jax scharfte ungeduldig mit den schmutzigen Füßen im Sand. »Also, was ist nun? Habt ihr noch einen Funken Anstand in euch oder nicht?«

Die beiden Gesellen blickten sich an. Wenn sie jetzt ablehnten, würden die nächsten vier Jahre wahrscheinlich die reinste Hölle werden - dafür würde Jax schon garantieren. »Eine widerliche Erpressung«, murmelte Ommo wütend.

Jax feixte. »Stimmt. Aber irgendwie muß man ja auf seine Kosten kommen.«

Zögernd willigten sie ein. Sie wußten, daß sie diesen Beschluß noch oft bereuen würden, doch andererseits... wo wären sie ohne Jax?

Jax nickte befriedigt und stapfte wortlos zu seiner Hütte. Nur Asmodel verharrte bei den beiden Freunden und räusperte sich. Verwundert blickten sie ihn an.

»Ich bleibe auch noch ein Jährchen«, meinte er.

»Wieso?« wollte Jobab wissen. »Ich denke, dein Dienst endet in zwei Wochen?«

»Habe verlängert«, erwiderte der Dämon, und es war ihm offensichtlich geradezu peinlich, es zugeben zu müssen.

Jetzt waren sie erst recht erstaunt.

»Warum?« fragte Ommo. »Du wolltest doch nie.«

»Na ja, diese Reise«, fing Asmodel an, und Jobab schwante Fürchterliches.

Natürlich! Wie hatten sie das nur übersehen können! Die Reise und die Abenteuer waren die Bezahlung für die Dienste des Hausgeists!

»Ich wollte doch mal richtig Blut fließen sehen«, gestand Asmodel treuherzig.

»Und richtige Schlachten und so.«

Ommo wußte, was gemeint war. »Am liebsten hättest du wahrscheinlich mitangesehen, wie wir alle den Tod finden, was?« fragte er wütend.

Der Dämon nickte eifrig. »Ja«, meinte er, »das wäre fein gewesen. Dann wäre ich richtig auf meine Kosten gekommen -und wenn Jax dabei draufgegangen wäre, hätte ich ihm nicht mehr zu dienen brauchen, hähä.«

Jobab wiegte anerkennend den Kopf. Das war dämonisches Denken in Reinnatur. »Von dem können wir noch viel lernen«, brummte er.

Ommo sah ihn zweifelnd an. »Wenn das so weitergeht, sind wir noch in hundert Jahren unter Jax' Fuchtel.«

Verdrossen meinte Jobab: »Da hat der alte Gauner mal wieder zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen: Wir bleiben noch ein Jahr länger als geplant, und sein Hausgeist ebenfalls. Und dafür die ganze Qual!«

Plötzlich raschelte es hinter ihnen, und ihr Meister steckte den Kopf aus der Tür: »Eine dritte Fliege habt ihr wohl vergessen, wie? Immerhin seid ihr jetzt wenigstens richtige Gesellen und keine nichtsnutzigen Senkrechtstarter mehr!« Dann verschwand er wieder keckernd und wiehernd im Inneren der Hütte.

Achselzuckend sagte Ommo: »Man wird ja so dankbar...«

Aber irgendwie freute er sich doch über Jax' verstecktes Lob, und selbst Jobab mußte verstohlen schmunzeln. »Na warte«, sagte er, zu der Hütte gewandt. »Dich kaufen wir uns noch!«

Teil 3

Der Zauberkrieg

I

Ommo blinzelte. »Ist ja gar keiner da«, meinte er verwundert und sah sich vor der Hütte um. »Natürlich nicht«, knurrte Jobab. »Wahrscheinlich hat der alte Knacker nur Schlafstörungen.«

Es war um die Stunde Methon. Mitten in der Nacht war Jax zu ihnen gekommen, hatte jedem der beiden Gesellen mit einem langen, schmutzigen Zeigefinger in die Rippen gestochen und gemeckert: »Der Schlaf ist der Tod des Zauberers!« Als sie schließlich murrend die Augen aufschlugen, hatte er, schon halb zum Gehen gewandt, über die Schulter redend hinzugefügt: »Wir haben Besuch. Es gibt Krieg.«

Schön, durch eine solche Nachricht geweckt zu werden! Doch nun war draußen vor ihrer Gesellenhütte alles nur finster, von einem Boten keine Spur. Nicht einmal Jax war da, und die Feuerstelle war kalt. Nur Asmodel lümmelte neben der Asche herum. Wahrscheinlich hatte das alte Ekel den Dämon vor die Tür geschickt, damit er sie beaufsichtigte. »Und was nun?« fragte Ommo und unterdrückte ein Gähnen. Achselzuckend schritt Jobab zu dem Steinkreis hinüber, der die Feuerstelle markierte. »Wenn der sich einbildet, daß ich es irgendwelchen unsichtbaren Besuchern auch noch unaufgefordert gemütlich mache, indem ich ein Feuer in Gang setze, hat er sich aber in den Finger geschnitten!« Asmodel grinste. »Das gäbe ja leckeres Blut!« meinte er schmatzend. Jobab kauerte sich kopfschüttelnd neben den Dämon auf den Boden. »Der denkt auch immer nur an das eine«, murmelte er und stocherte mißmutig mit einem Stock in der Asche herum.

Ommo gesellte sich zu seinem Blutsbruder. »Mit Hoffen und Harren hält Jax uns zum Narren«, deklamierte er. In letzter Zeit hatte er damit begonnen zu reimen und sich mit Zaubersprüchen zu beschäftigen. Das ging Jobab zwar ziemlich auf die Nerven, denn er hatte für die schönen Künste nicht das geringste übrig, aber ein Blutsbruder war eben ein Blutsbruder: den mußte man so nehmen wie er war.

Also versuchte er ihn abzulenken. »Nicht mal die Sterne sind rausgekommen«, sagte er und zeigte mit seinem Stock an den bewölkten Nachthimmel. »Ein Regenschauer hätte mir gerade noch gefehlt!« Dann blickte er an Asmodel hinauf. »Ich nehme an, der Sklaventreiber hat dir mal wieder verboten, uns auch nur ein Wort der Erklärung mitzuteilen.« Fröhlich schüttelte Asmodel den Kopf. »Aber ganz und gar nicht«, widersprach er. »Was bekomme ich denn dafür, wenn ich es dir verrate?« Seine roten Augen funkelten blutrünstig.

Jobab seufzte. Wenn ihn irgend etwas noch mehr anödete als die Trickereien seines Zaubermesters und das Gereime seines Blutsbruders, so war es die stumpfsinnige Habgier des Faktotums. Jede Kleinigkeit, die ihm nicht vom Meister befohlen worden war, ließ der Dämon sich teuer bezahlen. Natürlich kam er damit nicht sehr weit: die Gesellen waren inzwischen viel zu erfahren, um sich auf einen Blutpakt mit einem Dämon einzulassen. Das machte die Gespräche mit Asmodel auch so langweilig. Überhaupt schien die Langeweile Jax' herausragende Lehrmethode zu sein. Die beiden jungen, lebensfrohen Zaubergesellen mitten in der Wüsteneinsiedelei des Meisters, vor allem unter der ewigen Monotonie des Alltagslebens und der von dem alten Zauberer bis zur Penetranz bevorzugten Reizarmut. Zwei Jahre waren seit ihrer Geselleneinweihung vergangen, und in dieser Zeit hatten sie sogar wie nichts an

Zauberei dazugelernt, beschränkte sich ihr Alltag doch auf das Putzen und Warten nie benutzter Zaubergegenstände, aus Hand- und Spanndiensten im armseligen Haushalt des Meisters, auf das Aufbessern ihrer kargen Haferschleimdiät durch gelegentliches Fallenstellen und Jagen. Vorbei die Zeiten, als sie sich noch ab und an mit dem gehässigen Dämon angelegt hatten, der sich inzwischen bis zum Tode des Meisters zum Dienst an den alten Menschen- und Geisterschinder verpflichtet hatte. Und es sah auch nicht so aus, als hätte es der hochbetagte Zauberer mit dem Tod besonders eilig. Ja manchmal glaubten die Gesellen, daß Jax sogar noch älter war als das Land Chaim, wenngleich er sich über solche Dinge beharrlich ausschwig. Die Götter allein mochten wissen, was Jax eigentlich vom Leben wollte. Als »größter Miesepeter aller Zeiten« war er unter den Zauberern Chaims zu zweifelhaftem Ruhm gelangt. Doch das war es natürlich nicht allein: Kein Mensch, der noch bei Sinnen war, wagte auch nur im Traum daran zu glauben, daß Jax vielleicht nicht zugleich der größte Magier des ganzen Landes sein könnte. Selbst seine sonst immer eifersüchtig auf den Schutz ihrer Einflußsphären bedachten Kollegen räumten ein, daß sie dem Meister unterlegen waren, sobald es zum Wettstreit kam. Das aber war selten der Fall, denn Jax hielt sich mit Vorliebe aus den profanen Angelegenheiten des Landes heraus. »Was kümmern mich diese Blödmänner«, pflegte er zu bemerken. »Von denen kann mir ja doch kein einziger auch nur das Was-ser reichen. Und schlechte Stiefelputzer habe ich bereits drei, was soll ich mich da noch mit anderen herumärgern!«

Ommounterbrach Jobabs Gedankengang indem er fragte: »Hast auch gehört, daß er gesagt hat, es würde Krieg geben?« Jobab nickte. »Das wäre mal eine Abwechslung!«

Asmodel hörte erfreut zu. »Blutbäder!« sagte er genüsslich und schnalzte mit seiner Dämonenzunge.

Unwirsch sah Jobab ihn an. »Und Bannungsglyphen!« konterte er hämisch. Tatsächlich zuckte Asmodel zusammen. Verlegen wandte er den Kopf ab und scharrte mit seinen Krallenfüßen im Sand. »Die müssen ja nicht unbedingt treffen«, brummte er.

»Und ob die treffen!« setzte Ommo schadenfroh nach. Es machte ihm ungeheures Vergnügen, dem Dämon zur Abwechslung auch mal eins auszuwischen. »Und rate mal wen!«

Eigentlich war es schade, daß, ausgerechnet in diesem Augenblick der spindeldürre Jax aus seiner Hütte kam. In der linken Hand hielt er eine trübe Funzel, deren Licht die Finsternis immer noch zu verstärken schien. Die beiden Gesellen und der Dämon verstummten und drehten sich nach ihm um. Schniefend musterte er die Feuerstelle. Seine Augenbrauen zogen sich zusammen. »Jetzt kommt ein Donnerwetter«, dachte Ommo. Bestimmt würde der Meister Jobab dafür zusammenstauchen, daß er kein Feuer gemacht hatte, was zu seinen täglichen Pflichten gehörte. Doch Jax war ein Meister der Unberechenbarkeit. Er senkte leicht den Kopf und murmelte etwas Unverständliches in seinen schütterten Bart. Im nächsten Augenblick war es auch schon geschehen: Erschrocken kippten Jobab und Ommo hintüber, und der Dämon sprang einen Schritt beiseite. Denn vor ihnen loderte plötzlich ein riesiges Feuer, dessen oberste Flammenspitzen es darauf abgesehen zu haben schienen, dem Himmel die Wolken vom Gesicht zu brennen. Wo vorher nur kalte Asche gewesen war, glühte und flackerte nun frisches Feuerholz, und die Hitze schlug den Gesellen ins Gesicht, daß es ihnen fast die Haare versengt hätte. Das alles geschah, ohne daß sie auch nur das leiseste Anschleichen von Magis gemerkt hätten. Als sie sich wieder aufgerappelt hatten, sahen Ommo und Jobab sich an. Hatte ihre magische Wahrnehmung vor Überraschung nur versagt, oder hatte der Meister tatsächlich soeben eine ihnen völlig neue, nicht einmal vom Hörensagen bekannte Form der Magie vorgeführt, bei der nicht einmal ein geschulter Zaubergeselle auch nur den leisesten Eingriff ins feine Gespinnst der Kräfte und Mächte bemerken konnte, obwohl eine solche Wahrnehmung doch zu den allerersten Dingen gehörte, die der junge Zauberlehrling lernen mußte, wenn er auch nur die geringste Chance haben wollte, die oft mörderischen Mächte der Magier Chaims zu überleben? Nicht der Feuerzauber an sich war das Unge-

wöhnliche gewesen, nein, Ommos und Jobabs ganze magische Erfahrung rebellierte bei dem Gedanken, es könnte noch eine Form der Magie geben, die völlig jenseits jeglicher Wahrnehmung stattfand. Natürlich blieben Zweifel. Wie geschult waren sie selbst denn wirklich? Doch nein - das war keine Frage der Ausbildung allein. Jeder, der über mehrere Jahre hinweg mit dem mächtigsten Zauberer Chaims auf engstem Raum Tag um Tag zusammengelebt hatte, entwickelte zwangsläufig ein Gespür für magische Operationen, auch wenn er sie selbst vielleicht nicht so elegant und wirkungsvoll durchzuführen vermochte wie der Meister selbst. Doch Jax ließ ihnen keine Zeit zum Nachdenken.

»Wenn zwei Zauberer aufeinander stoßen, die beide gleich viel können, wer von beiden wird dann siegen?« fragte er und sah Jobab scharf an. Der überlegte nicht lang. »Der, der anfängt«, erwiderte er. Die Antwort schien Jax zu erheitern. Er keckerte wie ein Ziegenbock, als seine von Essens- und Räucherharzresten verkrustete, brettsteife Robe zu knistern begann. Schließlich wischte er sich mit der freien Hand eine Träne aus dem Auge und schüttelte den Kopf. »Nein, werter Herr Gesell, es siegt nur der, der nie aufgehört hat.«

Mit gerunzelter Stirn piffte Jobab leise durch die Zähne. Schließlich nickte er anerkennend. Interessant, was der alte Kauz gelegentlich doch an Wissen auspackte! Darüber würde er noch nachdenken müssen... Ommo wollte etwas fragen, doch der Meister schnitt ihm mit einer unwirschen Handbewegung das Wort ab. »Die Herren Gesellen haben ihre Zeit mit Sicherheit mit nichtsnutzigem Gegrübel vergeudet, wo unser Besuch bleibt. Stimmt's?«

Ommo zuckte die Schultern. Was sollte man auch darauf noch erwidern? Im übrigen war der Meister im Gedankenlesen auch schon mal besser gewesen. Doch Jax schien mit keiner Antwort gerechnet zu haben. Er zeigte auf das Feuer. Die Blicke der Gesellen folgte seinem Finger. »Apo pantos kakodaimonos!« brüllte Jax plötzlich los. Da veränderte sich der Flammenstoß. Zwar loderte das Feuer weiter unentwegt gen Himmel, doch hatte sich in seiner Mitte nun eine riesige blaue Kugel gebildet. Sie hatte einen Durchmesser von etwa fünf Armlängen, und aus ihrem Inneren blickte eine hakennasige menschliche Fratze hervor. Die Augen blitzten in allen Regenbogenfarben, und die wulstigen Lippen bewegten sich, als würden sie sprechen, doch es war nichts zu hören. Fragend sahen die Gesellen ihren Meister an. Der bemerkte es und machte zerstreut eine Zaubergeste, worauf plötzlich eine Stimme erscholl: »...kommen die Eindringlinge aus Süden.« Die Stimme war voll, ja wuchtig und übertönte fast das schneidende »taube Nüsse!« mit dem der Zauberer die unausgesprochene Frage seiner Gesellen quitierte.

»Was heißt aus Süden?« führte Jax das Gespräch nun in vernehmlicher Form fort. »Und weshalb?«

Das Gesicht in der Kugel antwortete: »Das mit dem Süden ist nur Vermutung. Immerhin sind dort bereits einige Kraftlinien erheblich geschwächt. Und der große Zauberer Tantos wurde erst vor drei Stunden tot in seinem eigenen Keller vorgefunden.«

»Tantos!« blökte Jax. »Keller, daß ich nicht lache! Da hat sich der alte Wermutbruder wahrscheinlich bloß zu Tode gesoffen! Den Keller kennt doch jeder. Ich kann mich noch genau erinnern, es muß etwa zweihundert Jahre her sein, da wollte er mich unbedingt dazu überreden, mit ihm ein Faß von seinem abscheulichen Holunderfusel zu leeren. Noch dazu als magische Herausforderung! Hah, das beweist gar nichts.«

»Doch«, widersprach das Gesicht. »Der Keller war völlig leer.«

»Sage ich ja«, knurrte Jax zurück. »Entweder er hat es mit seinem Saufzauber übertrieben, oder er ist daran zugrunde gegangen, daß er nicht mehr dazu in der Lage war, so schnell frischen Fusel zu destillieren, wie er ihn sich hinter die nichtsnutzige Binde kippte.«

»Und warum lagen seine Lehrlinge dann ertrunken im Brunnen?« wollte das Gesicht wissen? Und warum waren seine sämtlichen magischen Waffen entladen worden und völlig unwirksam?«

Jax schien immer noch unbeeindruckt. »Das ergibt nur Sinn, wenn man davon ausgeht, daß

seine Waffen überhaupt jemals geladen und wirksam waren.

Da habe ich so meine Zweifel. Dieser anmaßende Tölpel hat doch schon seit hundert Jahren nicht einmal mehr einen ordentlichen Regenzauber zustande gebracht.« Doch dann wandte er ein. »Das mit den Lehrlingen dagegen klingt schon etwas merkwürdig.« Aber als war dies schon zuviel der Konzession gewesen, fügte er sofort hinzu: »Vielleicht haben sie sich auch nur aus reiner Verzweiflung ertränkt. Schließlich hingen sie genauso an der Flasche wie er.« Erneut widersprach das Gesicht. »Aber nicht mit hinter dem Rücken gefesselten Händen.« Nun schnauzte Jax es an: »Hör mal! Wenn ich dir alle Nachrichten einzeln aus der Nase ziehen muß, nur weil du aus der Geschichte gern ein Ratespiel machen möchtest, kannst du von mir aus sofort verschwinden. Und im übrigen: Was gehen mich Chaims dämliche Kriege an?«

So konnte man es natürlich sehen, dachte Ommo. Der Meister schien nicht einmal auf die Idee zu kommen, daß er zu voreiligen Schlüssen neigte. Aber das Gespräch ging weiter.

»Um auf deine zweite Frage einzugehen«, fuhr das Gesicht ungerührt fort, »so wollen sich die Eindringlinge, wie man hört, der Magie ganz Chaims bemächtigen. Und das schließt auch Euch ein, hochlöblicher Meister Jax.«

»Mit einem Fingerschnippen ließ Jax ein weiches Sitzkissen materialisieren, auf dem er in einigen Schritten Abstand vor dem Feuer ächzend Platz nahm.

Auch dieses Mal konnten Ommo und Jobab keinerlei Magis feststellen.

Seltsam!«

»Nein, nein, nein. Da mußt du dir schon mehr einfallen lassen, um mich dazu zu bekommen, auf wessen Seite auch immer einzugreifen.« Niemand der Anwesenden überhört die Drohung des alten Zauberers. Es war ihm durchaus zuzutrauen, daß er Partei für die Eindringlinge ergriff, wenn er nur übelgelaunt genug war - und das war er meistens.

Das Gesicht blieb höflich, ohne unterwürfig zu sein. »Meister, überlegt doch mal! Es handelt sich um eine Schar von mindestens vierhundert fremden Zauberern, alles hochkarätige Meister ihrer Zunft. Was sollen die in unserem ansonsten doch so armen Land denn anderes wollen?«

»Wenn es solch hochkarätige Zauberer sind, was wollen sie denn mit unserer Magie?« versetzte Jax. »Das genaue Gegenteil scheint mir der Fall zu sein.

Wahrscheinlich sind es nur arme Wichte, erbärmliche Stümper, die auf das Gerücht hereingefallen sind, daß es in Chaim große Zauberer gäbe. Was natürlich völliger Blödsinn ist. Mit einer Ausnahme selbstverständlich.«

Ommo und Jobab sahen sich an. Nicht auszuhallen, wie eitel der Meister sich mal wieder aufspielen mußte. Oder wollte er das ziemlich lakonische Gesicht einfach nur aus seiner Reserve locken? Wer war dieses Wesen überhaupt?

Offenkundig ein fein stofflicher Bote, höchstwahrscheinlich ein Dämon, denn andere Wesen trauten sich kaum vor den strengen Blick des Meisters Jax.

Und wer hatte das Wesen geschickt?

»Meister, es ist Eurer nicht würdig, Euch am Unwissen und Unvermögen anderer messen zu wollen. In Eurer Weisheit wißt Ihr doch sehr wohl, daß niemand in Chaim Eure Größe in Zweifel zu ziehen wagt. Warum hätte der Rat der Zauberer, denen beizutreten Ihr Euch ja schon seit Jahrhunderten geweigert habt, mich zu Euch geschickt, wenn nicht deshalb, weil unser Land auf Eure überragenden Dienste in dieser schlimmen Not nicht verzichten kann?«

Aha! Jetzt versucht er es mit Schmeichelei, dachte Ommo. Das war ja auch der einzige erfolgversprechende Weg, denn die Eitelkeit war Jax' wundester Punkt.

»Nichts als dummes Gefasel«, brummte der Zauberer, doch seine Stimme klang schon eine Spur versöhnlicher. »Wäre ja schön«, setzte er barsch hinzu, »wenn mein geliebtes Land auch mal auf die Idee käme, mich für meine Dienste gebührend zu belohnen!«

Jobab versuchte, sich seine Wut nicht anmerken zu lassen. Jax war nicht nur der mächtigste

Zauberer Chaims, er war auch ein habgieriges Schlitzohr sondergleichen, in diesem Punkt stand er seinem Hausdiener Asmodel in nichts nach. Wenn das Land Chaim tatsächlich in Gefahr sein sollte, dann war es doch ein Skandal, daß Jax überhaupt an Bezahlung denken konnte. Für einen solchen Meister mußte man sich als Geselle ja richtig schämen!

Doch das Gesicht war anscheinend darauf vorbereitet gewesen. Es nahm dem Zauberer den Wind aus den Segeln, indem es ihn prompt fragte: »Wie hoch ist Euer Preis?«

Nun konnte selbst Jax seine Verblüffung nicht verbergen. Er wiegte bedächtig den Kopf und murmelte schließlich: »So schlimm ist es also?«

Das Gesicht nickte. »Noch sehr viel schlimmer, wie wir befürchten. An vierzehn Stellen im Süden und an drei weiteren im Osten sind die Grenzpfähle entladen worden. Nun können auch nichtmagische Wesen ins Land eindringen, selbst wenn sie nicht einmal den billigsten Abwehrzauber mit sich führen. Aber das ist noch nicht alles. Unsere Späher haben zwar noch vor drei Tagen an die vierhundert eindringende Zauberer gemeldet, inzwischen können sie aber nur noch die Hälfte von ihnen ausmachen, obwohl die Verwüstungen, die sie anrichten, noch erheblich zugenommen haben.«

»Was hat denn das zu bedeuten?« entfuhr es Ommo. Entweder die Hälfte der Zauberer war verschwunden - vielleicht sogar Abwehrzaubern Chaims zum Opfer gefallen? Das wäre dann doch ein gutes Zeichen! -, oder aber...

»...oder aber sie haben inzwischen die Fähigkeit zum Unsichtbarkeitszauber erlangt«, setzte Jax den Gedanken seines Gesellen fort, ohne ihm jedoch die leiseste Aufmerksamkeit zu schenken.

»Das hieße ja, daß sie diesen Zauber vorher nicht beherrschten und sich tatsächlich in Chaim zusätzliche Magie aneigneten.« Jobabs strategisches Gehirn arbeitete auf Hochtouren. »Denn sonst hätten sie sich schon die ganze Zeit unsichtbar gehalten.«

Jax nickte anerkennend. »Gut geschlußfolgert«, brummte er. Dann wandte er sich wieder an das Gesicht. »Was sind das für Verwüstungen?« wollte er wissen.

Zwar ließ sich das Gesicht nichts anmerken, doch hatten die beiden Gesellen den Eindruck, als sei es mit dem Verlauf des Gesprächs nicht gänzlich unzufrieden. »Die Eindringlinge scheinen es darauf abgesehen zu haben, allen Zauberern, denen sie begegnen, die Macht zu stehlen. Wer sich wehrt, und das sind die meisten, wird gnadenlos niedergemacht - samt seinem Hausstaat, Lehrlinge, Gesellen, Frauen und Kinder. Es ist schon vorgekommen, daß ein Zauberer oder eine Zauberin versucht hat, sie zu beschwichtigen oder sie zu täuschen. Beispielsweise die Zauberin Taranda, die den Feinden eine Reihe heimtückisch mit geheimen Flügen besetzte, allem Augenschein nach aber harmlose, wenn auch sehr mächtige Zaubergegenstände überreichte.«

Das Gesicht machte eine Kunstpause. Das war sehr klug von ihm, dachte Ommo. Denn nun war die Neugier des alten Zauberers angestachelt. Wenn Jax auch mächtig war, so war er doch keineswegs allwissend. Sicherlich hätte er mit einiger Mühe herausbekommen können, was das Gesicht ihm noch alles zu berichten wußte, ohne es unmittelbar danach zu fragen. Doch das direkte Gespräch war nun einmal weniger umständlich, und nachdem der seltsame Bote dem Magier hinreichend geschmeichelt hatte, um seinen berüchtigten, meist völlig grundlosen Zorn zu besänftigen, war es wirklich das Gescheiteste, ihn nun ein wenig zappeln zu lassen, denn das würde ihn weichklopfen.

»Das wollen wir doch mal sehen, wer hier wen weichklopft«, bemerkte Jax ebenso bissig wie beiläufig. Anscheinend wollte er damit beweisen, daß er noch immer Herr der Lage war und die Fähigkeit besaß, sich gleichzeitig mit dem Gesicht zu unterhalten, über das Gesagte nachzudenken so wie seine Gesellen gedanklich in Schach zu halten oder zumindest ihre Gedanken zu lesen. Die beiden kannten ihren Meister zu gut, um die Drohung nicht zu verstehen. Also versuchten sie lieber, ihre Gedanken zu zügeln. »Nun fahr' schon endlich fort«, knurrte

Jax das Gesicht an. Der Bote gehorchte. »Die Fremden haben eine Weile gebraucht, bis sie die Finte durchschauten. Dann haben sie eine Abordnung zurückgeschickt - sie waren inzwischen weitergezogen -, die sich Tarandas auf höchst schmerzvolle Weise angenommen hat. Erst haben sie sie geblendet. Dann haben sie sie ihrer gesamten Magie beraubt und in der Wüste ausgesetzt. Wäre Kokabi nicht zufällig am nächsten Tag an dieser Stelle vorbeigezogen, um seine Totenstadt mit frischen Mumien zu versorgen, so wäre sie schon längst verdurstet.

»Hm«, machte Jax. »Pantos tot, Taranda geblendet... Auf welche Weise entziehen diese Bur-schen den anderen die Magie?«

»Das wissen wir noch nicht«, gestand das Gesicht. »Die Betroffenen melden immer nur, daß ihnen plötzlich schwarz vor den Augen wird, daß eine seltsame Starre sie überfällt und daß sie irgendwann wieder aus dieser ohnmächtigen Lahme erwachen, ohne sich an irgend etwas erinnern zu können.«

Jax schüttelte den Kopf. »Das ist mir zu vage. Man müßte doch mehr aus diesen Leuten heraus-...«

»Gewiß«, warf das Gesicht ein, »das hat der Rat der Zauberer auch gemeint, aber bisher war nichts zu machen. Es ist ja nicht so, als wenn die Betroffenen sich weigerten. Ihr Gedächtnis scheint nur völlig ausgelöscht zu sein. Einige von ihnen können von Glück sagen, daß sie sich überhaupt noch daran erinnern, wer sie sind oder einmal waren. Die meisten wissen nicht einmal mehr davon, daß sie einst zu den Zauberern zählten. Jede Erinnerung an ihre Magie ist verschwunden.«

»Na also, das ist doch schon etwas«, knurrte Jax. »Ein Absaugzauber schwarzen Grades, ganz klar.«

Ommo und Jobab wurde mulmig zumute. Es gab verschiedene Arten von Absaugzaubern, mit denen man dem Opfer Lebenskraft, Magis, Wissen, Erinnerungen, ja sogar Gefühle, Ängste und Hoffnungen rauben konnte. Nicht jeder dieser Zauber war unbedingt schädlich, manche wurden sogar zu Heilungszwecken verwandt. Etwa indem man dem Patienten bei Entzündungen das überschüssige Feuer aus dem Leib zog, ja sogar manche Formen der Geistesgestörtheit _ ließen sich auf diese Weise behandeln, beispielsweise wenn sie auf Ängsten oder schrecklichen Erlebnissen beruhten, die sich in der Erinnerung verselbständigt und Gewalt über ihr Opfer errungen hatten. Man unterteilte die Absaugzauber - wie viele andere Zauber auch - in verschiedene Grade der Wirksamkeit: weiß, blau, grün, rot, gelb und schwarz, wobei schwarz die stärkste Stufe darstellte. Schwarze Zauber waren allerdings immer sehr gefährlich, weil sie vor allem dadurch wirkten, daß sie grundlegende Änderungen in der Zielperson herbeiführten, die völlig unumkehrbar waren. So konnte ein Geistesgestörter beispielsweise zwar durch einen Zauber schwarzen Grades seiner Alpträume und Halluzinationen beraubt werden, verlor dafür aber unweigerlich auch die Fähigkeit, in Bildern zu denken und zu fühlen, ja selbst das Träumen war ihm unmöglich geworden, was meist zu starker Niedergeschlagenheit und Unglücklichsein führte.

»Ja«, bestätigte das Gesicht gerade. »Das wissen wir auch schon. Nur wissen wir nicht, auf- weiche Weise es geschieht. Und wenn es auch keiner der bisher davon Betroffenen Euch, ehrwürdiger Meister, in der schwarzen Kunst auch nur annähernd gleichtun konnte, so waren darunter doch immerhin gute, erfahrene Handwerker ihrer Zunft, die auf solche Weise zu überwältigen zumindest keinem Nichtskönnern gelungen wäre.«

Jax winkte ab. »Papperlapapp!« machte er. »Jeder hat seinen wunden Punkt. Den kann jeder Anfänger ausnutzen. Selbst nichtmagische Laien können einen Zauberer aufs Kreuz legen, wenn sie nur frech genug sind. Ja manchmal ist sogar gerade ihr Nichtwissen ihre große Stärke - dann haben sie nämlich auch keine Angst vor den zahllosen, übertriebenen Gerüchten, die jeder Zauberer um sich herum verbreiten läßt, um sich aufzuplustern. Erzähl mir bloß nichts vom Geschäft!«

Hört, hört, dachte Jobab und zwinkerte Ommo zu. Aber natürlich hatte Jax mal wieder recht. Hatten er und Ommo es nicht schon mehrmals am eigenen Leib erfahren, daß sie sich noch als Lehrlinge gegen eine Reihe hochkarätiger Zauberer hatten durchsetzen können, und sei es auch nur, weil die Angst vor Jax größer gewesen war als die vor jedem anderen Meister seiner Zunft? Jax befeuerte nachdenklich seinen schütterten Bart, die Stirn in tiefe Falten gelegt. Er schürzte die Lippen, schloß kurz die Augen, wiegte den Kopf bedächtig hin und her, musterte wortlos die beiden Gesellen, bohrte sich ganz unvermittelt den rechten Zeigefinger in die Nase, holte ihn wieder hervor, begutachtete den schmutzigen Daumennagel und stieß plötzlich ein explosives Schmatzen aus. »Also gut. Es könnte was geben.« Er blickte dem Gesicht starr in die Augen. »Über den Preis reden wir später, wenn diese beiden Nichtstuer da abgehauen sind.«

Empört sahen die Gesellen einander an. »Hast du Töne!« brummte Jobab halblaut. »Ich glaube, das möchte ich lieber überhört haben.« Ommo nickte nur achselzuckend. Als sie wieder ihren Meister ansahen, hatte der sich plötzlich vor ihnen aufgebaut, die Fäuste in die Hüften gestemmt, den Kopf schräg gelegt und funkelte sie böse an.

»Haben die Herren Gesellen noch irgend etwas auszusetzen? Möchten sie vielleicht erst ein wenig gestreichelt und geschmeichelt werden, damit sie den Allerwertesten erheben, um ihr Vaterland zu retten?«

Jobab und Ommo verschlug es die Sprache. Das war wirklich die Höhe! Während der alte Gierschlund an ihre Heimatliebe appellierte, wollte er sie bloß los wer den, u m ohne Zeugen einen - sicherlich horrenden - Preis für seine und ihre Dienstleistungen herauszuschinden. Und natürlich war auch nicht die Rede davon, daß den Gesellen irgendein Anteil zustünde: Die Ausbildung bei einem erfahrenen Magier war immer Frondienst, und wenn manche von ihnen auch großzügig genug waren, um ihren Gesellen wenigstens das eine oder andere Almosen zu gewähren, wenn sie gute Arbeit geleistet hatte, konnte man sich das bei Jax, der nicht nur der größte Zauberer sondern mit Abstand auch der größte Geizhals in ganz Chaim war, getrost aus dem Kopf schlagen.

Schließlich aber überwog die Neugier und die Sorge um Chaim. Ommo trat vor Jax hin und fragte ihn geradeheraus: »Was können, was sollen und was werden wir tun?«

Jax kaute auf seiner Unterlippe herum, während er die beiden abschätzig musterte. »Die Frage nach dem Können wollen wir doch, bitteschön, mal weit hinten stellen, nicht wahr? Für das Werden haftet ihr mir selbst, aber was ihr sollt, das werde ich euch schon sagen. Du, Ommo, wirst allein losziehen müssen. Ich habe eine kleine Mission für dich. Vielleicht überlebst du sie sogar, hähähä.«

Das Keckem des Alten war wirklich widerlich. Aber Ommo war es schon gewöhnt und rührte keine Miene. »Ich nehme an, Ihr werdet mir das Ziel noch nennen, Meister?«

Jax nickte so heftig mit dem Kopf, daß man hätte meinen können, ihm würden die Zähne aus dem Mund fallen. »Darauf kannst du wetten! Geh erst einmal und pack deine Sachen. In einer halben Stunde kommst du dann in meine Hütte.«

Ommo nickte. Dann drehte er sich zu Jobab um, sah ihm fest in die Augen, umarmte ihn wortlos, löste sich wieder von seinem Blutsbruder und ging hinüber zur Gesellenhütte, um seine Ausrüstung fertigzumachen. Jobab blickte ihm stumm nach. Dann sah er mit fragender Miene den Meister an.

»Nur Geduld.« Jax hatte sich den kleinen Finger der Linken ins Ohr gebohrt und stocherte darin herum. »Du gehst schon mal in meine Hütte und polierst die große Eisenstange, die hinten links in der Ecke steht. Dazu benutzt du das Marderöl, du weißt schon, im oberen Regal, der vierunddreißigste Topf von links. Ach ja, dazu bedarf es eines Seidenlappens, du weißt ja selbst, wo die liegen.«

Als Jax nichts weiter sagte, wandte Jobab sich ab und schritt auf die Hütte des Zauberers zu. Kurz bevor er den Eingang erreicht hatte, rief Jax ihm nach: »Und noch etwas - beim Polie-

ren verwendest du die Zauberformel Nr. 35/27/17.b-x, und zwar rückwärts!«

Jobab hätte sich am liebsten vor Wut heulend zu Boden geworfen. So eine Riesengemeinheit! Es war ihm beim Todesfluch untersagt, das große Buch mit den Zaubern, in das Jax all seine Weisheit eingetragen hatte, auch nur zu berühren. Andererseits hatte er diese Formel nur ein einziges Mal zu hören bekommen, Jax hatte sie eher beiläufig erwähnt und seine Gesellen davor gewarnt, sie jemals »nur zum Spaß« zu wiederholen, da dies unberechenbare Folgen haben könnte. Wie konnte der Meister da von ihm erwarten, daß er sie nicht nur auswendig kannte sondern sogar rückwärts aufzusagen wußte? Gab es eine niederträchtigere Art, einem Gesellen klarzumachen, wie wenig er von der Magie wußte, wieviel er noch tun mußte, um seine Kunst wirkungsvoll und kontrolliert ausüben zu können? Aber Jobab wußte, daß Proteste nichts gefruchtet hätten. Wie willkürlich sich der alte Zauberer sich auch oft benahm, stellte sich doch immer gerade dann, wenn man am wenigsten damit rechnete, heraus, daß er nichts tat, ohne es sich vorher gründlich zu überlegen.

Also trat Jobab in die Hütte und ging ohne zu zögern auf die armdicke und mannshohe Eisenstange zu, die ihn aus der Ecke unheilvoll und düster anfunkelte.

Als die beiden Gesellen gegangen waren, nickte der alte Zauberer zufrieden und wandte sich wieder dem Gesicht zu. »So, dann wollen wir mal Nägel mit Köpfen machen.« Er kauerte sich nieder und begann eine lange Unterredung, während sein Hausdämon Asmodel ihm in regelmäßigen Abständen einen Kelch mit einem dampfenden Gebräu aus der Hütte brachte, an dem Jax genüßlich nippte.

II

»Zum Hort der Roten Kämpfer?« wiederholte Ommo. Seine Miene verriet, daß er noch nie davon gehört hatte.

»Bist du taub oder schwerhörig?« wollte Jax gehässig wissen. »Du hast mich doch verstanden.«

Ommo seufzte. »Meister, Ihr wißt genau, daß ich nicht die leiseste Ahnung davon habe, wo...«

»Ich weiß, ich weiß«, unterbrach Jax ihn barsch, »ein Dauerzustand. Da sagst du mir nichts Neues.«

Jobab kauerte hinten in der Ecke und bekam nichts mit - er war immer noch dabei, den alten rostigen Eisenstab auf Hochglanz zu polieren, während er gleichzeitig zum hundertvierunddreißigsten Mal die Zauberformel rückwärts aufsagte. Er hatte nicht einmal Zeit für die Hoffnung, daß die Formel auch wirklich korrekt war und er nichts vergessen hatte.

Auch Ommo war viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um auf den Blutsbruder zu achten. »Und was soll ich dort?« fragte er etwas kleinlaut. Jax wiegte den Kopf. »Na endlich kommst du zur Sache! Als wenn es eine Rolle spielte, wo wer wann gerade ist. Hauptsache, man bekommt, was man erreichen will.«

Er deutete auf den schwitzenden Jobab. »Wenn der da endlich fertig ist, nimmst du die Stange entgegen, wobei du nicht vergessen darfst, dreimal den Zauberspruch aufzusagen, den du am vierhundertfünfunddreißigsten Tag deiner Lehrlingszeit in der Stunde Rana von mir erfahren hast. Das ist von größter Wichtigkeit, denn wenn du den Roten Kämpfern eine falsch aktivierte Eisenstange überreichen solltest, könntest du auch gleich damit anfangen, Radieschen levitieren zu lassen. Nämlich von unten, hähähä.« Das saß! Ommo wußte zu genau, daß der Meister fast nie bluffte, wenn er Drohungen ausstieß. Allenfalls neigte er dabei noch zur Untertreibung. Da er keine Ahnung hatte, wie schnell jetzt alles gehen würde, zermartete

er sich bereits das Gehirn, um sich wieder an den fraglichen Zauberspruch zu erinnern. Wie fing der noch gleich an... »Salantanda vitriolio« Nein, da fehlte noch etwas...

Obwohl Jax genau sah, was mit seinem Gesellen los war, fuhr er ungerührt fort: »Die ziehen dir nämlich sonst bei lebendigem Leib die Haut ab, das darfst du mir glauben. Nicht daß der Stab eine Garantie dafür wäre, daß sie es nicht tun. Du weißt, daß ich dir nie etwas vormache: deshalb sage ich dir jetzt, daß die Sache riskant ist. Du wirst die Roten Kämpfer aufsuchen und sie dazu bringen, sich sofort einzuschalten und gegen die Invasoren vorzugehen.« Ommo glaubte inzwischen, den korrekten Zauberspruch gefunden zu haben, deshalb kümmerte er sich nun um den Rest seines Auftrags. »Muß ich sie irgendwie bestechen oder zwingen?«

Jax sah ihn fassungslos mit geweiteten Augen an, dann prustete er laut los vor Lachen. »Zwingen? Du? Das ist ja...« Er wollte nicht mehr aufhören zu brüllen, schlug sich keckernnd mit beiden Händen auf die Schenkel und vollführte einen wahren Affentanz.

Ommo stand betreten da und wußte nicht, was er sagen sollte. Warum mußte der Meister ausgerechnet in dieser Stunde der schlimmen Gefahr noch immer so widerlich sein?

»Ach, und wenn wir gerade mal keine Gefahr haben, ist es auch nicht recht, dann fragst du, warum ich dir die schöne Zeit verderben muß, nicht wahr?« beantwortete Jax seine unausgesprochene Frage, nachdem er sich wieder etwas gefangen hatte. »Aber verschwenden wir jetzt keine Zeit mehr. Niemand kann die Roten Kämpfer zu irgend etwas zwingen - genau dafür sind sie da. Es ist ein kriegerischer Stamm vom Kampfzauberern, so blutrünstig, wie man es sich nicht vorstellen kann. Sie sind hart, diszipliniert, gemein, hinterhältig, niederträchtig, besitzen ein unwahrscheinliches taktisches Gespür, sind brillante Strategen, gefürchtete Einzelkämpfer, kommen monatelang ohne Flüssigkeit und feste Nahrung aus...« Nun hob Jobab den Kopf. »Wie geht das denn?« wollte er wissen. Zur Verwunderung der beiden Gesellen schnauzte der Meister ihn gar nicht an, weil er damit aufgehört hatte, die Stange zu polieren. Statt dessen sah er nachdenklich zu Boden und murmelte schleppend: »Das ist ihr uraltes Geheimnis. Es ist schon manch ein Zauberer gestorben, als er versuchte, es ihnen zu entreißen. Ich selbst habe zwar die eine oder andere Vermutung, wie sie das vollbringen, aber ganz sicher bin ich mir auch nicht. Es hängt wohl mit der Steuerung ihrer Verbrennung zusammen, die sie beherrschen wie niemand sonst in Chaim.« Er schüttelte den Kopf. »Es macht sie allerdings auch ziemlich gefühllos. Was für einen Krieger natürlich von Vorteil ist.« Ommo wagte eine Frage. »Wenn das so großartige und wichtige Kämpfer sind, warum haben sie dann noch nicht eingegriffen?«

Jax schüttelte den Kopf. »Das dürfen sie nicht. Um im Land Chaim zu bleiben, mußten sie vor Urzeiten schwören, niemals aus eigener Einschätzung heraus - also ungebeten -in Chaim einen Krieg zu führen, und sei es auch vorgeblich einer der Verteidigung. Das ist eine lange Geschichte, die ich dir jetzt nicht in allen Einzelheiten erzählen kann und will.« Es genügt zu wissen, daß diese Maßnahme erforderlich wurde, weil sie damals solch schreckliche Verwüstungen anrichteten, daß nicht nur Chaim sondern alle seine Nachbarländer kurz vor dem Untergang standen.«

Ommo überlegte. »Haben sie diesen Eid freiwillig abgelegt? Denn wenn nicht, muß es doch wohl eine Macht gegeben haben, die sie dazu zwingen konnte.« »Klug gefolgert«, meinte Jax mit mildem Lächeln. »Aber die Sache ist, wie ich schon sagte, recht kompliziert. Niemand ist unbesiegbar, auch die Roten Kämpfer nicht. Doch sie haben sich nicht einer Übermacht gebeugt sondern vielmehr der Vernunft. Sie kennen nur ein Lebensziel, und das ist der Krieg. Der Krieg auf allen Ebenen, muß ich hinzufügen, denn sie beschränken sich nicht allein aufs Schlachtfeld. Wie gesagt, es sind brillante Strategen. Sie dürfen innerhalb ihres eigenen Stammes den Krieg üben und die Kriegskünste pflegen, was sie auch seit Urzeiten tun. Dabei haben sie festgestellt, daß die spezielle Qualität der Magie Chaims ihnen Fähigkeiten erschließt, die ihnen anderswo versagt blieben. Es waren nicht ihre Gegner, die sie zu diesem Eid zwangen, sondern die Einsicht, daß ihre eigene Überkonsequenz drohte, die Grundlage

ihrer kriegerischen und kampfmagischen Fähigkeiten zu vernichten. Sie sind auch nicht unfehlbar. Aber sie waren und sind klug genug, um das auch zu erkennen, und so haben sie sich selbst diese Beschränkung auferlegt. Keiner von ihnen, und sei er scheinbar noch so weise, darf von sich aus bestimmen, wann ein Krieg auf dem Boden Chaims gerecht und zu rechtfertigen ist. Mit anderen Worten, sie enthalten sich jeglicher Politik. Ihre Kriegsmacht ist so schrecklich, ja für Außenstehende so unberechenbar, daß niemand es bisher gewagt hat, sie wegen irgendwelcher Bagatellen um ein Eingreifen zu bitten. Zudem sind sie nicht sehr beliebt, was nur zu natürlich ist, wenn man ihre Macht bedenkt. Und um auf deine andere Frage zurückzukommen, bestechen kann man sie auch nicht - sie sind nicht käuflich.«

»Was kann sie denn dann dazu bewegen, auf unserer Seite einzugreifen?« wollte Ommo wissen.

»Das zu entscheiden, Herr Gesell, bleibt deiner eigenen Klugheit überlassen. Nicht weil ich es dir nicht sagen sollte.« Diesmal sah Jax ihn sogar offen und ehrlich an, er schien nicht den geringsten Hintergedanken zu hegen - was natürlich an sich bereits verdächtig war. »Ich weiß es nämlich selbst nicht. Ich habe auch nur von ihnen gehört, bin nie einem von ihnen begegnet, aber ich bin der einzige, der sich auf einen Kontakt mit ihnen vorbereitet hat.« Ommo fragte: »Wie habt Ihr das getan, Meister?«

Jax zeigte mir einem wackelnden Finger auf Jobab und die Eisenstange. »Es heißt in den Schriften der Alten, daß ein Botschafter, will er die Roten Kämpfer aufsuchen und dazu bewegen, sich im Krieg für ihn einzusetzen, eines ebensolchen großen Eisenstabs bedarf, der mit den entsprechenden Zauberformeln aufgeladen sein muß. Das ist das Erkennungszeichen. Die Angst vor den Roten Kämpfern ist so groß, daß dieses Wissen über Generationen geheimgehalten wurde. Niemand, der über dieses Erkennungszeichen nicht verfügt, hat auch nur die geringste Chance, den bloßen Kontakt mit einem von ihnen zu überleben. Dieses Erkennungszeichen wurde damals mit ihnen vereinbart, als sie selbst den Eid vorschlugen, den ich beschrieben habe.

Du wirst es stets mit dir tragen müssen. Ich werde dich mit einem Reisezauber in ein Gebiet befördern, daß nur wenige Tagesmärsche von ihrem Revier entfernt ist. Ich wage es nicht, dich näher an sie heranzuführen, denn sie werden dich die erste Zeit aus der Ferne beobachten wollen, um sicherzugehen, daß du nicht in frevlerischer Absicht kommst. Das bedeutet, daß du mindestens solange am Leben bleiben mußt, bis du einem von ihnen den Stab ordnungsgemäß überreicht hast. Und wenn du es mit deinem letzten Atemzug tun solltest - es ist wichtiger, einem von ihnen den Stab in die Hand zu geben, als irgendwelche Erklärungen abzuliefern. Denn sobald sie den Stab besitzen, werden sie sowieso wissen, was zu tun ist. Dann aber kann sie auch niemand mehr aufhalten. Sollte der Stab allerdings in die falschen Hände geraten, so kann dies die endgültige Katastrophe bedeuten.« Der alte Zauberer schwieg bedeutungsvoll.

Ommo wurde immer nervöser. Soll das heißen, daß die sich für jeden schlagen werden, sofern er nur den richtig geladenen Stab besitzt?«

Jax nickte. »Genauso ist es. Selbst wenn sie wissen, daß der Stab einem anderen, dem rechtmäßigen Besitzer, entwendet wurde - sie sind nur ihm verpflichtet und ihm allein. Sie haben gar keine andere Wahl, als für denjenigen zu kämpfen, der ihnen den Stab überreicht. Solltest du also in die Hand unserer Feinde geraten, und sollten diese wissen, was es mit dem Stab auf sich hat - was allerdings sehr unwahrscheinlich ist -, dann ist Chaim endgültig verloren. Aber darüber weitere Worte zu verlieren, lohnt sich sowieso nicht. Hast du jetzt alles verstanden?«

Ommo überlegte. »Zwei Dinge möchte ich noch wissen. Erstens, wenn dieser Auftrag so wichtig ist, warum erledigt Ihr ihn denn nicht lieber persönlich?

Und zweitens, in welche Richtung muß ich mich halten, wenn ich die Roten Kämpfer erreichen will?«

Jax deutete erneut auf Jobab. »Zu deiner ersten Frage: Ich erledigen diesen Auftrag nicht per-

sönlich, weil Jobab und ich eine noch wichtigere Aufgabe zu erfüllen haben. Denn die Macht der Roten Kämpfer ist stark eingeschränkt, sobald die Magie Chaims selbst in Mitleiden- schaft gezogen wird. Und es sieht so aus, als würde eben dies gerade passieren. Deshalb müs- sen wir beide den Zauberer Ches aufsuchen, der allein die Macht besitzt, die Magie Chaims zu einem Höhepunkt der Kraft zu führen, wenn auch nur für kurze Zeit. Das bleibt aber unter uns - die Roten Kämpfer brauchen nichts davon zu erfahren.

Sie werden zwar etwas ahnen, aber wenn sie dich danach fragen sollten, weißt du von nichts. Ist das klar?»

Ommo schluckte. »Ich nehme an, Ihr wollt verhindern, daß sie sich wegen des Nachlassens der magischen Macht Chaims keine Sorgen machen sollen?«

Jax nickte. »Richtig. Das würde nur ihre Kampfmoral beeinträchtigen. Tatsache aber ist, daß eine Mission ohne die andere wirkungslos bleiben wird. Die Stümper vom Rat der Zauberer wissen natürlich nichts davon, und es ist auch besser, wenn es so bleibt. Sonst kommen die noch auf falsche Gedanken. Mehr brauchst du nicht zu wissen, und was du nicht weißt, das kann man dir auch nicht unter der Folter abpressen.«

Wie beruhigend! Ommo versuchte sich von den schrecklichen Visionen abzulenken, die sich vor seinem geistigen Auge plötzlich bildeten, indem er nachhakte: »Und wie steht es mit der Ortung?«

Jax machte eine abfällige Geste. »Immer nach Süden, wo sollen die Roten Kämpfer denn wohl sonst wohnen?« Dann sah er zu Jobab hinüber. »Bist du endlich fertig?«

Jobab zuckte die Schultern. »Das weiß ich doch nicht.« Er hob den blinkenden Stab empor. »Genügt das so?«

Jax nickte knurrend, nahm ihm die Stange ab und reichte sie kommentarlos an Ommo weiter. Dem wäre sie vor Schreck fast aus der Hand gefallen. Als er den drohenden Blick des Mei- sters auf seinem Antlitz ruhen sah, fiel ihm wieder ein, daß er ja sofort eine Formel aufsagen mußte. Vor Aufregung zitternd und schwitzend, stammelte er die Zauberworte und hoffte inbrünstig, daß er keinen Fehler machte.

Die Operation schien zur Zufriedenheit des alten Zauberers verlaufen zu sein, denn Jax nickte gnädig und kramte einen winzigen Anhänger aus den Tiefen seiner brettharten, schmutzigen Kutte hervor. Den ließ er vor Ommos Augen hin und her pendeln, bis dem Gesellen ganz schwindlig wurde. Dazu murmelte der Meister unverständliche Silben, zog mit der Linken magische Zeichen in die Luft, brach abrupt ab, hielt die Luft an, bis er immer röter im Ge- sicht wurde, ließ die Augen hervortreten, als würden sie ihm platzen, so daß Jobab schon fürchtete, der Alte würde gleich tot umfallen, um schließlich mit ohrenbetäubendem Lärm - zu niesen!

Im selben Augenblick war Ommo verschwunden, und Jobab starrte fassungslos auf die Stel- le, wo sein Blutsbruder soeben noch gestanden hatte.

»Ein Glück, daß er gerade die Hand am Gepäck hatte«, entfuhr es ihm.

Jax drehte sich grinsend zu ihm um. »Ja, sonst würde es kühle Nächte für ihn geben.«

Jobab schüttelte den Kopf. Er nahm seinen Mut zusammen und fragte den Zauberer gerade- heraus: »Sagt mir doch bitte eins, Meister, weshalb müßt Ihr uns auch noch zusätzlich Angst einjagen, wenn die Gefahr ohnehin schon so übermächtig ist?«

Die Reaktion des Alten kam überraschend. Betreten blickte er zur Seite und sagte lange Zeit gar nichts. Dann blickte er den Gesellen wieder an, und Jobab mußte staunend feststellen, daß die Augen seines Meisters feucht schimmerten. »Weil es keinen Zweck hat, die Dinge zu beschönigen, Jobab.

Es ist besser, ich jage euch einen Schrecken ein, von dem ihr euch bis zur ersten Feindberüh- rung hinreichend erholt, um dieser dann wach und gestählt begegnen zu können, als wenn der Gegner euch überrascht. Bisher habt ihr doch jedes Abenteuer überlebt, oder .nicht?«

»Das ist aber keine Garantie dafür, daß es immer so sein wird«, versetzte Jobab. Ihm war

unbehaglich zumute, weil er nicht wußte, was er von der gegenwärtigen Stimmung des Alten halten sollte.

Jax nickte einmal mehr. »Stimmt, auf das Glück ist am allerwenigsten Verlaß.

Gerade deshalb solltet ihr auch lieber mit eurer Wachheit, eurem Scharfsinn und eurem Feingespür arbeiten. Dann begeht ihr auch nicht den fatalen Fehler, die eigene Reichweite zu unter- oder zu überschätzen.«

Das mußte Jobab einsehen. Dennoch - Jax' Stil und Umgangston ließen seiner Meinung nach mehr als zu wünschen übrig.

Wieder schien Jax seine Gedanken gelesen zu haben, denn er sagte: »Glaube bloß nicht, daß deine eigenen Lehrlinge dermal einst an deinem Stil nichts auszusetzen haben werden. Das ist das Privileg der Dummköpfe, hähähä.«

Er wandte sich ab. »Hast du deine Sachen gepackt?« fragte er, während er einen prallen Reisesack begutachtete, der neben dem Altar stand.

»Jawohl, Meister«, antwortete Jobab. »Genaugenommen habe ich sie immer gepackt. Man weiß ja nie, wann man plötzlich los muß.«

Jax drehte sich wieder zu ihm um. »Das ist die richtige Einstellung«, meinte er anerkennend. Der Hauch eines Lächelns überzog sein Gesicht. »Vielleicht wird aus dir ja doch noch was.«

Soviel Lob hatte Jobab im letzten halben Jahr nicht mehr zu hören bekommen, und da war es nur natürlich, daß er sich unwillkürlich ein wenig aufrichtete und seine Brust sich stärker nach außen wölbte. Doch kaum wollte er das wohlige Gefühl genießen, als Jax hinzufügte: »Aber damit du nicht übermütig wirst, kannst du meinen Reisesack auch noch schleppen.«

Der Befehl traf den Gesellen wie eine Ohrfeige. Er wußte genau, wie schwer das Gepäck meist war, das Jax auf seinen seltenen Reisen mitzuführen pflegte - ganz so, als müsse er stets seinen halben Haushalt dabeihaben. Da kam ihm ein Gedanke. »Und Asmodel?« fragte er in gespielter Unschuld.

Kopfschüttelnd antwortete Jax: »Nein, der bleibt hier und paßt auf. Ich will nicht, daß irgendwelche Penner vom Rat der Zauberer die Gunst der Stunde nutzen, um hier herumzuschnüffeln, während ich unterwegs bin, um ihre nichtsnutzige Haut zu retten.«

Das leuchtete Jobab ein. Zwar hätte Jax auch mühelos einen Bannfluch und Schutzzauber über die Hütte verhängen können, doch waren die für einen anderen Zauber leichter zu bewältigen als ein blutrünstiger, noch dazu ziemlich dümmlicher Dämon, dem sein Herr aufgetragen hatte - was Jax mit Sicherheit tun würde -, sofort jeden Eindringling zu verfrühstücken, sollte er sich näher als eine Meile an ihre Wohnstätte herantrauen.

Hämisch fügte Jax hinzu: »So trägst du eben das Gepäck und ich die Last deiner Begleitung, hähähä.«

*

»Das kann ja heiter werden!« dachte Ommo laut. Er hatte sich umgesehen, und was er entdeckte, gefiel ihm überhaupt nicht: Er stand auf einem Hügel, gut sichtbar und ungetarnt, was insofern wichtig war, als sich zahllose Zelte und Lagerstellen um den ganzen Fuß des Hügels zogen, als hätte man seine Ankunft erwartet. Nervös umklammerte er die Eisenstange. Vor verschiedenen Zelten standen Standarten, an denen schwarze Wimpel flatterten: die Farbe der Invasoren.

Gerade wollte er sich fallenlassen, um wenigstens etwas Deckung zu nehmen, als er bemerkte, daß es schon zu spät war. Siebzehn Bogenschützen im Tal hatten bereits ihre Pfeile auf ihn gerichtet, zielten auf die Hügelspitze, bereit, bei der geringsten Bewegung die tödlichen Geschosse hervorschnellen zu lassen. Ein mit einem goldenen Helm bekleideter Offizier stand aufrecht hinter ihnen, die Fäuste in die Hüften gestemmt und sah grinsend zu ihm hinauf.

»Ganz langsam herunterkommen, Bürschchen, und keine falsche Bewegung!« brüllte er ihn an.

Die Lage war hoffnungslos, und Ommo wußte es auch. So blieb ihm nichts anderes übrig, als Folge zu leisten. »Verdammt! Wenigstens die Eisenstange hätte ich verstecken müssen!« dachte er voller Panik, als ihm einfiel, was Jax ihm dazu eingeschärft hatte. Das war ja eine schöne Bescherung! Schon im allerersten Augenblick seiner Mission gefangengenommen! Und dabei war es nicht einmal seine Schuld. Jax hatte entweder den Gegner nicht mit in sein Kalkül einbezogen, sei es aus Nachlässigkeit, sei es aus Unwissenheit, und nun durfte Ommo es ausbaden. Das Erstaunlichste daran war, daß er keine Angst empfand. Nur die Sorge um das Scheitern seiner Mission brannte ihm wie Feuer in der Seele.

Er nahm sich Zeit beim Abstieg, flehte wieder besseren Wissens insgeheim die Götter an, ihm im letzten Augenblick noch einen Ausweg zu zeigen, wollte mit aller Gewalt verhindern, den Tatsachen, wie sie sich ihm jetzt darstellten, rückhaltlos ins Auge blicken zu müssen. »Vielleicht kann ich ja unten noch entkommen«, dachte er und suchte die Reihe der Gegner nach etwaigen Schlupflöchern ab. Doch hinter den Bogenschützen hatten sich inzwischen lanzenbewehrte Soldaten aufgestellt, die jeden Zoll wachsam im Auge behielten und genau zu wissen schienen, was sie taten. Ommo seufzte. Es hatte wenig Sinn, sich über aussichtslose Situationen auch noch aufzuregen - das verstellte einem womöglich den Blick für etwaige Auswege, mit denen man in der Panik gar nicht rechnete. Sicher war jedenfalls eins, das Geheimnis des Eisenstabs mußte gewahrt bleiben, er durfte nicht einmal daran denken...

Gedankenstille! befahl er sich selbst und geriet sofort in eine Abschirmtrance, die jedes telepathische Abzapfen seiner Gedanken unmöglich machte - weil er nämlich keine mehr hatte.

Mechanisch stapfte er den Abhang hinab, in der Linken sein Reisebündel, in der Rechten die Stange haltend. Unten angekommen, traten sofort drei der Lanzenmänner auf ihn zu, nahmen ihm sein Gepäck ab, durchsuchten ihn nach Waffen, fanden nur seinen magischen Dolch und den Zauberstab, packten ihn schließlich rechts und links an den Oberarmen und führten ihn vor den Offizier. Aus der Nähe betrachtet wirkte der Mann fast sympathisch: hochgewachsen, stämmig und muskulös, glattrasiert und mit stechenden braunen Augen, die Ommo durchdringend anschauten, als gäbe es vor ihnen keine Geheimnisse. Die kühne Hakennase verlieh seinem Gesicht eine edle Schärfe, und das markante Kinn zeugte von Willenskraft und Durchhaltevermögen. Ommo, der sich nie wirklich mit der Kampfmagie hatte anfreunden können, mußte zu seiner Überraschung feststellen, daß ihm das zackige und militärisch disziplinierte Aussehen des Mannes gefiel. Fast hätte er sich gewünscht, selbst so zu sein, doch konnte er diesen Gedanken nicht lange nachhängen, weil der Offizier ihn nun ansprach.

»Name?« fragte er knapp.

»Mein Name ist Ommo«, entfuhr es dem Zaubergesellen, noch bevor er sich einen falschen Namen hatte ausdenken können. Ich muß mich wirklich besser in meiner Gewalt halten, dachte er bei sich. Andererseits waren komplizierte Lügengerüste auch nicht das wahre, sie einigermaßen glaubhaft aufzuhalten kostete oft mehr Anstrengung, als mit Halbwahrheiten oder gar der ganzen Wahrheit zu arbeiten, weshalb Ommo es im allgemeinen vorzog, den letzteren Weg zu gehen.

»Was hast du hier zu suchen?« wollte der Offizier wissen.

Das war schon kniffliger. »Ich befinde mich auf einer Reise«, erklärte Ommo wahrheitsgetreu.

Der Offizier runzelte die Stirn. »Das sehe ich selbst. Und wohin geht die Reise?«

Nun war es wohl an der Zeit, ein paar gezielte Fehlinformationen loszulassen.

»Werter Herr, ich bin - nein, ich war - Zaubergeselle beim großen Magier Jax. Ich weiß nicht, ob Ihr schon von ihm gehört habt, denn mich dünkt, Ihr seid fremd in Chaim. Jedenfalls hat mich mein Meister...«

»Das genügt« Gebieterisch hob der Offizier eine Hand. »Für Zauberdinge sind hier andere

zuständig.« Dann wandte er sich den beiden Wachen zu.

»Abführen und zum Kommandanten bringen«, befahl er.

Ommo wurde ohne weiteres Aufhebens zu einem rotleuchtenden, kreisrunden Zelt geführt, vor dem mehrere, mit Fetischen und Amulette Lanzen im Boden staken. Ohne Berührung von Menschenhand öffnete sich die Klappe, und Ommo mußte, immer noch rechts und links von den Wachen gehalten, gebückt eintreten.

Während draußen bereits die frühe Vormittagssonne den Tag erhellte, war es im Inneren des Zeltes eher finster. So brauchten Ommos Augen eine Weile, um sich an die neuen Lichtverhältnisse zu gewöhnen. Schließlich erblickte er an der gegenüberliegenden Zeltwand einen großen Diwan aus seidenen Kissen, auf dem ein rundlicher, ja schon dick zu nennender Mann hingegossen lag, eine Art Seidenschal um den Kopf gewickelt, mit spitzen, von Goldringen und Edelsteinen übersäten Fingern aus einer Silberschale etwas naschend, die vor ihm am Boden lag und irgendeine klebrige Substanz zu enthalten schien. Der Mann trug weiße, vorne spitzzulaufende und hoch gebogene Pantoffeln aus Leder, eine Pumphose aus grüner Seide und ein gelbes seidenes Wams. Ommo traute seinen Augen nicht, als er rechts und links von dem Mann zwei hochgewachsene Gestalten erblickte, muskulöse Männer mit kräftigen Gliedern und wulstigen Lippen, kurzem schwarzen Kraushaar - und schwarzer Hautfarbe. So etwas hatte Ommo noch nie in seinem Leben gesehen. Schwarze Menschen? Die kannte man doch sonst nur aus Legenden! Der Mann in der Mitte machte eine einladende Geste und bedeutete Ommo damit, er solle vor ihm auf einem Kissen Platz nehmen. Die Wachen ließen ihn los, und Ommo gehorchte. Aus dem Augenwinkel sah er, wie ein dritter Wachposten sein Gepäck ins Zelt brachte und neben dem Eingang abstellte. Der Mann auf dem Diwan sah an Ommo vorbei und musterte das Reisebündel und die Eisenstange. Er trug einen dünnen schwarzen Schnurrbart, und wenn seine Haut auch sehr blaß wirkte, so verliehen ihr die buschigen schwarzen Augenbrauen und die fast schwarzdunklen Augen ein eher finsternes Aussehen. Gemildert wurde dies freilich durch ein breites, fast herzlich wirkendes Lachen, daß die in makellosem Weiß strahlenden Zähne des Mannes offenbarte, als er sagte:

»Wirklich zu dumm, daß wir uns nicht anders kennenlernen konnten! Es tut mir aufrichtig leid, daß Ihr durch diese Tretmühle müßt, aber in Kriegszeiten muß man eben ein wenig vorsichtig sein.«

Ommo schwieg verblüfft. Mit so einem freundlichen Empfang hatte er natürlich nicht gerechnet, und er war sich noch nicht sicher, mit wie viel Argwohn er dem Dicken begegnen mußte. Das beste war, wenn er Zurückhaltung übte. Daher sagte er in einem neutralen Tonfall: »Das ist zwar verständlich, aber ich habe mir diesen Krieg ja auch nicht ausgesucht.« Der Dicke nickte. »Wie wahr, wie wahr! Und doch - wissen wir tatsächlich immer, welche Folgen unser Tun und unser Nichtstun hat? Kann man jemals sichergehen, einen Krieg nicht verursacht zu haben, vielleicht gerade dadurch, weil man ihn sich nicht herbeiwünschte? Das hieße doch sich anzumaßen, sämtliche Zusammenhänge des Seins zu erkennen, und wer das tut, muß sich auch die Frage gefallen lassen, wie es dann um seine Beherrschung ebendieser Zusammenhänge steht. Zumindest als Magier. Denn wenn der Magier oder Zauberer eins will, so doch bekanntlich die Macht, den Zugriff.«

Ommo hatte Mühe, dem anderen zu folgen. Nicht weil er sich unklar ausgedrückt hätte, im Gegenteil, sondern weil die Situation, so wie er sie verstand, eigentlich nicht dazu angetan war, philosophische Debatten zu führen, noch bevor man sich einander richtig vorgestellt hatte. Der Dicke schien seine Gedanken zu erraten, denn plötzlich faßte er sich erschrocken an die Brust und meinte mit ehrlicher Bestürzung in der Stimme: »Aber ich muß vieltausendmal um Verzeihung bitten! Ich habe mich ja überhaupt noch nicht vorgestellt! Mein Name ist Suliman Bey. Ich stamme, wie Ihr unschwer bemerkt haben werdet, nicht aus Eurer Heimat Chaim, vielmehr hat es mich aus fernen Gefilden hierher verschlagen, und da bin ich nun, hahaha!«

Das Lachen des Fremden war so ansteckend, daß Ommo wider Willen darin einstimmen mußte, obwohl er die Bemerkung gar nicht komisch fand. Vorsicht, ermahnte er sich selbst, dieser Dicke hat offenbar die Fähigkeit, andere sehr schnell für sich einzunehmen. Doch erst mußte er einmal abwarten, was der Mann von ihm verlangte.

Suliman Bey schien keine Antwort zu erwarten, denn er fuhr gleich fort: »So ist es mit dem allgemeinen Los des Menschen - glaubt er im einen Augenblick noch an die Freiheit seines Willens, so folgt er doch schon im nächsten sklavisches der ihm vorgezeichneten Bahn. Und jeden, der von seiner eigenen Bahn abweichen will, stempelt er zum Ketzer ab und läßt ihn hängen. Ist es nicht so? Ist es nicht so?« Wehmütig blickte der Dicke auf die leere Silberschale am Boden. Er schnippte mit den Fingern und sah zu dem rechts von ihm stehenden schwarzen Mann hinüber. Der verneigte sich schnell, trat vor, beugte sich nieder, um die Silberschale aufzunehmen, und verschwand damit aus dem Zelt.

»Es ist ein bißchen spät für' s Frühstück, aber dafür werden wir in etwa einer Stunde eine Kleinigkeit zu uns nehmen«, verkündete Suliman Bey. »Oder seid Ihr schon so hungrig, oder hätte ich vielmehr sagen sollen noch«, er lächelte listig, »um es bis dahin nicht mehr auszuhalten?« Ommo schüttelte den Kopf. Er mußte in diesem Gespräch endlich mal ein Bein auf den Boden bekommen, sonst redete der andere ihn noch tot. »Danke, werter Herr, aber mir steht der Sinn nicht nach Speise. Überhaupt frage ich mich des öfteren, ob es keine magischen Möglichkeiten gibt, auf Speisen und Getränke gänzlich verzichten zu können, ebenso wie auf den Schlaf. Der Zeitgewinn wäre von Vorteil.«

Das war natürlich zugleich eine Fangfrage: denn Ommo wollte wissen, ob die Invasoren vielleicht schon von den Roten Kämpfern gehört hatten. Vielleicht reagierte der Dicke auf diesen Hinweis, dann wußte Ommo Bescheid. Tat er es nicht, blieb alles offen.

Er tat es nicht. »Ihr wollt wohl abnehmen, wie?« fragte der Dicke spöttisch und musterte den hageren Zaubergesellen. »Was heißt schon Zeitgewinn! Ist nicht jede Sekunde verloren, die wir nicht der Lust und dem Vergnügen, der Freude und der Ekstase gewidmet haben? Wenn Ihr Lustgewinn aus dem Fasten ziehen könnt, so tut das - aber gesteht Euch selbst auch zu, die Speisen zu genießen, sofern sie wohlzubereitet und schmackhaft sind.«

Ommo beschloß das Thema zu wechseln. »Da wir schon bei der Vorstellung sind, möchte auch ich dies nachholen. Allerdings mußte ich Eurem Offizier bereits schon einmal meinen Namen nennen. Also, ich bin Ommo. Bis vor kurzem war ich Zaubergeselle bei dem großen Magier Jax.« Ommo hielt es für das Klügste, so zu tun, als habe Jax ihn verstoßen, denn ein solches Vorgehen hätte mehrere Vorteile: Erstens wäre er dann möglicherweise für die Invasoren interessant, falls diese es darauf abgesehen haben sollten, auch dem alten Meisterzauberer Chaims die Macht zu rauben - von wem hätten sie sich mehr Aufschluß erhoffen können, was die Gewohnheiten und Schwächen seines Meisters betraf? Zweitens würde ihm dies eine einigermaßen glaubhafte Erklärung für sein plötzliches Auftauchen inmitten des Invasorenlagers liefern. Und drittens schließlich konnte er damit von seiner eigentlichen Mission ablenken, nämlich die Roten Kämpfer ausfindig zu machen. Ommo hoffte inbrünstig, daß sein Plan klappen würde. Die Reaktion Suliman Beys schien dies zunächst zu bestätigen. »Ja, daß Ihr mit Magie zu tun haben müßt, das sehe ich als Magier natürlich sofort. Deshalb hat man Euch auch zu mir gebracht - ganz im Vertrauen«, er hielt die Hand seitlich vor den Mund, zwinkerte Ommo zu und senkte die Stimme, »diese Militärs sind ja manchmal so etwas von blöde! Begriffsstutzig, borniert, einseitig - wie sagten wir immer dort, wo ich herkomme: Dumm, stark, wasserdicht und geländegängig.«

Beide lachten laut über diesen Witz. Dann fuhr der Fremde fort: »Aber was will man machen, manchmal braucht man sie eben. Ach, übrigens, möchtet Ihr etwas trinken? Oder wollt Ihr gleich mit der magischen Übung anfangen«, versetzte er amüsiert lächelnd, »auf Speise und Trank zu verzichten? Eins kann ich Euch versprechen, sehr alt werdet Ihr nicht dabei.« Ommo grinste. »Ich habe ja nur gefragtes ist nicht so, als wäre ich weltlichen Genüssen Feind.

Was zu trinken? Gern, solange es nicht berauscht.« Suliman Bey nickte. Ein Blick genügte, und auch der zweite schwarze Mann verneigte sich, um dann lautlos aus dem Zelt zu huschen. Der Dicke sah ihm wehmütig nach. »Gute Leute, diese Schwarzen. Nicht zu fassen, daß man die früher als Sklaven gehalten hat - welch eine erbärmliche Verschwendung an Menschenmaterial. Aber Sklaverei gibt es in Chaim ja auch nicht, wie ich höre.«

Ommo schüttelte den Kopf. »Nein, soweit ich das weiß, hat es sie auch nie gegeben.«

»Sehr vernünftig. Denn letztes Endes züchtet man sich durch Unterdrückung nur seinen eigenen Mörder heran. Bei mir stehen sie in gutem Sold, Wasser und Ndongo hier, diese beiden, sind schon seit dreißig Jahren bei mir. Und das freiwillig. Ich halte nichts von der Unart anderer Zauberer, die Menschen mit Zwang und Druck regieren zu wollen. Die ethische Problematik einmal völlig beiseitegestellt, berührt ein solches Vorgehen natürlich auch die Frage nach der Effizienz. Gewiß läßt sich argumentieren, daß der Krieg der Vater aller Dinge sei, daß also ein gewisses Maß an Spannung dem Fortschritt förderlich ist. Und damit natürlich auch der Effizienz. Letztlich ist die Machtfrage ja doch eine des Konsensus.

Aber sprechen wir einmal von Euch. Ihr habt die Vergangenheitsform gewählt, seid also nicht mehr Geselle bei Meister Jax? Übrigens habe ich während meines kurzen Aufenthalts in Chaim natürlich sehr wohl von ihm vernommen, er soll zweifellos ein fähiger Zauberer sein.«

Ommo nickte. »Ganz zweifellos. Wenn er sich selbständig als den größten aller Zauberer darstellt, ist sicherlich etwas dran.« Ommo verstummte. Wenn Suliman Bey mehr hören wollte, mußte er ihn schon fragen. Der Dicke musterte ihn mit feinem Lächeln. Schließlich nickte er bedächtig und meinte: »Es gefällt mir, daß Ihr Euer Herz nicht gleich auf der Zunge tragt. Damit keine Mißverständnisse aufkommen: Ihr seid mein Gast, nicht mein Gefangener. Vergeßt bitte, was vorhin geschehen ist - und habt vielleicht ein bißchen Verständnis für unsere Soldaten. Es ist ihre Pflicht, die Sicherheit des Lagers zu gewährleisten, und sie sind etwas nervös, was

angesichts der gegenwärtigen Spannungslage wohl nicht weiter verwunderlich sein dürfte.«

Ommo wollte etwas erwidern, doch Suliman Bey erhob die Hand und unterbrach ihn. »Daß Ihr mein Gast seid, hat natürlich auch zur Folge, daß Ihr keine Fragen beantworten müßt, die Euch nicht behagen. Versteht es daher nur als Ausdruck meiner menschlichen Neugier, wenn ich Euch im Rahmen unseres gegenseitigen Kennenlernens die eine oder andere Frage unterbreite. Es wird niemand gekränkt sein, wenn Ihr es vorziehen solltet, zu schweigen oder bestehende Verpflichtungen zur Geheimhaltung zu ehren.«

Die Situation wurde immer merkwürdiger: Benahmen sich tatsächlich so jene Invasoren, die allenthalben als die größte Gefahr Chaims galten, die jemals über dieses magische Land hereingebrochen war? Waren dies die grausamen Mörder und Räuber, die Brandschatzer und die Folterer von Frauen und Kindern, von Mägden und Knechten, von Zauberlehrlingen und hilflosen Bewohnern Chaims? Irgendwie konnte Ommo es nicht glauben. Gab es vielleicht noch eine zweite Gruppe von Fremden, die durch Chaim zogen, vielleicht sogar in friedlicher Absicht, ohne daß er bisher davon gehört hätte? Hatte er vielleicht zu voreilig den Schluß gezogen, daß es sich bei diesen Leuten um die gefürchteten Feinde handelte? Immerhin hatte der Dämon ja berichtet, daß die Kraft der Grenzmarkierungen teilweise aufgehoben worden war. Vielleicht war Suliman Bey mit seinen Leuten ja eher zufällig nach Chaim gekommen, ohne dort irgendwelchen Schaden anrichten zu wollen? Andererseits: Warum befahl er dann Soldaten? Warum sprach er vom Krieg? Hätte ein Trupp Leibwächter nicht genügt, wenn er wirklich in friedlicher Absicht gekommen wäre?

Ommo beschloß, immer vorsichtiger zu taktieren, denn daß er es im Zweifelsfalle mit einem sehr gerissenen Gegner zu tun hatte, das war inzwischen nicht mehr zu übersehen. Sollte Suliman Bey sich aber als ehrlich und aufrichtig erweisen, so konnte er ihn vielleicht sogar als Verbündeten für die Sache Chaims gewinnen.

»Nun«, sagte Ommobedächtig, »Stellt mir alle Fragen, die Euch interessieren, sofern ich das

gleiche tun darf, werde ich sie gern beantworten - natürlich immer im Rahmen meiner Eide und Verpflichtungen, genau wie Ihr es beschrieben habt.«

Suliman Bey nickte zufrieden. »So soll es sein.« Er hob den Blick als der zweite schwarze Mann mit einem Tablett ins Zelt trat, sich vor den beiden verbeugte und mit einer Hand ein kleines Holzgestell aufklappte, daß er zwischen Suliman Bey und Ommo auf dem Boden plazierte. Dann legte er das Tablett darauf. Ommo sah eine große Kanne aus wunderbarem Kupfer, mit silberner Intarsienarbeit verziert, daneben zwei kupferne Schälchen, in denen wiederum winzige, henkellose Tassen aus Porzellan ruhten. Neben jedem dieser Schälchen stand zudem ein richtiges durchsichtiges Glas voll Wasser. Ommo staunte. »So etwas führt Ihr bei einem Kriegszug mit?« Wieder eine Fangfrage: Auf diese, wie er meinte, elegante Weise, machte Ommo den Versuch, die Kriegsfrage zu klären oder zumindest eine wie auch immer geartete Antwort zu erhalten.

Mit einer fast unwirschen Geste schickte Suliman Bey den Schwarzen fort, der sich wieder neben seinem Diwan aufstellen wollte. Doch der Kommandant zeigte mit dem Finger kurz auf den Zelteingang, woraufhin der Schwarze verschwand. Dann beugte sich Suliman Bey vor, nahm mit einer für seine Körperfülle ungewöhnlich geschmeidigen Bewegung die Kanne auf und hielt sie mindestens zwei Fuß hoch über das Tablett. Dann goß er aus dem geschwungenen Hals eine dicke schwarze Flüssigkeit erst in ein Schälchen und dann, ohne abzusetzen, aber auch ohne einen Tropfen daneben zu schütten, in das zweite. Mit einem Schlenker des Handgelenks schließlich stoppte er den Strom der Flüssigkeit und setzte die sicherlich nicht sehr leichte Kanne mühelos wieder ab. »Bitte bedient Euch«, meinte und griff selbst zu seiner Schale.

Neugierig beugte Ommo sich vor und nahm das kleine Gefäß mit der Rechten auf. Die Flüssigkeit kochte fast, und ein angenehmer, etwas merkwürdiger Duft stieg ihm in die Nase. Als er fragend eine Augenbraue hob, nickte Suliman Bey ihm aufmunternd zu und führte seine eigene Schale an den Mund. Mit einem leisen Schmatzen nippte er daran. Ommo tat das gleiche.

Das Getränk war heiß und schmeckte köstlich. Irgendwie erinnerte es ihn an... Er kam nicht darauf.

Mit einem zweiten und dritten Nippen hatte Suliman Bey seine Schale geleert. Ommo wollte es ihm gleichtun, als er beim dritten Schluck plötzlich merkte, wie sich ein seltsamer Gries zwischen seine Zahnlücken schob und seine Zunge pelzig werden ließ.

»Oh, Verzeihung«, warf Suliman Bey ein. »Wahrscheinlich seid Ihr mit diesem Getränk nicht vertraut. Man trinkt nur den oberen Teil der Flüssigkeit ab, der Rest ist Satz, er ist nicht genießbar.«

Ommo stellte die Schale ab und griff nach dem Wasserglas, um sich den Mund auszuspülen. »Wenn man das weiß«, sagte er schließlich, »kann man es wirklich genießen. Ein sehr interessanter Geschmack. Ich weiß nicht, woran er mich erinnert.«

Suliman Bey lachte. »Wir nennen es Kahve, in anderen Gegenden spricht man von Kaffee. Ich habe gehört, daß auch in Chaim Kaffeesträucher wachsen. Allerdings scheint eure Technik des Bohnenröstens nicht so entwickelt zu sein wie unsere.«

Ommo nickte. »Ja, Ihr habt recht, Kaffee. Bei uns schmeckt er wirklich sehr anders. Es wäre interessant, einmal das Rezept zu erfahren.«

»Kein Problem. Darüber können wir uns gern noch unterhalten.« Suliman Bey schien unendlich viel Zeit zu haben, jedenfalls war nichts Eiliges und Drängendes an ihm.

Damit konnte Ommo leben. Der alte Jax hatte es immer wieder verstanden, trotz der Eintönigkeit ihrer Wüsteneinsiedelei Hektik und Ungemach in das Leben seiner Gesellen zu bringen. Andererseits gab es auch einige Fragen, die Ommo auf den Nägeln brannten.

Suliman Bey lehnte sich gemütlich zurück und klatschte in die Hände. Sofort huschte lautlos wieder einer der beiden Schwarzen herein, diesmal ein etwas kleineres Tablett tragend, auf

dem frische Kaffeeschalen standen. Ohne dazu aufgefordert zu sein, tauschte er die alten mit den frischen Schalen aus. Dann entfernte er sich wieder ebenso stumm, wie er gekommen war.

»Ihr fragt, wieso wir dergleichen auf einem Feldzug mitführen? Nun, das kann ich Euch sagen«, erklärte Suliman Bey. Ommo spitzte die Ohren. Der andere war also tatsächlich auf seine Frage eingegangen, er hatte sie nicht überhört - oder so getan, als würde er sie überhören. Was würde jetzt folgen?

»Eigentlich befinden wir uns gar nicht auf einem richtigen Feldzug. Wir hatten überhaupt nicht mit einer militärischen Aktion gerechnet, setzte Suliman Bey seine Erklärungen fort, »es kam gewissermaßen aus heiterem Himmel. Ja, man kann sogar sagen, daß wir gewissermaßen dazu gezwungen waren, zu kommen.«

»Wieso das?« wollte Ommo wissen. »Verzeiht mir meine Offenheit, aber wenn ich...«

»Nur zu!« rief Suliman Bey. »Zwischen Gast und Gastgeber sollte stets Offenheit herrschen, sonst wird jede mögliche Freundschaft bereits im Keim erstickt. Sprecht offen, dann werdet Ihr auch von mir stets offene Antwort erwarten dürfen.«

Das klang vielversprechend. Ommo atmete tief durch und sagte dann: »Nun gut, es freut mich, daß Ihr das so seht. Was ich sagen wollte, ist folgendes: Wenn Fremde in ein Land eindringen, noch dazu mit militärischer Macht und ungebeten, nennt man das doch wohl herkömmlich einen Eroberungsfeldzug, nicht wahr?«

Suliman Bey blickte ihn erstaunt an. »Natürlich tut man das! Aber was hat das mit uns zu tun?«

Nun war Ommo an der Reihe zu staunen. »Na ja... äh... ich dachte...« Er hörte lieber auf zu sprechen, als ständig zu stammeln. Dieser Mann war wirklich voller Überraschungen. Oder war das nur eine kluge List?

Plötzlich lachte Suliman Bey laut los und schlug sich vor Vergnügen auf die Schenkel. »Ach so, jetzt verstehe ich erst! Ihr haltet uns für Eroberer, ja? Für Invasoren?«

Ommos Augen verengten sich zu Schlitzen. »Und wofür, wenn ich fragen darf, soll ich euch sonst halten?«

Der Dicke wurde wieder ernst. »Nein, nein«, winkte er ab, »da herrscht ein Riesenmißverständnis vor. Wir sind nicht gekommen, um dieses Land zu erobern. Eure Definition stimmt - Fremde, die mit Waffengewalt ungebeten irgendwo eindringen, das sind Unterdrücker. Gewiß, wir haben Soldaten dabei...«

»Genau, das ist die Waffengewalt«, bekräftigte Ommo. »Und Ihr befindet Euch in einem fremden Land, und niemand hat Euch gebeten...«

Suliman Bey unterbrach ihn aufs neue. »Ah, mein Freund, aber genau da irrt Ihr Euch! Wir sind hier mit Waffengewalt, das ist richtig. Und wir sind Fremde in einem Fremden Land, das stimmt ebenfalls. Aber wir sind keineswegs ungebeten gekommen. Ja, wenn es nach mir gegangen wäre, wären wir jetzt ganz woanders, nämlich...«

»Man hat Euch eingeladen????« fragte Ommo verblüfft. »Wer soll denn das gewesen sein?«

»Na, Zauberer von Chaim natürlich«, erwiderte Suliman Bey, als sei dies das Natürlichste von der Welt. Dann beugte er sich wieder zu der Kanne hinüber.

»Noch etwas Kahvel«

Ommo lehnte dankend ab. »Zauberer Chaims? Haben Euch hierhergebeten?

Ja wozu denn?«

Suliman Bey schenkte sich selbst frischen Kaffee ein, schlürfte die Schale aus, trank danach etwas Wasser und lehnte sich wieder behaglich auf seinem Diwan zurück. »Es tut mir leid, mein Freund, daß ausgerechnet ich es bin, der sich jetzt auf seine Eide und Verpflichtungen berufen muß, aber im Augenblick darf ich Euch diese Frage noch nicht beantworten. Ich kann Euch aber versichern, daß dies sofort geschehen wird, sobald die Lage es zuläßt.«

Also doch! Dachte Ommo. Alles nur Lug und Trug und Schwindel...

»Ich will Euch aber wenigstens einen Anhaltspunkt geben«, fuhr Suliman Bey fort. Es gibt gewissen Kreise in Chaim, die mit dem gegenwärtigen Zustand des Landes nicht zufrieden sind. Aus Gründen, die genauer hier zu erklären nicht der Ort ist, die aber offensichtlich schwer genug wiegen, um eine solche Entscheidung zu rechtfertigen, hat uns eine Delegation Eures Landes aufgesucht und uns gebeten, diesen gewissen Kreisen dabei behilflich zu sein, notwendige...« Er stockte. »...sagen wir einmal Reformen durchzusetzen oder, genauer, bei ihrer Durchsetzung behilflich zu sein, die dem Wohle des ganzen Landes dienen sollen.« Ommo schüttelte verwundert den Kopf. »Wollt Ihr mir etwa erzählen, daß Ihr auf jeden derartigen Hilferuf reagiert und sofort einmarschiert, wenn Euch nur jemand darum bittet? Noch dazu ohne die Mehrheit der Bewohner eines Landes vorher gefragt zu haben?«

Suliman Bey begann verschmitzt zu grinsen. »Eure Frage ist verständlich, denn es fehlen Euch gewisse Informationen, die einiges erklären. Also werde ich sie Euch nachliefern. Zum einen: Ja, wir pflegen auf derlei Hilferufe zu reagieren und nötigenfalls auch einzumarschieren. Zum anderen, und das ist die nächstliegende Frage, auch wenn Ihr sie noch nicht gestellt habt. Warum tun wir das? Wir tun es, weil es unser Beruf ist.«

»Söldner!« entfuhr es Ommo.

Suliman Bey verzog das Gesicht zu einer gequälten Grimasse. »Ein häßliches Wort, fürwahr. Wir ziehen es vor, uns als >Ordnungstruppen< oder, noch besser, als Dienstleistungsbetrieb für Ordnung und Sicherheit zu verstehen. Meine Leute sind keine geistlosen Haudegen, die nur plündern und brandschatzen wollen. Wir arbeiten für gutes Geld, für denjenigen, der uns bezahlt, und wir bieten für dieses gute Geld auch gute Arbeit.«

Das mußte Ommo erst verdauen. Hochverrat in Chaim! Irgendeine Gruppe von Hinterhofzauberern, wie Jax sie wahrscheinlich bezeichnen würde, versuchte mit ausländischer Hilfe die Macht an sich zu reißen. Andererseits, wenn diese Leute käuflich waren, konnte man sie vielleicht auch zurückkaufen.

»Darf man fragen, wie hoch Euer Preis ist?«

»Sehr hoch.« Suliman Bey sah ihm fest in die Augen. »Und es gehört zur erklärten Politik unseres Hauses, daß wir nie die Fronten wechseln, bevor wir einen Auftrag zur vollen Befriedigung unseres Klienten erledigt haben.«

Schade, dachte Ommo. Die Lösung wäre auch wirklich sehr schön einfach gewesen.

»Aber vielleicht darf ich jetzt auch mal wieder ein paar Fragen stellen«, warf Suliman Bey ein. »Möchtet Ihr mir vielleicht erzählen, warum Ihr Euch von Eurem Meister Jax getrennt habt?«

Ommo nickte. Es war wohl das Beste, wenn er den Söldnerführer erst einmal eine Weile ablenkte. Das gab ihm selbst Zeit zum Nachdenken. Und die brauchte er - denn nun war klar, daß er mitten in die Höhle des Löwen geraten war, und er mußte eine Möglichkeit finden, um seine Mission doch noch erfolgreich zu Ende zu führen, je früher desto besser.

III

Die letzten fünfzig Meilen waren die schlimmsten gewesen. Erschöpft setzte Jobab das Gepäck neben dem großen Tablettstein ab, unter dem sie lagern wollten. Die Sonne stand bereits tief am westlichen Himmel, ihre roten Strahlen stachen ihm wie grelle Lanzen in die Augen, und er wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn, einen salzigen Geschmack im Mund.

Jax hatte sich vor die Feuerstelle gekauert, die schon früher von zahllosen Wanderern angelegt worden war. Gleich würde er seinen Gesellen wahrscheinlich dazu auffordern, zu allem

Überfluß auch noch Holz sammeln zu gehen. »Da wird er aber nicht viel Glück haben«, dachte Jobab. Denn weit und breit gab es nichts als Ödland und Steppe. Seit zwei Tagen waren sie nun zu Fuß unterwegs, und Jobab hatte den Zauberer mehr als einmal dafür verflucht, daß er keine weniger umständliche Form des Reisens gewählt hatte. Natürlich hielt Jax es nicht für nötig, auf entsprechende Fragen des Gesellen zu reagieren. Er war es gewöhnt, daß man seinen Anweisungen bedingungslos Folge leistete, und Jobab hatte nicht den Eindruck, daß sich das auf dieser Reise wesentlich ändern würde.

Mürrisch stocherte der Zauberer in der Asche mit den Holzkohleresten herum. Dann sah er zu Jobab hinüber. »Ich habe keinen großen Hunger. Du etwa?«

Jobab schüttelte den Kopf. »Durst schon eher«, krächzte er heiser.

Jax nickte. Er schien relativ gut aufgelegt zu sein, denn er schnippte mit den Fingern der linken Hand, zeichnete mit dem Zeigefinger der Rechten viermal ein absteigendes Dreieck in die Luft, murmelte halblaut die Wort »Mem, mem, mem« vor sich hin und bohrte den Zeigefinger schließlich in den Boden, direkt neben der Feuerstelle. Dann nahm er seine Feldflasche und entkorkte sie. Nachdem er den letzten Schluck geleert hatte, stülpte er sie mit der Öffnung nach unten über das in den Sand gebohrte Loch.

Jobab sah interessiert zu. Doch es war nichts zu erkennen. Dafür hörte er um so mehr. Das Geräusch von rauschendem Wasser, das in Jax Feldflasche plötzlich zu gluckern begann.

Mit einem flotten Schlenker riß Jax die Feldflasche plötzlich vom Boden, wobei er in hohem Bogen Wasser verspritzte, und bedeutete Jobab mit einer Handbewegung, daß er es ihm gleichtun solle.

Neugierig stand Jobab auf und schritt zu dem Loch hinüber. Es war nur einen halben Finger tief, ebenso breit und auf die Ferne kaum zu erkennen. Als er hineinspähte, erblickte er ein feuchtes Glitzern. Dankbar nahm er seine völlig ausgetrocknete Feldflasche vom Gürtel und stülpte sie geöffnet über das Loch, wie Jax es ihm gezeigt hatte. Und tatsächlich - es war kaum eine Minute vergangen, da begann die Feldflasche auf dem Loch auf und ab zu hüpfen - offensichtlich war sie voll, so daß das überschüssige Wasser wieder nach außen drängte.

Jobab nahm sie auf, trank von dem kühlen Naß - es schmeckte einfach köstlich. Dann ging er zu seinem Gepäck zurück, um den großen Wasserschlauch zu holen, der ihre eiserne Ration darstellen sollte und den sie schon längst geleert hatten. Während er diesen füllte, fragte er den Meister: »Haben wir es denn noch weit?«

Jax schüttelte den Kopf. »Einen halben Tagesmarsch noch, nicht mehr. Ich glaube, wir werden uns das Abendessen heute sparen.«

Jobab war einverstanden. Gewöhnlich hatte er zwar einen sehr guten Appetit, aber die Strapazen des Marsches ließen ihn nur noch nach Ruhe und Schlaf verlangen.

»Dafür kannst du uns dann morgen ein vernünftiges Frühstück machen«, versetzte Jax. Er schaute den Gesellen prüfend an. »Dein Durchhaltevermögen war auch schon mal besser.«

Jobab widersprach. »Erstens war es die letzten beiden Tage sehr heiß, und zweitens habe ich auch noch nie soviel Gepäck schleppen müssen.«

Jax zuckte die Achseln und legte sich auf eine Decke, die er zuvor am Boden ausgebreitet hatte. »Heute nacht wird es recht warm bleiben, vielleicht gibt es morgen nachmittag Gewitter. Aber dann sind wir ja schon am Ziel. Er legte den Kopf auf die hinten verschränkten Arme, sah zum langsam dunkler werdenden Himmel hinauf, schlug ein Knie übers andere und fuhr fort: »Aber ich kann dich gern beruhigen: Wenn du glauben solltest, daß das bisher schlimm war, so darfst du dich darauf freuen, daß der schlimmste Teil noch vor uns liegt. Genauer gesagt vor dir.«

Jobab überlegte sich, ob er auf diese Triezereien seines Meisters überhaupt noch antworten sollte. Damit bestätigte er den alten Menschenschinder ja nur in seiner sadistischen Art. Also entschied er sich zur Ablenkung. »Meister, Ihr habt mir immer noch nicht verraten, was es eigentlich mit dem Zauberer Ches auf sich hat.«

Jax deutete ein Nicken an. »Das stimmt. Und?«

Jobab hatte inzwischen seine eigene Decke ausgebreitet und legte sich darauf. Der Sandboden war sogar überraschend bequem, fast wie weiches Gras. Wahrscheinlich hatte Jax aus Versehen seinen Weichmachzauber zu weit ausgedehnt. Das sollte Jobab nur recht sein. Als er schließlich auf dem Rücken lag und die ersten Sterne beobachtete, wie sie herauskamen und ihn freundlich angitzerten, sagte er: »Und? Wollt Ihr es nicht vielleicht nachholen?«

Jax gähnte. »Na schön, ein paar Worte kann ich darüber vielleicht verlieren.

Ches ist ein mürrischer alter Tropf.«

Nichts Neues also, genau wie hier, wäre es Jobab fast entfahren, aber er zügelte gerade noch rechtzeitig Zunge und Denken. »Und warum suchen wir ihn dann auf?« fragte er statt dessen.

»Um Chaim zu retten, natürlich«, bellte Jax ihn an. »Wozu denn wohl sonst?«

Jobab seufzte. Wie lange wollte der alte Knacker dieses Spiel noch fortsetzen?

Er war müde, vor allem aber war er es leid, nach zwei Tagen der Plackerei, des Dursts und der schmerzenden Muskeln auch noch die wohlvertrauten seelischen Qualen über sich ergehen zu lassen, für die Jax der absolute Spezialist war. »Dann eben nicht«, murmelte er halblaut.

»Wie war das?« schoß es aus Jax' Mund hervor. »Wenn du nicht willst, daß ich dich belehre, dann gifte mich das nächste Mal auch nicht an, ich würde dir nichts beibringen wollen.«

Der Mann konnte einen in die Verzweiflung treiben. Jobab beschloß, mal wieder gute Miene zum bösen Spiel zu machen. »Verzeiht, Meister, ich bin erschöpft. Wollt Ihr es mir vielleicht jetzt mitteilen? Oder soll ich lieber des Schlafes pflegen, um meine sicherlich benötigte Arbeitskraft für morgen zu regenerieren?«

Für Ironie bei Gesellen hatte Jax überhaupt nichts übrig. »Werde nicht pampig!« schnauzte er ihn an. Dann schwieg er eine Weile, wie um seinem Befehl mehr Nachdruck zu verleihen.

Jobab hatte wirklich Mühe, nicht einzuschlafen, doch inzwischen war es ihm egal. Wenn der alte Zauberer ihn aufklären wollte, sollte er es jetzt tun, auf seinen Schlaf würde er jedenfalls nicht verzichten.

Jax schien inzwischen genug von seiner Triezerei zu haben, denn in völlig normalem Ton fuhr er fort: »Es heißt, daß Ches seit fünfhundert Jahren nicht mehr gelacht hat. Niemand weiß so recht warum, aus geheimen Unterlagen ist mir aber bekannt, daß es etwas mit dem Schicksal Chaims zu tun hat. In diesem Fall müßte das fragliche Ereignis genau... laß mal rechnen... vierhundertachtundneunzig Jahre zurückliegen. Damals befand sich Chaim in einer annähernd schlimmen Gefahr wie heute.«

Das ließ Jobab aufhorchen. »Und da hat es ihm den Humor verschlagen?«

»Könnte man so sehen«, erwiderte Jax. »Aber entscheidend ist daran etwas anderes. Aus irgendeinem Grund, den keiner so richtig versteht, hat er dadurch eine unglaublich enge Beziehung zur Magie des ganzen Landes aufgebaut. Man könnte sogar sagen, die Magie Chaims ist Ches selbst. Natürlich ist das eher bildlich gemeint.«

Jobab richtete sich kurz auf, er war erstaunt. »Aber das würde doch bedeuten, daß er der mächtigste Magier Chaims ist!«

»Nein«, widersprach Jax, »es bedeutet nur, daß ohne ihn die Magie des Landes nicht mehr vorhanden wäre, und damit natürlich auch unsere. Allerdings heißt das nicht, daß er selbst über die Magie verfügen kann. Tatsächlich ist Ches sogar einer der schwächsten Zauberer, die wir kennen - und doch ist er unentbehrlich. Wie gesagt, in seiner Person hat sich die Magie gewissermaßen verankert. Wie das zustande gekommen ist, weiß niemand so recht, wie ich schon sagte. Eine wichtige Fähigkeit besitzt er allerdings, die keiner von uns anderen Zauberern sein eigen nennen kann. Und auf die kommt es uns hier an.«

»Und welche ist das?« fragte Jobab, der plötzlich wieder hellwach geworden war.

Jax baumelte mit einem schmutzigen Fuß, den er auf das angewinkelte Knie gelegt hatte.

»Nun, er kann die Magie des ganzen Landes für kurze Zeit bündeln. Er ist also eine Art Ver-

stärker der Magie. Das ist wiederum wichtig für den Fall, daß es Ommo gelingt, die Roten Kämpfer für unsere Sache zu gewinnen. Das Wort >bündeln< ist sicherlich zu schwach - tatsächlich ermöglicht dieser Vorgang jenen, die eine ganz besondere Beziehung zur Magie Chaims haben, ihre Kräfte zu verhundertfachen, wenn auch, wie ich schon sagte, nur für eine begrenzte Zeit.«

Jobab begriff schnell, worum es ging. »Ja, und die Roten Kämpfer leben, wie ich es von Euch gehört habe, nur deshalb in Ghaim, weil sie eine solche enge Verbindung zur Magie des Landes haben.«

»Ganz genau«, stimmte Jax ihm zu. »Es gibt zwar noch eine Handvoll anderer Zauberer, die daraus Nutzen ziehen können, aber viele von ihnen wissen es nicht einmal. Denn die Sache ist eben doch sehr geheim. Das dient nicht zuletzt zum Schutz von Ches und dem ganzen Land.«

Jobab konnte sich vorstellen, wie es wäre, wenn jeder versuchte, Ches dazu zu bewegen, in seinem Interesse die Magie zu verhundertfachen, das könnte Mord und Totschlag geben. »Ihr spracht von einer begrenzten Zeit. Was bedeutet das?«

Jax wälzte sich auf den Bauch und stemmte das Kinn auf die untergelegten Arme. »Das hängt von verschiedenen Dingen ab, und ganz genau weiß es nur Ches selbst. Darin besteht auch unsere Herausforderung- und unsere wahre Leistung, wenn wir es vollbringen, ihn diese Verhundertfachung bewirken zu lassen.«

Verwundert fragte Jobab: »Ihn sie >bewirken< zu lassen? Braucht man ihn denn nicht einfach nur dazu aufzufordern? Oder ist er unwillig, es zu tun?« »Das ist ein weiteres Problem. Er kann es zwar, kann also die landeseigene Magie verstärken, bis sie ungeahnte Ausmaße annimmt, aber er kann es nicht gewollt. Vor vierhundertachtundneunzig Jahren konnte er es noch und hat seine Macht dazu benutzt, um das Land vor einer Katastrophe zu retten. Dabei ging allerdings noch einiges andere kaputt. Es heißt, daß ein Fluch auf ihm ruht, der es verhindert, daß er diese Macht bewußt und gezielt ausüben kann. Nur unter einer Bedingung kann die Verstärkung der Magie vollbracht werden.«

Jobab hatte schon mit einer Kunstpause des Meisters gerechnet. So war das meistens: Immer, wenn es spannend wurde, hörte der alte Sklaventreiber entweder auf zu reden, zierte sich, schickte einen Wasser holen oder jagen, tat kurzum alles, um die Spannung ins Unerträgliche zu steigern. Weil er aber sehr daran interessiert war-, mehr über die Sache zu erfahren, ließ Jobab seufzend eine halbe Stunde der Stille über sich ergehen, bevor er unruhig - und durchaus planmäßig - fragte: »Meister, wollt Ihr es mir nicht verraten?« Jax tat so, als habe ihn sein Geselle aus dem tiefsten Schlaf geholt. Er knurrte, wälzte sich ein paarmal auf seiner Decke herum, bis er schließlich wieder auf dem Bauch lag, kratzte sich am Bart und meinte schließlich: »Die Sache ist eigentlich ganz einfach. Man muß den Mann nur zum Lachen bringen.« Jobab traute seinen Ohren nicht. »Wie? Das soll alles sein? Mag er denn keine Witze? Oder ist er taub oder so was?«

»Nein, es geht eher darum, eben diesen Bann von ihm zu nehmen, der sich darin äußert, daß er niemals lacht. Du kannst mir glauben, daß es schon viele versucht haben, gar nicht einmal, weil sie seine Kräfte aktivieren wollten, sondern weil jeder weiß, daß der alte Ches nicht lachen kann. Ganze Heerscharen von Hofnarren hat man während ihrer Ausbildungszeit bei ihm durchgeschleust, und wer ihn hätte zum Lachen bringen können, wäre mit Sicherheit König aller Hofnarren Chaims geworden. Doch diese Prüfung hat keiner bestanden. Ches bleibt mürrisch und freundlich, er hört zwar zu, bringt die Leute aber immer wieder aus der Fassung, indem er ihnen ihre eigenen Witze erklärt und aufzeigt, wie dämlich sie eigentlich sind. Dann schüttelt er meist nur den Kopf und wirft sie raus.«

Oho! Die Sache war wohl doch schwieriger, als Jobab zuerst gehofft hatte. »Ich verstehe immer noch nicht so recht, was es mit dem Lachen auf sich haben soll.«

»Nun, zum einen ist Lachen eine ganz wichtige magische Waffe. Man kann sie gar nicht ü-

überschätzen«, erklärte Jax.

Wollte der Meister ihn an der Nase herumführen? Lachen als Waffe, als magische gar? Das konnte Jobab nicht glauben. Langsam wurde der Schlaf wieder stärker als seine Neugier, und als Jax weiterhin schwieg, schlief Jobab plötzlich ein, ohne es zu merken. Er träumte von Hofnarren mit Schellenstöcken, die herumpoussierten und Faxen machten, während er selbst als Eiche in ihrer Mitte stand, das wirre Treiben begutachtete, ungerührt und ungeliebt, bis auch schließlich dieses Traumbild verblaßte und er jedes Bewußtsein verlor.

*

Während des Mahls hatte Ommo immer wieder nur dasselbe Wort ausrufen können: »Einfach köstlich!« Er war überwältigt gewesen von der Vielzahl der Speisen, von den edlen, fremdländischen Spezereien, den Früchten und Nüssen, Datteln und Feigen, Fleischpasteten und Reisbällchen, Hammelkeulen und Fischspießen... und, und, und. Die Mahlzeit hatte nicht enden wollen, so war es ihm erschienen, und nun meinte bald zu platzen, wie er so, inzwischen selbst auf einem improvisierten Diwan aus großen Seidenkissen ruhend, eine letzte Schale Kaffee schlürfte und die kandierten Trüffel ablehnte, die Suliman Bey ihm dazu reichen wollte. Im Laufe des Tages war die Situation eher noch merkwürdiger geworden als zuvor, denn man hatte sich einerseits in aller Offenheit unterhalten, andererseits wußten jedoch beide, daß sie nicht unbedingt auf derselben Seite standen. Doch Suliman Bey war ein amüsanter Gesellschafter, der viel aus seiner Heimat zu berichten wußte, einem fernen Reich im, wie er es nannte, »Morgenland«, wo die Sitten gänzlich anders und - sofern man seinen Schilderungen Glauben schenken durfte - freier und beglückender waren als in Chaim. Schließlich mußte Ommo doch noch eine Frage loswerden, die ihm den ganzen Tag schon zu schaffen gemacht hatte.

»Ich weiß ja, daß Ihr Euch nicht gern Söldner nennt, aber ich möchte doch eins gern wissen: Habt Ihr nie Gewissensbisse, wenn Ihr Euch für eine Partei kaufen laßt, ob diese im Recht sein mag oder nicht?«

Suliman Bey wusch sich gerade die Hände in einer Fingerschale mit Zitronenscheiben, trocknete sie an einem feinen Damasthandtuch ab, schnalzte mit der Zunge und lehnte sich wieder auf seinem Diwan zurück.

»Wißt Ihr, Ommo, dazu müßte man schon genau wissen, was Wahrheit ist. Was heißt denn schon »im Recht« sein? Sprecht Ihr vom Recht des Stärkeren? Oder vom Recht des Unterlegenen? Ist jemand im Recht, nur weil er über mehr Muskeln und Keulen verfügt als der andere? Oder ist etwa der andere im Recht, nur weil er über weniger verfügt? Was ist Wahrheit? Nach der Antwort auf diese Frage suchen die Menschen aller Länder und Reiche schon seit Ewigkeiten. Und seit Ewigkeiten führen sie Kriege darum.« »Sie führen Kriege? Wieso?« wollte Ommo wissen.

Suliman Bey runzelte die Stirn und wiegte nachdenklich den massiven Schädel. »Die Wahrheit ist ein gefährlich' Ding. In der Hand der Weisen wird sie zum Werkzeug der Befreiung. In der Hand des Toren knechtet sie den Menschen. Vielleicht liegt es ja daran, daß es sie gar nicht gibt? Aber Ihr fragt nach meinem >Gewissen<. Nun, da möchte ich gern mit einer Gegenfrage antworten: Wenn ein Reich, ein Volk, ein Land sich dazu entschlossen hat, den Kopf in den Sand zu stecken, was soll man da anderes machen, als seinen Hintern mit einer Feder zu kitzeln?«

Ommo fand immer mehr Vergnügen an diesen Streitgesprächen, denn Suliman Bey war ein gewitzter Unterhalter, der einen großen Sinn für Humor aufwies. So ernst die Sache auch sein mochte, konnte er ihr doch stets noch die eine oder andere komische Seite abgewinnen. Das änderte freilich nichts daran, daß Ommo in ihm immer noch den Gegner, den Feind, den Angreifer sehen mußte. Und so setzte er sich auch zur Wehr.

»Wenn die Sonne morgens aufgeht, ist das Wahrheit oder nicht? Und wenn sie am Abend untergeht, ist das eine Lüge? Wenn Ihr sagt, man solle mit der Feder kitzeln, dann meint Ihr damit doch nur, daß es gleichgültig ist, was man tut...«

Suliman Bey nickte eifrig. »Genau! Ganz genau!«

Ommo schüttelte den Kopf. »Das kann doch nicht sein. Es muß doch so etwas geben wie Ehre, Anstand, Freundschaft, Treue...«

Suliman Bey spreizte protestierend die Hände. »Niemand hat das ausschließen wollen. Aber vergeßt bitte nicht, daß bisher sämtliche Kriege stets im Namen der Wahrheit und des Guten geführt wurden. Noch nie hat ein Staatsmann, ein König oder ein Feldherr! sich vor sein Volk gestellt, vor seine Krieger oder Anhänger, und hat verkündet: >Ich will einen Krieg im Namen des Bösen und der Lüge führen!< Nein, stets mußte die sogenannte Wahrheit, mußte das sogenannte Gute dafür herhalten. Und wenn ihr mich nach meinem Gewissen fragt, so verstehe ich darunter nicht Ehre und Treue und Freundschaft und all das, was Ihr soeben angeführt habt. All das gilt sehr wohl - aber es gilt nur dort, ja kann nur dort gelten, wo auch dieselben Ziele vorherrschen, wo der schon von mir erwähnte Konsensus besteht, wo Unterdrückung allenfalls nach außen stattfindet, nie aber im Inneren eines Bundes, einer Sippe, einer Familie,... oder auch eines Volks.« Ommo zuckte bedauernd die Schultern. »Es tut mir wirklich leid, daß wir letztlich doch auf verschiedenen Seiten stehen. Ich würde gern viel von Euch lernen, auch wenn manches von dem, was Ihr jetzt gesagt habt, all meinen Prinzipien zuwiderläuft. Aber ich hielte es für unehrlich, so zu tun, als wäre ich auf Eurer Seite. Ich liebe dieses Land, meine Heimat, ich liebe seine Zauberer, und wenn ich jetzt auch ein Ausgestoßener bin, ein vogelfreier, ehemaliger Gesell ohne Anstellung und ohne Ziel im Leben« - er mußte die Tarnung noch beibehalten, denn es ging schließlich um Größeres als um etwaige Freundschaft mit diesem Mann, der im Kern sein Feind war und es bleiben würde - »so bin ich doch ein Kind dieser Erde, bin hier geboren und aufgewachsen, und so kann ich es nicht mitansehen, wie sie von Fremden gequält und ausgebeutet wird.«

War er verrückt geworden? Hatten die Genüsse der Mahlzeit und der betörenden Gedankengerüste Suliman Beys ihm den Verstand getrübt? Wie anders sollte er begreifen, daß er diesem Mann, in dessen Gewalt er sich nach wie vor befand - auch wenn er mit Samthandschuhen angefaßt wurde - so geradeheraus den Krieg erklärte? Suliman Bey jedoch reagierte amüsiert.

»Ommo, Ihr seid noch jung, und das meine ich nicht als Vorwurf, aber ebensowenig als Ausdruck der Bewunderung. Ich bin keineswegs klüger als Ihr, obwohl Ihr das vermutlich glauben werdet. Ich bin vielleicht erfahrener, oder, genauer, ich habe andere Erfahrungen gemacht als Ihr. Und ich habe mich für einen bestimmten Weg entschieden. Deshalb...«

»Verzeiht, wenn ich Euch unterbreche«, warf Ommo ein, »aber Weg, das bedeutet auch Distanz. Das bedeutet Entfernung, sonst wäre der Weg nicht erforderlich.«

Suliman Bey hob eine Augenbraue. »Worauf wollt Ihr hinaus?« Ommo setzte sich auf, plötzlich war alle Trägheit und Behäbigkeit von ihm gewichen. »Worauf ich hinauswill? Darauf, daß Ihr Euch durch jeden Weg von der Macht fortbewegt, die Euch doch, wie Ihr selbst sagt, so wichtig ist. Wenn Ihr Eure eigene Reichweite an Nähe oder Ferne bestimmt, so wird sie immer zu kurz sein. Ihr nennt Euch Magier, und im herkömmlichen Sinne mögt Ihr das auch sein. Mir aber würde das nicht genügen: Ich will mehr als nur ein paar Naturgesetze beherrschen, ein paar Menschen, ein paar Länder. Ihr arbeitet für Geld. Gut, dagegen ist nichts einzuwenden. Wäret Ihr auf meiner Seite, wir könnten Freunde sein, aber...«

Doch nun unterbrach ihn der andere. »Freunde, lieber Ommo, können nur jene sein, die nicht untereinander unterscheiden. Die Unterscheidung und Ausgrenzung, das ist etwas für die Fremden. Nicht einmal für die Feinde, würde ich sagen, denn Feindschaft ist dasselbe wie Freundschaft, nur mit umgekehrter Zielrichtung. Oder, um es mit Euren liebenswert altmodischen Begriffen auszudrücken: Respekt ist wichtiger als Zuneigung. Den anderen gutzuhei-

ßen bedeutet, nicht nach seinem Tun und seinen Absichten zu fragen, ja ihn gar nicht fragen zu brauchen, weil er nicht fremd und damit auch nicht bedrohlich ist. Nehmen wir das Beispiel, das uns beide im Augenblick beschäftigt, nämlich das Land Chaim. Ihr liebt dieses Land, und das kann ich gut verstehen. Ich liebe meine Heimat schließlich auch. Doch was bedeutet das schon? Wenn es bedeuten sollte, daß man mit allem einverstanden ist, was dort vorgeht, wenn es bedeutet, daß jeder, der nicht aus diesem Land stammt, als Feind zu betrachten ist... dann wäre alles nur eine Fessel. Ihr habt recht, Wege verhindern das eigentliche Weiterkommen. Wollt Ihr mein Feind sein, so seid Ihr mir willkommen. Wollt Ihr mein Freund sein, ebenso. Nur wenn Ihr mir fremd sein wollt, dann kenne ich Euch nicht.« Darüber mußte Ommo eine Weile nachdenken. Schließlich nickte er langsam. »Ja, das leuchtet mir ein. Aber soll denn alles darauf hinauslaufen, daß Ihr dafür bezahlt werdet, mein Feind zu sein, sollte ich es mir in den Kopf setzen, für mein Land - und das heißt natürlich: gegen Euch - zu kämpfen? Und womöglich dabei zu sterben?«

Suliman Bey sah ihn fast mitleidig an. »Ommo«, sagte er schleppend, »es gibt keine Sache, kein Ding, keinen Menschen, für den zu sterben sich lohnt. Und glaubt mir, es ist leichter, für eine Sache zu starben als für sie zu leben. Wenn Ihr schon von Distanzlosigkeit sprecht, von Reichweite und von Magie, dann laßt mich Euch einen Rat geben: Die Unsterblichkeit des Körpers wie des Geistes kann nicht Ziel der Magie sein, sie ist vielmehr ihre Voraussetzung.« In dem nun einsetzenden Schweigen fühlte Ommo sich sehr unbehaglich. Er hatte fast das Gefühl, als hätte er etwas Falsches gesagt, und doch wußte er nicht, was. Immerhin hatte er im Laufe des Tages schon einiges herausbekommen, was er vorher nicht gewußt hatte. Suliman Bey hatte zwar nicht offen darüber gesprochen, doch Ommo war zu dem Schluß gelangt, daß die feindlichen Zauberer keineswegs vierhundert an der Zahl waren, sondern vielmehr die Kunst beherrschten, doppelt und dreifach in Erscheinung zu treten, um ihre Gegner zu verwirren. Außerdem waren, wie er schon selbst gleich zu Anfang hatte feststellen können, nicht alle Eindringlinge Zauberer, etwas, was die Späher wohl verwechselt haben mußten. Tatsächlich schien es außer Suliman Bey kaum mehr als ein bis zwei Handvoll weiterer Magier zu geben, die das Geschick der - allerdings sehr schlagkräftigen - Invasorentruppe lenkten. Und zwei weitere Dinge waren ihm wichtig: Erstens die Erkenntnis, daß die Söldner von Kräften innerhalb Chaims herbeigerufen worden waren, und zweitens, daß sie nichts von der Existenz der Roten Kämpfer zu wissen schienen. Letzterer Tatsache war er sich zwar nicht völlig gewiß, da er Suliman Bey ja nicht geradeheraus danach fragen konnte, ohne die Existenz seiner erhofften Verbündeten preiszugeben. Doch alle bisherigen Hinweise schienen dies zu bestätigen. Zu gern hätte er in Erfahrung gebracht, mit welcher Gruppe sie es in Chaim zu tun hatten, welche Gegner diesen Hochverrat begangen hatten. Doch da war nichts zu machen: Jedesmal, wenn er auch noch so vorsichtig das Gespräch auf dieses Thema lenkte, wick Suliman Bey ihm aus oder bekundete mit ironisch gehobener Augenbraue, daß er den Versuch durchschaute und mißbilligte. Dafür hatte Ommo seinerseits versucht, möglichst viele falsche Fährten zu legen. Jax habe ihn, so behauptete er, endgültig verstoßen, nachdem sie lange Jahre nur sehr schlecht miteinander ausgekommen seien. Er, Ommo, habe sich dem alten Tyrann immer wieder widersetzt, und heute morgen sei es dann soweit gewesen: Jax habe ihm gekündigt und ihn sofort samt seinen Habseligkeiten möglichst weit an die Grenze verbannt - was den merkwürdigen Zufall erkläre, daß er plötzlich mitten auf dem Hügel, der von dem Militärlager völlig umringt war, erschienen sei, nicht ahnend, mit wem er es zu tun hatte.

Ommo wußte nicht, ob ihm Suliman Bey alles glaubte, jedenfalls hatte er versucht, einige falsche Informationen über Jax und seine magische Kraft auszustreuen. Der Kommandant kam interessanterweise ausgerechnet jetzt wieder darauf zurück.

»Es muß Euch doch im Grunde Eures Herzens sehr leid tun, all die kostbaren Jahre bei Jax vergeudet zu haben. Oder hat er Euch viel beigebracht?« Ommo zuckte die Schultern. »Eher

weniger als andere Meistermagier ihren Lehrlingen und Gesellen beibringen. Für Jax ist der Lehrling nur ein billiger Sklave, der Geselle vielleicht bestenfalls ein Obersklave. Er beutet ihn schamlos aus, beköstigt ihn nur kärglich, staucht ihn ständig in der Öffentlichkeit - sofern eine solche überhaupt stattfindet, denn er lebt ja praktisch als Einsiedler - zusammenfaßt kein gutes Haar an ihm, triezt und schindet ihn, wo er nur kann, und das alles für wahrhaft erbärmliche Ergebnisse.«

»Aber er kann doch gut zaubern?« wollte sich Suliman Bey noch einmal vergewissern.

»Das hängt vom Auge des Betrachters ab«, sagte Ommo. »Gewiß, ich habe vorhin selbst bestätigt, daß er ein großer, ein Könnner von einem Zauberer ist. Doch das macht ihn noch lange nicht zu einem Magier, so wie ich ihn mir vorstelle.«

»Könntet Ihr das etwas erläutern?« fragte Suliman Bey neugierig. Ommo merkte, daß der andere bestimmte Dinge hören wollte, und er hoffte, daß er sie richtig erriet, um ihm die falschen Antworten geben zu können. »Nun, nehmen wir einen Soldaten als Beispiel. Er kann der beste Bogenschütze der Welt sein - doch was nützt ihm dies, was nützt es anderen, wenn er gleichzeitig unfähig ist, seinem Offizier zu gehorchen, wenn er im falschen Augenblick auf den Falschen zielt, wenn er sich anmaßt, ein Feldmarschall zu sein, wo er doch eben nur allenfalls ein ausgezeichnete Schütze ist?«

»Ja«, meinte Suliman Bey nickend, »das leuchtet mir ein. Die handwerkliche Fähigkeit allein genügt nicht - es müssen noch andere Dinge stimmen.« »Eben«, ergänzte Ommo, »und für Jax gibt es nur einen auf der Welt - nämlich Jax selbst. Gestern abend, als wir unseren letzten großen Streit hatten, erschien ein Bote vom Rat der Zauberer von Chaim. Er wollte, wie ich vermute - Jax hat mich von der Besprechung ausgeschlossen« - Immer möglichst dicht an der Wahrheit bleiben, dann ertappt man dich nicht so schnell beim Lügen, dachte er) - »den alten Knurrhahn wohl um Hilfe bitten, gegen die gegenwärtige Invasion Chaims.«

»Und?« Jetzt wirkte Suliman Bey wirklich interessiert. »Hat er zugesagt?« Ommo schürzte die Lippen. »Wenn ich das so genau wüßte: Aber ich glaube es kaum. Er wollte heute mit uns eine Reise antreten, das Ziel hat er uns nicht genannt, und von so etwas läßt ein Jax sich ungern abhalten, und wenn um ihn herum die ganze Welt untergehen sollte.«

Das hielt Ommo für einen klugen Schachzug: So konnte er dem Gegner zugleich erklären, weshalb Jax und Jobab inzwischen wahrscheinlich unterwegs waren, und damit »belegen«, daß Jax nach wie vor seine eigenen Interessen verfolgte und nicht die Chaims. Er vermutete, daß Suliman Bey über ausgezeichnete Späher verfügte, denn im Laufe der letzten Stunden waren immer häufiger die Schwarzen im Zelt erschienen und hatten ihm kurze Nachrichten ins Ohr geflüstert, die er mit einem Kopfnicken zu Kenntnis genommen hatte, ohne sich jedoch etwas anmerken zu lassen, was ihren Inhalt hätte verraten können. Vielleicht wußte er bereits, daß Jax und Jobab auf Wanderschaft waren, und da konnte es nicht schaden, wenn Ommo ihm eine plausible, wenn auch falsche Erklärung dafür lieferte. »Wißt Ihr, aus welchem Grund Jax reisen wollte?« fragte Suliman Bey interessiert.

Ommo schüttelte den Kopf. »So funktioniert das nicht. In der Regel ist es so, daß Jax einfach sagt: >Morgen geht es los, packt eure Sachen<, und dann geht es eben los - und kein Mensch weiß bis kurz vorm Ziel, was eigentlich das Anliegen der Reise ist. Jedenfalls kann ich mir kaum vorstellen, daß man Jax dafür gewinnen konnte, sich für Chaim zu schlagen. Das wäre nicht nur nicht seine Art, es wäre auch das allererste Mal in seinem Leben, soweit ich es kenne, daß er etwas wahrhaft Selbstloses täte.«

Mit einer Geste wischte Suliman Bey das Thema beiseite. »Sprechen wir von etwas anderem. Was habt Ihr in Zukunft vor?«

Nun mußte Ommo besonders vorsichtig sein. Weder durfte er die Roten Kämpfer erwähnen, noch durfte er so tun, als hätte er überhaupt nichts vor, denn er mußte vermeiden, daß Suliman Bey ihn für gefährlicher oder nützlicher hielt als ihm lieb war. Zwar traute er den Bekehrungen des anderen immer noch nicht so recht, er, Ommo, sei nur ein Gast und kein

Kriegsgefangener, aber es würde nicht schaden, ihn einmal beim Wort zu nehmen, und sei es auch nur, um endgültig festzustellen, woran er war. Daher sagte er achselzuckend: »Meine Familie lebt ein paar Tagesmärsche von hier entfernt, und ich schätze, ich werde mich dort erst einmal ein paar Wochen ausruhen.«

»Ach, dann stammt Ihr aus dieser Gegend?« wollte Suliman Bey wissen. Doch in diese Falle tappte Ommo nicht. »Nein«, widersprach er, »aufgewachsen bin ich im Norden, aber meine Familie - oder das, was von ihr noch übrig ist, nämlich meine Vettern und Basen, eine verheiratete Schwester und meine Mutter - ist schon vor einigen Jahren hierhergezogen, kurz nachdem ich meine Lehrzeit bei Jax begann. Da mein Meister mir nie Urlaub gab, hatte ich bisher auch keine Gelegenheit, sie hier einmal aufzusuchen. Das würde ich jetzt gern nachholen.«

Suliman Bey nickte und erhob sich - wieder mit einer unglaublich geschmeidigen Bewegung, die völlig mühelos und elegant aussah. »Dann werde ich Euch euer Lager zeigen. Selbstverständlich dürft Ihr solange unser Gast sein, wie Ihr nur wünscht. Aber Reisende soll man nicht aufhalten, wie es so schön heißt, und wenn Ihr es vorziehen solltet, morgen oder in den nächsten Tagen fortzureisen, so wird Euch niemand daran hindern.« Ommo bedankte sich und fügte hinzu: »Wahrscheinlich werde ich morgen aufbrechen. Wie Ihr wißt, und das sage ich wieder in aller Offenheit, billige ich Euer Verhalten nicht, andererseits bin ich aber auch nicht Euer aktiver Gegner, denn das Kämpfen ist mir fremd, und was ich nicht kann, das faß ich nicht an, weshalb es mir auch mehr behagen würde, länger mit Euch zusammen zu verweilen, ohne daß ein Krieg uns, zumindest im Geiste, trennte.«

»Wohlgesprochen«, lobte Suliman Bey. »Auch mir war es ein Vergnügen, Euch als Gast bewirten zu dürfen. Wer weiß, vielleicht wird sich schon bald einiges geändert haben und wir können unter einem besseren Stern den Genüssen des Lebens folgen und uns manch eine Wort- und Gedankenschlacht liefern. Ich werde Euch am Morgen noch verabschieden.«

Mit diesen Worten führte er Ommo aus dem Zelt hinaus, draußen standen die beiden Schwarzen Wache, und Suliman Bey bedeutete einem von ihnen, Ommos Gepäck nachzutragen.

*

Jobab wußte gar nicht, wie ihm geschah: Plötzlich war das Wildkaninchen da, hockte vor seinem Lager und schien nur darauf zu warten, gefangen und geschlachtet zu werden. Nicht daß es wirklich stillgehalten hätte, er mußte sich auch so sehr sputen, um es noch zu erwischen, aber danach gab es genau das ausgezeichnete Frühstück, von dem Jax am Vorabend gesprochen hatte. Die Leber aßen sie roh mit den getrockneten Kräutern, die Jobab im Proviant sack dabei hatte, während sie den Rest über einem von Jax im buchstäblichen Sinne herbeigezauberten Lagerfeuer brieten. Dazu gab es einige schmackhafte Wurzeln und Knollen, die Jobab am Vortag weitsichtigerweise unterwegs gesammelt hatte, während das von Jax mit dem Finger in den Boden gebohrte Loch nach wie vor köstlich kühles, erfrischendes Wasser spendete.

Dann machten sie sich wieder auf den Weg. Jobab war neugierig und hätte den Meister am liebsten Löcher in den Bauch gefragt, was er sich denn gestern abend dabei gedacht hatte, als er vom Lachen als magische Waffe sprach, aber Jax war, wie meistens morgens in der Frühe, mürrisch und abweisend. Im Westen zogen sich die Wolken zusammen, und Ommo mußte bewundernd feststellen, daß Jax wahrscheinlich recht behalten würde, was das nachmittägliche Gewitter betraf. Dafür, daß der alte Zauberer, wie er wenigstens vorgab, noch nie in dieser Gegend gewesen war, war eine derartige Vorhersage schon eine reife Leistung. Bis zum Mittag wurde die Luft immer schwüler und stickiger, und Jobab schwitzte schrecklich unter seiner schweren Last. Jax nahm es ungerührt zur Kenntnis. Als die Sonne endlich ihren Zenit erreichte, nur zaghaft hinter immer schwärzer werdenden Wolken hervorlugend, änderte sich die Landschaft abrupt. Wo vorher noch Ebene, sandige Steppe gewesen war, wurde der Bo-

den nun wellig und grün. Schließlich gelangten sie an eine Art Vorgebirge, eine Gruppe von sieben etwas größeren Hügeln, die sich wohlthuend von der Silhouette schroffer Felsen am fernen Horizont abhoben. Auf dem mittleren der sieben Hügel erblickten sie eine Festungsanlage. Jax deutete knapp darauf und sagte: »Dort lebt Ches.«

Bei genauerem Hinsehen erwies sich die Festung tatsächlich als Prunkschloß: selbst die nüchternsten Verteidigungsanlagen waren reich verziert, und der rote Stein, aus dem die Anlage gehauen war, leuchtete kräftig im düster werdenden Mittagslicht.

Noch eine gute Stunde Fußmarsch, und sie waren am Ziel. Im Westen zuckten bereits die ersten Blitze über den Himmel, und Donnergrollen hallte durch die Täler, als sie vor dem Haupttor stehenblieben und anklopften. Gerade klatschte der erste Regentropfen auf Jobabs Haupt, als sich das Tor öffnete und ein freundlich dreinblickender Wachposten sie nach ihrem Begehr fragte. Nun war es nur noch eine Sache von Minuten, bis sie im Wartesaal saßen, um von dem Magier Ches empfangen zu werden.

Die Gänge und Räume, durch die man sie geführt hatte, waren ausnahmslos von Pracht und Prunk beherrscht. Hohe Decken, teilweise mit Himmelsmotiven bemalt, so daß sich der Blick in ihnen verlor, kontrastierten mit kostbaren Mosaikfußböden, schweren, feingewebten Wandvorhängen und reich geschnitzten Möbeln aus Edelhölzern. Fast genierte Jobab sich, daß er mit seinem Meister in einem solchen Aufzug hier erschien: Die Wanderkleider waren staubig von der Reise, sie hatten keine Gelegenheit mehr gehabt, sich vor der Audienz Gesicht, Hände und Füße zu waschen, Jax der Magier, schmutzig wie immer, und auch Jobab selbst mußte feststellen, daß er im Augenblick nicht gerade nach Veilchen duftete. So saßen sie denn auf einer hart aussehenden, tatsächlich aber bequem gepolsterten Holzbank und harrten der Dinge, die da geschehen würden.

»Meint Ihr nicht, wir hätten uns vielleicht vorher mal waschen sollen?« fragte Jobab seinen Meister flüsternd.

Der sah ihn erstaunt an. »Wozu das denn?«

Jobab zuckte die Schultern. »Würde vielleicht einen besseren Eindruck auf den Zauberer Ches machen.«

Jax lachte laut auf. »Ja, ich vergesse immer, daß du ihn nicht kennst. Laß dich nur nicht von diesem Schloß und seiner Einrichtung täuschen - Ches hat es nie eingerichtet, er hat alles nur geerbt. Hätte er eine andere Wahl gehabt, so würde er wahrscheinlich heute in einem Kartoffelkeller hausen, das Haar voller Spinnweben und die Augenlider verklebt vom Fledermauskot.«

Diese Vorstellung fand Jobab dermaßen komisch, daß er sich kaum noch einhalten konnte vor Lachen. Peinlicherweise öffnete sich genau in diesem Augenblick die Tür zum Audienzsaal, ein in lilarote Samtkleider gehüllter Lakai schob den Kopf durch die Öffnung und sagte würdevoll: »Seine Hoheit bitten die Gäste zu sich.«

Jobab mußte sich anstrengen, um nicht schon wieder laut loszulachen. Das war aber mal ein anderer Empfang, als ihn die armen Teufel bekamen, die unvorsichtig genug waren, den großen Meister Jax in seiner Wüsteneinsiedelei aufzusuchen! »Tja, Stil hat man eben oder man hat ihn nicht«, murmelte er halblaut vor sich hin, worauf Jax ihm einen giftigen Blick zuschoß, ohne jedoch etwas zu sagen.

Der Audienzsaal wurde seiner Bezeichnung vollauf gerecht. Er war groß genug, um eine ganze Armee zu beherbergen, ein Effekt, der von der spärlichen Möblierung noch unterstrichen wurde. Die Wände waren bis zur Decke holzgetäfelt, letztere wiederum bemalt, diesmal mit planetaren Motiven und Sternbildern. Am gegenüberliegenden Ende des Saals stand auf einem riesigen Podest ein einsamer Thron. Ein roter Teppich, etwa acht Ellen breit, führte auf ihn zu. Jobab fiel vor allem auf, daß außer dem Lakaien, der sie nun würdevoll und nicht ohne Pomp seinen übermannsgroßen Stab aus Ebenholz mit Silberknauf tragend zum Thron führte, nur noch ein einziger weiterer Mensch im Saal war: auf dem Thron nämlich. Das

mußte folglich der Zauberer Ches sein. Neugierig beäugte Jobab ihn schon aus der Ferne. Der Mann war schier unendlich groß und dürr. Er wirkte äußerst ungepflegt, selbst wenn man ihn mit Jax verglich. Das schlohweiße Haar hing ihm fast bis zur Hüfte herab, ebenso der zottige, etwas schütterte Bart, seine Fingernägel waren von unvorstellbarer Länge, die Finger spindeldürr und knotig, am auffälligsten aber war das Gesicht: »Eine Übung in Verbissenheit«, durchfuhr es Jobab, doch er beherrschte sich, um nicht damit laut loszuplatzen. Tatsächlich wies das Antlitz überall dort Falten auf, wo man sie nicht für möglich gehalten hätte, auf der Nasenspitze, unterhalb der Augenbrauen, sogar die Lippen wirkten fast verrunzelt und ausgetrocknet.

Die Nase war eher klein und knollig, die Augen wasserblaß, fast wirkten sie blind, so desinteressiert musterten sie die Besucher. Der Mann war in eine aschfahle, nicht mehr ganz frische Kutte gekleidet, die allerdings im Gegensatz zu Jax' Robe noch recht sauber aussah. Dafür war sie aus einem härenen Stoff, der Jobab beim Ansehen Juckreiz verursachte. Die Füße steckten dafür unpassenderweise in kniehohen schwarzen Stiefeln, die auch schon einmal bessere Zeiten gesehen haben mußten. Um die Hüfte trug der Zauberer einen breiten braunen Ledergürtel, von dem allerlei kleine Beutel und Täschchen herabhingen, besonders fiel Jobab aber der überdimensionale Dolch aus einem undefinierbaren Metall auf, den Ches links über der Hüfte in den Gürtel geschoben hatte. Auf der Brust baumelte, unter dem langen weißen Bart nur zu erkennen, wenn der Zauberer den Kopf hob, ein schwarzer, mit einer silbernen Scheibe eingelegerter Stein, der an einer Lederkette hing.

Der Lakai ging ihnen voraus und blieb zehn Schritte vor dem Thron stehen.

Er drehte sich zu ihnen um und bedeutete den beiden das gleiche zu tun. Sie folgten der Aufforderung. Mit einem Handzeichen wollte der Lakai sie dazu bewegen, sich vor dem Zauberer zu verneigen, doch der winkte mit einer huldvollen Geste ab, mit der er zugleich den Lakai entließ. Unter zahlreichen Verneigungen entfernte dieser sich rückwärtsgehend, um sich schließlich, wie Jobab bei einem Blick nach hinten feststellte, neben der Tür aufzubauen.

Doch dann wurde seine Aufmerksamkeit von dem Zauberer selbst gefangengenommen, der sie nun ansprach.

»Der Zauberer Jax, wie ich vermute?« fragte er gerade.

Jax nickte würdevoll. »Ebender«, meinte er knapp.

Ches schüttelte den Kopf. »Was immer Euch zu mir führen mag, es bedeutet für mich mit Sicherheit Unbill und Mühe.«

Zu Jobabs Überraschung nickte Jax nur. »Das mag schon sein«, pflichtete er dem Zauberer auf dem Thron bei.

Der schien ebenso verblüfft wie Jobab, denn er zögerte einen Augenblick, bevor er sich dem Gesellen zuwandte.

»Und Ihr seid...?«

Jobab verneigte sich und sagte: »Jobab, Geselle beim Meister Jax.« Dann wartete er ab, was geschehen würde.

Ches wiegte bedächtig das Haupt, richtete seinen Blick erst auf den einen, dann den anderen Besucher, bis er schließlich meinte: »Ihr habt Gewitter mitgebracht, und das ist gut. Lautet nicht ein alter Fluch: >Mögest du in interessanten Zeiten leben<?«

Jax lächelte. »Und lautet nicht ein anderer: Mögest du jahrtausendlang nur Farbe beim Trocknen zu sehen?«

Mit wegwerfender Geste hob Ches die Augenbrauen und fragte: »Was also führt Euch beide zu mir?«

Jax machte auf Jobab den Eindruck, als hätte er sich diese Frage nie überlegt und als müsse er erst jetzt eine passende Antwort darauffinden. Doch das konnte Täuschung sein, so gut kannte Jobab seinen Meister: Mit Sicherheit führte er etwas anderes im Schilde, wenn er sich zerstreut und ein wenig trottelig gab. Sei es, daß er Ches damit einwickeln wollte, sei es viel-

leicht aber auch, daß er sein Licht solange unter den Scheffel zu stellen gedachte, bis der andere ihn vollends unterschätzte und irgendeinen Fehler beging.

Schließlich sagte er: »Wenn der Mond seine letzte Kraft verliert und tot und unsichtbar am Himmel hängt, wenn die Höllenkräfte offenbar werden und die finsternen Seiten der Seele heller leuchten als das Licht, dann, o Magier Ches, will ich Euch mitteilen, was mein Begehrt ist und weshalb ich die weite Reise unternahm, um Euch, und Euch allein zu sprechen.« Jobab war verblüfft von dem Pomp dieser Anrede, nachdem Jax sich kurz zuvor sehr kühl und sachlich gegeben hatte. Ob darin vielleicht eine versteckte Zauberformel enthalten war? Mit Sicherheit: Es war unter Zauberern üblich, sich scheinbar über eine Sache zu unterhalten, in Wirklichkeit aber auf den subtilsten Ebenen Flüche, Glückwünsche, Segensund andere Zauber auszutauschen, ohne daß ein Laie dessen jemals gewahr wurde. Und wie ein Laie kam Jobab sich im Augenblick tatsächlich vor. Aber auch Ches selbst wirkte überrascht.

Er fürchte die Stirn und sagte: »Aber das ist doch erst morgen!«

Jax verneigte sich feierlich und ein leises, ironisches Lächeln umspielte seine Mundwinkel. Doch er sagte weiter nichts.

Der Zauberer auf dem Thron musterte ihn eindringlich, dann schüttelte er den Kopf, um sofort danach zu nicken. »Unglaublich«, murmelte er. »Ihr wollt alte Prophezeiungen wahrmachen, wie?«

Jax' ironisches Lächeln spielte inzwischen beinahe in handfestes Gelächter hinüber. »Sagen wir einmal, daß mir der Geist solcher Prophezeiungen nicht fremd ist.«

Das schien den Zauberer zu befriedigen. Er nickte und winkte seinen Lakaien heran. Als dieser sich unter zahlreichen Verbeugungen genähert hatte, befahl er ihm: »Bring diese beiden Gäste würdig unter und führe sie morgen zur gleichen Zeit wieder zu mir.«

Mit ausdrucksloser Miene verneigte sich der Lakai und wartete darauf, daß die beiden Fremden dasselbe tun würden. Jax aber hob nur die Rechte zu einem legeren Gruß und machte kehrt, wobei er Jobab unauffällig zuzwinkerte. Der wußte nicht so recht, wie er sich verhalten sollte, deutete also hastig eine Verneigung an und drehte sich ebenfalls um. Ebenso pompös, wie er sie hereingeführt hatte, führte der Lakai sie nun wieder aus dem Audienzsaal heraus. Nachdem er hinter ihnen sorgfältig die Tür geschlossen hatte, bat er sie, ihm zu folgen. Das taten sie auch, und schließlich gelangten sie ins zweite Stockwerk des Prunkschlusses, wo ihnen der Hausdiener je ein Zimmer zuwies. Jobab brachte Jax' Gepäck hinein und erhielt dann von seinem Meister die Erlaubnis, sich für eine Stunde in sein eigenes Zimmer zurückzuziehen. Darüber war er äußerst froh, denn nach nichts sehnte er sich im Augenblick mehr als nach einem Bad oder wenigstens einer Waschung. Sein Zimmer war ebenso geräumig wie das seines Meisters, es besaß sogar einen kleinen Erker, und als er ans Fenster trat, konnte er durch den immer dichter prasselnden Regen hinaus auf die anderen Hügel, die Täler und den fernen Gebirgszug am Horizont sehen.

Seine Hoffnung war nicht umsonst gewesen: Tatsächlich war dieses Schloß komfortabel genug, um jedem der Gästezimmer ein eigenes Bad anzufügen, das sich in einem Nebenraum befand. Was Jobab aber verwunderte, das waren einige merkwürdige metallene Apparaturen, Drehkränze an starren, schlauchähnlichen Gebilden, die aus der Wand hervortraten. Als er neugierig an einem davon drehte, bekam er einen plötzlich Schreck, weil der Metallschlauch völlig unverhofft Wasser zu speien begann. Es dauerte eine Weile, bis er herausgefunden hatte, daß jeweils ein Teil der beiden Gerätepaare kaltes, das andere aber warmes oder heißes Wasser spendete. Der Rest war ein Kinderspiel: Er fand den Stopfen, mit dem das Loch im Boden der Wanne zu verschließen war, und ließ mit Hilfe der neuartigen Geräte Wasser ein.

Inzwischen entkleidete er sich, holte einen frischen Satz Wäsche aus seinem Reisebündel und stieg schließlich in die Wanne, die zu drei Vierteln mit heißem Wasser gefüllt war. Welch ein Vergnügen, nach diesen langen Strapazen endlich einmal richtig baden zu können, wie damals zu Hause bei seinen Eltern! Bei Jax zu Hause gab es so etwas auch nicht, dort mußten

die beiden Gesellen stets im nahegelegenen Bach baden, was im Winter freilich alles andere als angenehm war.

Fast wäre er vor Wonnegefühl im Wasser eingeschlafen, doch da erinnerte er sich wieder an die strenge Ermahnung seines Meisters, sich spätestens in einer Stunde wieder bei ihm zu melden, und so sprang er aus der Wanne, trocknete sich mit einem der großen, weichen Badetücher ab und kleidete sich in Windeseile an. Seine Haare waren immer noch naß und strähnig, doch das ließ sich jetzt nicht ändern. Eine halbe Minute, bevor die Frist abgelaufen war, stand er wieder von Jax' Tür und klopfte zaghaft an.

»Herein!« knarzte der alte Zauberer.

Jobab gehorchte, er trat ein und schloß die Tür wieder hinter sich. Was er zu sehen bekam, verschlug ihm den Atem. Sein Meister Jax schwebte im Schneidersitz etwa neun Ellen über dem Boden, damit beschäftigt, einen überdimensionalen Gegenstand zu reparieren, der fast bis zur Zimmerdecke reichte und die Gestalt eines vierbeinigen Tiers mit einem schier endlosen Hals aufwies. Der Gegenstand war aus Metall, an manchen Stellen wies er offenbar kleinere Risse und Sprünge auf, und Jobab fragte sich, wie der Meister es nur geschafft haben mochte, dieses Ungetüm in seinem vergleichsweise kleinen Reisesack unterzubringen.

Doch noch mehr beschäftigte ihn die Frage, was es damit auf sich hatte.

»Guten Tag, Meister«, sagte er, obwohl sie sich bereits den ganzen Tag gesehen hatten. Das war natürlich die reine Verlegenheit.

Jax bemerkte es und schnaubte abfällig. »Red kein Blech! Hilf mir lieber dabei, dieses vermaledeite Ding wieder herzurichten.«

Jobab trat näher und fuhr mit der Hand über die poröse Metalloberfläche.

»Was gibt denn das, wenn es fertig ist?« wollte er wissen.

»Das sollte eigentlich schon längst fertig sein«, knurrte Jax mißmutig. »Ein Gastgeschenk für Ches.«

»Ja, aber was ist es?«

Aus seiner schwebenden Stellung warf Jax dem Gesellen einen vernichtenden Blick zu. »Eine Plastik natürlich. So was nennt man auch Kunst.«

Jobab schwieg beeindruckt. Von so etwas hatte er stets nur ganz entfernt gehört. Es gab nur wenige Künstler in Chaim, und jene, denen er im Laufe seiner Lehrzeit bei Jax begegnet war (einige kannten den Meister sehr gut und suchten ihn vergleichsweise häufig auf- was die schlechte Laune des Zauberers nicht eben besserte), waren fast alle völlig ichbezogen und neigten zum Größenwahn - so jedenfalls hatte Jobab das bisher gesehen.

»Warum ist es denn so groß?« wollte er auch noch wissen.

Jax stöhnte und schüttelte den Kopf. »Banause!« brummte er in seinen Bart.

Und dann, etwas lauter: »Das darfst du mich nicht fragen. Es stammt von dem berühmten Bildhauer Jayi. Hat mich ein Vermögen gekostet.«

Jobab begann zu ahnen, um was es hier eigentlich ging. »Kann es sein«, setzte er seine Frage vorsichtig fort, »daß Ches solche... äh... Kunst sammelt?«

Jax nickte, ohne ihn dabei anzublicken, und bestrich nach wie vor die Bruchstellen im Metall mit seinen Händen, dabei unentwegt Formeln murmelnd.

Jobab nickte. Jetzt glaubte er, verstanden zu haben. »Ihr wollt ihn damit erheitern?«

Barsch winkte Jax ab. »Laß mich endlich in Ruhe. Siehst du nicht, daß ich beschäftigt bin?«

»Kann ich Euch helfen?«

»Schon besser«, knurrte der alte Zauberer und schwebte ein Stück um das Kunstwerk herum.

»Reich mir mal meinen Bernsteinstab. Er liegt neben dem Bett auf dem Nachttisch.«

Während Jobab losging, um ihn zu holen, überlegte er sich, wie Meister Jax sich vorgestellt haben mochte, die Plastik weiterzutransportieren, denn sie paßte durch keine Tür und kein Zimmer. Andererseits - wenn er sie mit einem Schrumpfungsauber hierhergebracht hatte, würde er sie wohl auch noch die paar Schritte bis zum Audienzsaal befördern können, Jobab

entdeckte den Stab und nahm ihn auf, um ihn seinem Meister zu bringen.

IV

Obwohl das Lager sehr bequem und das Zelt, das man ihm allein zugewiesen hatte, äußerst geräumig war, schlief Ommo nur sehr unruhig. Immer wieder erwachte er, setzte sich jäh auf, meinte irgendwelche verdächtigen Geräusche zu hören, Feinde in den ihn umgebenden Schatten zu erkennen und ähnliches. Beim fünfzehnten Mal gab er schließlich den Versuch des Schlafs auf, er erhob sich und trat hinaus vor das Zelt.

Der Himmel war herrlich: eine Halbkugel aus dunkelblauem Samt, an der Silbertropfen glänzten. Gelegentlich fiel einer dieser Tropfen auf die Erde herab, einen Lichtschweif hinter sich herziehend. Im Lager selbst war es still. Am äußersten Rand sah er gelegentlich eine der Wachen auf Streifgang, ansonsten schien alles zu schlafen. Eine milde Brise zauste ihm das Haar, und nach einer Weile trat er wieder ins Zelt, setzte sich auf den Rand seines Lagers und überlegte, was er tun sollte.

So sympathisch ihm Suliman Bey auch persönlich sein mochte, war doch auch klar, daß dieser Mann sein Feind war - oder er, Ommo, der Feind dieses Mannes. Auch wenn der Dicke nur im Fremdauftrag handelte, waren es doch er und seine Leute, die für die bisher berichteten Greuelthaten verantwortlich waren.

Greuelthaten... Langsam begann Ommo seine Zweifel zu hegen. Gewiß, Suliman Bey war absolut skrupellos. Aber irgendwie konnte Ommo sich nicht vorstellen, daß er Plünderungen und Schändungen von Kindern und Frauen zuließ. Gewiß, Söldner waren alles andere als zimperlich, ja durften es auch gar nicht sein, aber irgend etwas paßte da nicht so recht. Es war nicht der Stil des Dicken.

Ob die Augenzeugenberichte also übertrieben waren? Oder sogar erlogen? Ommo scheute sich natürlich, auf Grund eines einzigen Gesprächs mit dem Anführer der Feinde zu einem solch kühnen Schluß zu gelangen. Aber sein Gefühl, seine magische Intuition und seine Lebenserfahrung sagten ihm, daß hier irgend etwas ganz eindeutig faul war, und daß dies wohl eher auf seiner Seite der Front zu suchen war als beim Gegner. Er schüttelte den Gedanken ab. Was nützte er schon - ein Feind blieb Suliman Bey dennoch. Der Mann war klug, ja gerissen, soviel stand fest. Deshalb begriff Ommo auch nicht so recht, weshalb er ihn morgen ziehen lassen wollte. Soviel er über Kriegstaktiken wußte - es war vor allem Jobab gewesen, der sich damit beschäftigt und ihm einiges vermittelt hatte -, hätte er ihn doch zumindest aus Sicherheitsgründen verwahren müssen. War der Mann denn überhaupt nicht mißtrauisch? Unwahrscheinlich. War er sich seiner Sache so sicher, daß er glaubte, auf derlei Maßnahmen verzichten zu können? Besaß er gar irgendeine Geheimwaffe, von der er natürlich noch nichts erzählt hatte, und die ihm den sicheren Sieg versprach? Beunruhigend.

Plötzlich hatte Ommo das Gefühl, Zeit verschwendet zu haben. Sein Auftrag war es doch gewesen, die Roten Kämpfer zu alarmieren - und was hatte er getan? Er hatte sich köstlich amüsiert, hatte mit einem intelligenten, wachen Gegner gespeist und geplaudert, daß ein Außenstehender ohne genaueres Wissen schon an Hochverrat hätte denken müssen. Erreicht aber hatte er nichts.

Nein, so konnte man das auch nicht sehen. Immerhin wußte er einiges über die Feinde, was vorher noch nicht bekannt gewesen war. Andererseits konnte er sich nicht darauf verlassen, daß er morgen wirklich ungehindert davonziehen und die Roten Kämpfer zur Hilfe rufen konnte. Gewiß, sein Zelt wurde nicht bewacht, und er hätte sich jederzeit fortstehlen können - aber waren nicht vielleicht die Wachen des Lagers alarmiert? Wartete Suliman Bey vielleicht auf einen ebensolchen Fehler Ommos, um so unerbittlicher zuschlagen zu können. Wenn überhaupt, dann war die Situation inzwischen noch unklarer als vorher. Mißmutig und ratlos musterte Ommo die eiserne Stange, die noch immer neben dem Zelteingang stand. In der

Dunkelheit leuchtete sie rötlich. Von diesem sperrigen, unschönen Gerät sollte die Zukunft Chaims abhängen? Er stand auf und ging zu der Stange hinüber. Nachdenklich blieb er stehen und fuhr zerstreut mit der Hand über die metallene Oberfläche. »Aua!« Fast hätte er es richtig laut gebrüllt und damit das ganze Lager geweckt. Die Stange war ja glühend heiß! Wie konnte das sein? Sein erster Gedanke war, daß sich jemand an dem magischen Gegenstand zu schaffen gemacht haben mußte. Doch nach kurzer Überlegung schloß er diese Möglichkeit aus. Denn der Schutzzauber, den er vorsichtshalber vor dem Schlafengehen auf den Gegenstand gelegt hatte, war immer noch intakt. Doch was war dann los?

Vorsichtig kniete Ommo vor dem Stab nieder und aktivierte seinen 180-Grad-Blick. Die Magis des Instruments glühte immer kräftiger, als er die Hände dicht über das Eisen hielt. Ommo versuchte irgend etwas zu spüren, das von dem Instrument ausging.

Nach einer Weile kroch prickelnde Wärme in seine Unterarme. Das war an sich noch nichts Besonderes. Aber begleitet wurde dieses Phänomen von einem merkwürdigen Ziehen im Hinterkopf, dem Ommo nur unwillig nachgab, weil er befürchtete, es könnte ihn seiner Kontrolle berauben. Die Befürchtung erwies sich als begründet: Plötzlich kippte er hintüber und verlor das Bewußtsein.

Die Wüste war in ein diffuses Licht getaucht, teils rötlich, teils bläulich, so als könnte die Natur sich nicht entscheiden, ob es Tag werden solle oder Nacht. Es war sehr heiß, und weit und breit war kein einziger Wassertropfen, kein Gewächs zu erkennen. Nicht einmal die üblichen Wüstentiere schienen hier ihre karge Existenz zu fristen, die Gegend war völlig tot. Es war windstill, und so rieselte auch kein Sand die Dünen herab. Auch der Trupp von Kriegern, der sich in einem großen, mindestens zweihundert Fuß durchmessenden Kreis aufgestellt hatte, die Rücken dem Kreisinernen zugewandt, in einer Hand eine auf dem Boden abgesetzte Lanze, die andere am Schwertknauf, den runden Kampfschild mit der messerscharf geschliffenen Kante auf den Rücken geschnallt, störte die Bewegungslosigkeit der ganzen Szene nicht. Denn keiner der Männer zuckte auch nur mit einem Muskel. Mit halbgeschlossenen Augen spähten sie in die Ferne hinaus, und jeder Beobachter hätte schwören können, daß sie nicht einmal atmeten.

Und doch waren sie nicht völlig erstarrt. Unter der Oberfläche, von keinem Außenstehenden zu bemerken, lösten und spannten sich Kräfte, die auch nur im Ansatz zu beschreiben jede menschliche Sprachfähigkeit überstieg. Der Beobachter hätte recht behalten: Die Krieger atmeten tatsächlich nicht. Generationenlange Übung, der unbeugsame Wille auf ihrem Gebiet die unangefochtene Vorherrschaft zu erringen, das Verlangen nach der wahren Macht der Selbstbeherrschung - sie alle hatten sich miteinander verbündet, um aus diesen Riesen lebende Waffen zu machen, wortkarg, konsequent, gnadenlos und effizient. Wer sie nicht gut kannte, hielt sie für herzlos. Ihre Sitten waren bisweilen rauh, und kein Fremder hatte viel zu lachen, bis sie ihn schließlich als einen der Ihren - oder zumindest als Gleichrangigen - akzeptiert hatten, was allerdings fast nie geschah. Die Gesichter waren kantig, die Haut von rötlichem Braun. Niemals bekam ein Fremder ihre Frauen zu Gesicht, es sei denn im Kampfe - und auch dann nur, wenn das Überleben des ganzen Stammes in Gefahr war. Das kam selten vor, und so gab es nur spärliche Berichte über die Roten Amazonen, deren Kampfkraft die der Männer noch um ein Vielfaches übersteigen sollte, wie es hieß, doch wußte niemand so recht, was davon den üblichen Übertreibungen der Zeit und den phantasiereichen Ausschmückungen von Erzählern zu verdanken war, die selbst alles nur vom Hörensagen kannten.

Niemand wußte, wo und wie sie lebten. Mit Fremden kamen sie stets nur an bestimmten Punkten der Roten Wüste zusammen, »Orten der Kraft«, wie sie sie nannten, und sie kannten auch keine Bewirtung mit Speis und Trank, wie dies sonst unter anderen Völkern üblich war. Wenn sie einen Außenstehenden hochschätzten, konnte es gelegentlich geschehen, daß sie ihm zum Zeichen ihres Respekts einen Schlauch frischen Wassers überreichten - ein symbo-

lisches Geschenk, dessen wahren, lebenserhaltenden Wert wohl nur Wüstenvölker verstehen konnten. Es hieß, daß dieses Wasser wundertätige Wirkung besitze, und gelegentlich zogen fliegende Händler durch Chaim und behaupteten, wenige Tropfen davon zu besitzen - um es natürlich zu halsabschneiderischen Preisen zu verkaufen. Doch das war alles Lug und Trug: Eingeweihte wußten, daß sich niemand, der jemals von den Roten Kämpfern ein solches Geschenk erhalten hatte, davon wieder trennen würde.

Wie reglose Statuen standen die Krieger nun an diesem Ort. Wäre es einem Beobachter gelungen, sich ihnen bis auf Sichtweite zu nähern, so hatte ihre schiere Reglosigkeit ihre Umrisse vor seinen Augen mit der sie umgebenden, ebenso bewegungslosen Landschaft verschmelzen lassen. Es war eine sehr merkwürdige Form der Unsichtbarkeit, die sie auf diese Weise erreichten: Sie bestand nicht darin, wie es die meisten Unsichtbarkeitszauber taten, das Auge des Betrachters daran zu hindern, in Richtung seines Ziels zu blicken, auch erzeugten die Roten Kämpfer keinen fein stofflichen Sichtschutzwall, an dem der Blick haften geblieben wäre. Vielmehr hoben sie durch ihre absolute Bewegungslosigkeit jeden Kontrast zu ihrer Umgebung auf, bis sie nicht einmal mehr als Schatten ihrer selbst wahrzunehmen waren. So wenigstens sah es aus.

In Wirklichkeit aber handelte es sich dabei um eine sehr feine Form der Aussteuerung mit der Gesamtrhythmik ihrer Umgebung: Stand ein Roten Kämpfer in einem Wald, durch den eine Brise wehte, so bewegte er sich kaum wahrnehmbar in völligem Einklang mit dem Gesamtrhythmus aller ihn umgebenden Bäume des Waldbodens, der Pilze und Gräser, des fliegenden Laubs und der leise raschelnden Waldtiere, verschmolz also zu einer untrennbaren Einheit auch in der Bewegung.

Es fiel auf, daß die Roten Kämpfer niemals von »Übungen« sprachen, nicht einmal bei jenen seltenen Gelegenheiten, da einige von ihnen herangezogen wurden, um im Konfliktfall Armeen und Verteidigungstruppen Chaims auszubilden. »Übungen«, so pflegten sie auf entsprechende Fragen zu antworten, »sind nur dazu da, das Scheitern festzuschreiben. Wer von sich selbst sagt, daß er übe, sagt damit zugleich aus, daß sein Zugriff nur eingeschränkt ist, ja er beschwört das Scheitern herauf, auch wenn die >Übung< sich selbst irgendwann einmal überflüssig machen soll.« So bedienten sie sich einer eigentümlichen Kampfsprache, die zwar scheinbar von jedermann verstanden werden konnte, also keine geheimen Worte enthielt - was im magischen Land Chaim ohnehin einigermaßen ungewöhnlich war, da jeder versuchte, seine eigenen Erkenntnisse möglichst umständlich und geheimnisvoll auszudrücken, um anderen das Verständnis zu erschweren oder es gar zu verhindern -, doch setzte ein Verstehen dieser Sprache voraus, daß der Hörer bereits so zu denken verstand wie die Roten Kämpfer selbst. Meist aber lebten sie für sich allein in ihren abgeschiedenen Wüsteneien, kümmerten sich nicht um die Belange des Landes und seiner Bewohner, wirkten fremdartig und dadurch ebenso geheimnisvoll wie abschreckend - ja sie waren wahre Legenden.

Hätte ein geübter Zauberer den Trupp in diesem Augenblick näher betrachtet und vielleicht mit der entsprechenden feinstofflichen Wahrnehmung das Innere des Kreises abgetastet, so wäre ihm vielleicht im Laufe der Stunden - denn die Krieger standen bereits seit mehr als einem halben Tag regungslos in ihrer Formation - ein leises Flimmern und Schwirren in seiner Mitte bemerken können. Es schien sich im Laufe der Zeit zu verdichten, doch war nicht abzusehen, welche Form es einst annehmen würde. Doch selbst ein Zauberer hätte niemals mit völliger Eindeutigkeit feststellen können, ob dieses Flimmern das Ergebnis eines langwierigen magischen Prozesses war oder nicht vielmehr die von der großen Hitze flirrende Luft, die allerdings nur aus der Kreismitte emporstieg. Inzwischen war es nicht nur stärker sondern auch größer und dicker geworden, ohne jedoch dadurch Konturen bestimmbar zu machen. Mit der Zeit begann sich ein Rotton darin zu manifestieren, zuerst nur schwach und matt, aber von einer leisen Eindeutigkeit und Bestimmtheit, die keinen Zweifel an seiner Existenz zuließ. Auch als die Sonne am Westen ihr nächtliches Grab aufsuchte, kam nicht die

geringste Bewegung in die Reihen der Krieger. Mit schier gnadenloser Starre blickten sie geradeaus, hielten sie ihre Waffen, schienen sie zu steinernen Gestalten werden zu wollen. Doch vielleicht war das ja schon geschehen? Oder waren es vielleicht Steine, die die Gestalt von Kriegern anzunehmen versuchten? In der Wüste gab es zahllose Sinnestäuschungen, die den Wanderer in Gefahr führten, ohne daß er sich dessen überhaupt bewußt war. Handelte es sich hier vielleicht um etwas Ähnliches?

Doch es war niemand da, um diese Frage als Außenstehender beantworten zu können.

Mit Einbruch der Dunkelheit nahm das Flimmern in der Kreismitte stärkere Leuchtkraft an, ja war inzwischen zu einer fast mannshohen strahlenden Säule geworden, deren Rot immer kräftiger glühte, doch noch immer mit jenen verschwimmenden Umrissen, wie sie eben für ein Flimmern typisch waren.

Ereignislose Spannung - während die Gefahr der Auslöschung sich wie eine Giftglocke auf ganz Chaim gelegt hatte, schienen die einzigen Retter des Landes vom Ganzen unbeeindruckt ihre seltsamen, reizarmen Riten zu verfolgen, als sei nichts geschehen.

*

Jobab schlief ausgesprochen schlecht. Das ärgerte ihn um so mehr, als er zum ersten Mal seit Jahren wieder einmal wahren Komfort genießen konnte. Das Bett war bequem und groß, die Laken kühl und sauber, das Gewitter hatte sich verzogen und draußen funkelten wieder die Sterne am samtdunklen blauen Himmel, er hatte mit Jax köstlich zu Abend gespeist, aufmerksam bedient von dem Lakaian, der ihnen fast jeden Wunsch von den Augen abgelesen hatte, ohne selbst jemals mehr als ein paar wortkarge Sätze von sich zu geben.

Sogar der Meister Jax war gutgelaunt gewesen. Ungeniert schmatzend, von keiner vorhergehenden Waschung verschönt, hatte er kräftig zugelangt, als gelte es, sich den Bauch auf Wochen im voraus vollzuschlagen. Vielleicht wollte er aber auch nur den Gegenwert für die teure Plastik in sich hineinschaufeln, sinnierte Jobab, aber er hing diesem Gedanken nicht sehr lange nach, weil Jax unentwegt Anekdoten aus seinem Leben erzählte und so gesprächig war, wie der Geselle ihn noch nie erlebt hatte. Ja der Meister hatte sich einmal sogar zu einem Witz herabgelassen, genauer zu einem Witzrätsel, indem er Jobab nämlich fragte: »Was ist der Unterschied zwischen einem großen und einem kleinen Zaubergesellen?«

Als Jobab nach längerem Überlegen stirnrunzelnd die Achseln gezuckt hatte, da hatte der alte Zauberer sich mit vollem Mund prustend und entsprechend viele Essensreste über den halben Tisch versprühend auf die Schenkel geschlagen und keckernd mit Tränen in den Augen und nach Luft japsend hervorgeröchelt: »Der große brennt länger, hähähä. Hähähä.« Jobab hatte herzlich gelacht - weniger über den abgedroschenen Witz als vielmehr über das Verhalten Jax', der wie verwandelt schien. Was war nur in den Zauberer gefahren, daß er plötzlich so unverhofft guter Dinge war? Und plötzlich hatte er wie durch eine Eingebung die Antwort: Schließlich galt es den Magier Ches zu erheitern, und wahrscheinlich wollte der alte Knurrhahn an seinem Gesellen nur üben, um am nächsten Tag auf der Höhe seiner Kraft zu sein.

Das aber beeindruckte Jobab noch sehr viel mehr: Hatte er bisher den Zauberer doch immer nur mürrisch und abweisend, hämisch und gehässig erlebt, von wenigen Ausnahmen abgesehen, so deutete sein jetziges Verhalten daraufhin, daß er seine Launen und Gefühle anscheinend sehr viel stärker unter Kontrolle hatte, als Jobab je geglaubt hätte. Offenbar verstand es der Meister, seine Launen willkürlich an- und abzuschalten, so wie man einen Zauberstab zum Glühen und zum Erlöschen brachte. Das aber warf noch andere, ebenso interessante Fragen auf: Wenn dem so war, warum gab Jax sich dann fast immer so verbiestert? Jobab fiel auf, daß er sich noch nie wirklich die Frage gestellt hatte, ob sein Meister eigentlich glücklich war. Er war zu klug, diese Frage dem alten Zauberer selbst zu unterbreiten, denn der hätte ihm wahrscheinlich eine äußerst unangenehme Abfuhr erteilt. Bisher waren sowohl Jobab als

auch Ommo stets davon ausgegangen, daß Jax über solchen Gefühlen stand - oder, genauer, daß er sich nicht um seine eigene schlechte Laune kümmerte und sie vielmehr für das normalste auf der Welt hielt.

Und so gesehen stimmte das sogar, Jax schien tatsächlich darüberzustehen, dann mußte er aber wahrscheinlich auch einen Grund dafür haben, weshalb er sich aller Welt gegenüber als Ekel darstellte. Beinahe hätte Jobab über diesen Gedanken das Essen vergessen, aber sein Meister war in Spenderlaune - schließlich kostete es ihn ja auch nichts -, untersagte es dem Lakaien mit einer barschen, für seine Verhältnisse aber doch fast wohlwollenden Geste, Speisen nachzulegen, und übernahm diese Aufgabe lieber selbst. Kaum hatte der Geselle seinen Teller geleert, als Jax auch schon mit einem Fingerschnippen die nächste Portion aus der Schüssel schweben ließ, die sich dann prompt auf dem leeren Teller ausbreitete. Selbst den Wein schenkte er auf diese Weise nach, wobei er ihn gelegentlich sogar lustige Purzelbäume schlagen ließ, bevor er in die Gläser platschte. Das zog zwar die feine Tischdecke aus Damast arg in Mitleidenschaft, ebenso wie den ganzen Rest der Umgebung, doch darum scherte sich der Magier nicht, und der Lakai verzog auch keine Miene angesichts dieses seltsamen Betragens der Gäste. Jobab dagegen genoß die gute Stimmung in vollen Zügen, aktivierte aber sicherheitshalber einen kleinen Talisman, den er in einer Gürteltasche mit sich führte, und der ihn vor den schlimmsten Auswirkungen eines übermäßigen Weingenusses beschützen sollte. Nach gut drei Stunden war das Gelage dann zu Ende. Wohlig seinen prallen Bauch streichelnd, hatte Jobab sich zurückgelehnt und den Meister wortlos angeschaut.

Jax war gerade damit beschäftigt, sich mit einem langen Fingernagel in den Zahnlücken herumzupulen, bemerkte den Blick des Gesellen und sagte grinsend: »Wenn du erst einmal Meister geworden bist, was freilich noch Jahrtausende dauern kann, werde ich dir das letzte Geheimnis des Universums offenbaren. Erinnere mich daran. Nicht, daß es etwas nützen würde, hähähä.«

Jobab grinste ebenfalls. »Wenn ich erst einmal Meister geworden bin, was freilich, wie ich hoffe, keine Jahrtausende mehr dauern wird, werde ich das Universum der Geheimnisse erforschen.«

Jax legte den Kopf schräg, musterte seinen Gesellen prüfend und nickte schließlich anerkennend. »Du weißt vielleicht nicht so genau, was du da gerade gesagt hast, aber immerhin bist du auf der richtigen Spur.« Dann erhob er sich. »Gehen wir jetzt schlafen, morgen haben wir einen anstrengenden Tag vor uns.«

Jobab wäre zwar gern noch ein wenig sitzengeblieben, um mit dem Meister so ungewohnt vertraut und in wohlwollender Atmosphäre zu plaudern, andererseits war er aber auch von den Strapazen der Reise sehr müde, und so leistete er Jax' Aufforderung Folge. Und nun lag er schon seit Stunden im Bett, wälzte sich von einer Seite auf die andere und konnte nicht einschlafen! Welch ein Jammer! Er fragte sich, wie es Ommo wohl ging. Hatte er die Roten Kämpfer bereits für ihre Sache gewinnen können? Es war beunruhigend, daß er keinen feinstofflichen Kontakt zu seinem Blutsbruder bekam. Im letzten Jahr hatten sie ihren Schwerpunkt auf diese Praktik gelegt, die es ihnen ermöglichte, auch über weite Entfernungen hinweg wenigstens einigermaßen genau zu spüren, wie es dem anderen ging und ob er seine Ziel bereits erreicht oder ihm zumindest nähergekommen war oder nicht. Zu Anfang hatten sie mit magischer Konzentration gearbeitet, wie Jax sie ihnen noch in ihrer Lehrlingszeit beigebracht hatte. Doch die Aufgabe des Gesellen bestand nicht zuletzt darin, mit neuen Techniken zu experimentieren, und schon bald hatten sie entdeckt, daß es noch viel effektiver war, nicht über die Wahrnehmung zu gehen sondern über das, was der alte Jax bei einer Besprechung als »Achtung« bezeichnete. Das war ein merkwürdiger Zustand des Verzichts auf äußere Sinnesreize und jeglicher Konzentration auf das Ziel, nämlich der Herstellung des Kontakts zum anderen, zugunsten einer »Erweiterung des Wissens«, wie Ommo schließlich formuliert hatte. Wenn man mit dem anderen Kontakt aufnahm, erschien er nun nicht mehr als Bild vor

dem geistigen Auge, auch war keine innere Stimme mehr zu hören, kein Gefühl zu erahnen, vielmehr waren die Antworten auf bestimmte Fragen plötzlich und unvermittelt da, traten als selbstverständliches Wissen ins Bewußtsein empor, ohne dem Verstand jedoch Mitteilungen über ihre Herkunft zu machen.

Schon den ganzen Tag über hatte Jobab es mit dieser Praktik versucht, doch ohne Erfolg: Er wußte nicht, wie es Ommo erging. Waren sie ihrem gemeinsamen Ziel näher gekommen? Oder schwebte Ommo in Gefahr? Ja Jobab wußte nicht einmal, ob sein Blutsbruder überhaupt noch lebte, und das machte ihm am meisten zu schaffen. Andererseits war ihm auch klar, daß ebendiese Sorge jeden Erfolg dieser neuentwickelten Technik vereiteln mußte. Er seufzte. Als wenn er nicht schon genug Sorgen hätte - immer wieder hatte Jax mehr als deutlich klargemacht, daß es ihm, Jobab, letztlich obliegen würde, den mürrischen Ches zum Lachen zu bringen. Natürlich war dies stets nur in Form von Andeutungen geschehen, aber Jobab kannte den Zauberer zu gut, um noch mit etwas anderem zu rechnen. Aber warum war Jax dann mitgekommen? Es war ohnehin seltsam und schwer verständlich, daß der alte Sklaventreiber, Geizhals und Egozentriker sich anscheinend hatte breitschlagen lassen, etwas für Chaim zu tun. Der Preis, den der Rat der Zauberer ihm dafür bezahlen wollte, mußte schier unermesslich sein«, dachte Jobab, sonst hätte der Geizhals bestimmt keinen Finger gerührt. Wollte er Jobab dann also nur vorschicken, um im Hintergrund über seinen Gesellen zu wachen und sich nur dann einzumischen - falls die Sache schiefzugehen drohte? Jobab bezweifelte das. Sicherlich war sein Meister auch schon auf den Gedanken gekommen, daß Jobab darüber nachdenken würde, und es wäre bestimmt nicht die klügste Taktik gewesen, dies in Kauf zu nehmen. Denn wenn Jobab davon ausging, daß sein Meister schon alles richten würde, gäbe er sich vielleicht, so mußte Jax sich eigentlich überlegen, nicht genügend Mühe, und das könnte wiederum dazu führen, daß er die ganze Sache ernsthaft in Gefahr brachte. Jobab wußte, daß sein Meister so denken würde, folglich mußte es eine andere Erklärung dafür geben, daß Jax einerseits mitgekommen war, andererseits offensichtlich' darauf hinarbeitete, Jobab die eigentliche Aufgabe zu übertragen.

Das war nicht eben ein schlaffördernder Gedanke. Er überlegte schon, ob er zu einem Schlafzauber greifen sollte. Das hätte allerdings den Nachteil, daß er dann in einen Schlaf verfallen würde, der so tief wäre, wie eine Ohnmacht. Sollte sich in der Nacht aber irgend etwas ereignen - und damit war in Kriegszeiten ja immer zu rechnen -, würde es sehr lange dauern, bis man Jobab wieder geweckt hätte. Nicht auszudenken, wie Jax danach mit ihm umspringen würde! Also entschied er sich dagegen. Endlich stand er mühsam auf, schritt zum Erkerfenster hinüber und blickte hinaus, öffnete das Fenster schließlich und steckte den Kopf ins Freie, wo er sich den milden warmen Nachtwind um die Ohren wehen ließ.

*

»Was ist los?« Suliman Bey hob schläfrig den Kopf und blinzelte seinen schwarzen Adjutanten an, der mit einer brennenden Kerze an das Lager seines Kommandanten getreten war.

Der Schwarze flüsterte ihm einige Worte ins Ohr, woraufhin der Magier sich ächzend von seinem Lager wälzte und mürrisch nach seinen Pantoffeln suchte. Dann hüllte er sich in eine riesiges Gewand aus roter, mit goldenen Ornamenten verzierter schwerer Seide, die im Kerzenschein blutig funkelte, und schritt zu einem runden Messingtischchen hinüber, das auf einem zusammenklappbaren hölzernen Gestell ruhte. Dort ließ er sich auf ein Kissen nieder, kreuzte die Beine und bedeutete dem Schwarzen mit einer Handbewegung, daß er die beiden Kerzen entzünden solle, die rechts und links von einem großen dunklen Holzkasten standen, der auf der Messingplatte ruhte. Der Schwarze benutzte sein eigenes Licht als Hilfskerze und tat, wie ihm geheißen.

Dann wich er drei Schritte zurück und blieb stumm im Halbschatten stehen.

Suliman Bey wischte sich mit einem weißen Tuch, das er aus einer Tasche seines Umhangs zog, den Schweiß von der Stirn. Sein Blick wirkte besorgt, als er nach dem dunklen Kasten griff und mit einer schnellen Bewegung den Deckel abnahm. Damit gab er eine schwarze Kugel aus Glas frei, die auf einem kleinen hölzernen Sockel ruhte. Er spreizte Zeige- und kleinen Finger der linken Hand ab, ballte den Rest der Hand zur Faust und zog mit diesem Zweizack drei senkrechte Linien vor der Kugel. Dann stellte er den Blick auf unscharf und musterte den glänzenden Gegenstand mit seiner spiegelnden Fläche.

Was er darin sah, schien ihm nicht zu gefallen, denn er runzelte die Stirn und warf dem Schwarzen einen Blick zu. »Sieh sofort nach, ob unser Gast noch da ist!«

Der Schwarze nickte knapp und verschwand in der Dunkelheit. Grübelnd befeuerte Suliman Bey seine Nase. Kopfschüttelnd und mit grimmigem Blick saß er da, bis kurz darauf sein schwarzer Adjutant in Begleitung eines Wachhabenden Offiziers ins Zelt gestürzt kam.

»Melde, daß unser Gefangener spurlos verschwunden ist«, verkündete der Offizier keuchend und salutierte dabei.

Suliman Bey blickte ihn ausdruckslos an. »Das war kein Gefangener, das war unser Gast, wie oft soll ich das noch erklären?« Der Offizier wollte etwas erwidern, doch sein Kommandant schnitt ihm das Wort mit einer unwirschen Geste ab und sagte: »Wie lange ist das her?«

Der Offizier sah betreten den Schwarzen an und meinte schließlich achselzuckend: »Wir haben es soeben erst entdeckt.«

»Und die Wachen?« fragte Suliman Bey scharf.

»Keine besonderen Vorkommnisse gemeldet«, erwiderte der Offizier. Er wirkte verlegen.

»Hoheit, wenn ich...«

»Kein Wenn und kein Aber mehr«, knurrte Suliman Bey. »Wachposten sofort verdreifachen. Alle anderen doppelte Alarmbereitschaft. Sämtliche Kampfzauberer zu mir!«

Dem Offizier fielen fast die Augen aus dem Kopf. »Darf ich fragen, wieso das Verschwinden eines Gefangenen... äh, eines Gasts, natürlich... derartige Maßnahmen...?«

»Das dürft Ihr fragen, aber erst, nachdem Ihr meine Befehle ausgeführt habt«, sagte Suliman Bey barsch und kehrte ihm den Rücken zu. Doch dann fuhr er noch fort: »Wenn ich es genau wüßte, wäre ich auch froher. Im Augenblick kann ich mich nur auf meine Ahnungen verlassen.«

»Jawohl, Hoheit«, antwortete der Offizier, salutierte dem Rücken des Kommandanten und machte kehrt.

Suliman Bey drehte sich um. »Ach, und noch etwas - was ist mit seinem Gepäck?«

Der Offizier wirbelte zackig herum und meldete: »Es ist alles noch vorhanden, bis auf seine Eisenstange.«

Suliman Bey hob eine Augenbraue. »Bis auf die Eisenstange? Hat man die untersucht?«

»Jawohl, Hoheit. Doch ohne Ergebnis. Es schien sich um einen relativ gewöhnlichen Abwehrzauber zu handeln, wie ihn Reisende gelegentlich bei sich tragen. Außergewöhnlich daran war nur ihre Größe, aber da unser... Gast ja berichtet, daß er Zaubergeselle bei Meister Jax war, gingen wir davon aus, daß diese Stange eher der Selbstdarstellung des Zauberers dienen sollte als dem Schutz des Gesellen. Sicher ist jedenfalls, daß der Geselle die Stange nicht selbst angefertigt hat. Allerdings hat er sie geladen. Mehr konnten wir nicht feststellen.«

Suliman Bey seufzte. »Ich nehme an, daß wir auch keine Spuren von ihm haben?«

»Sehr richtig, Hoheit. Wir haben einen Spurenkonservierungszauber um sein Zelt gelegt, und es sieht so aus, als habe er das Zelt kurz verlassen, doch ist er schon bald wieder hineingegangen. Am Eingang ist der Boden etwas eingedrückt, so als habe er daneben geschlafen oder...« Als der Offizier stockte sah Suliman Bey ihn scharf an. »Als sei er was?« »...Hoheit, dies ist nur meine Vermutung, nicht die Aussage des Spurensicherungs- Zauberers, deshalb...«

»Nun antwortet schon endlich!« befahl Suliman Bey unwirsch. »Im Augenblick ist sowie nur

auf unsere Intuition Verlaß.«

Der Offizier schluckte. Es fiel ihm sichtlich schwer, über seine eigenen Kompetenzen hinaus tätig zu werden und für etwas geradezustehen, für das es eigentlich andere Spezialisten gab. »Nun«, fuhr er stockend fort, »ich habe den Eindruck, als sei unser Gast plötzlich gestürzt. Es könnte allerdings auch sein, daß er sich plötzlich zu Boden geworfen hat, aber das tut man dann meistens frontal.«

»Ach, und er ist rücklings gestürzt?« wollte Suliman Bey interessiert wissen. Der Offizier nickte. »Der Spurensicherungszauberer meinte allerdings, das könnte auch eine Finte gewesen sein.«

Suliman Bey schürzte die Lippen und schüttelte nachdenklich den Kopf. »Das glaube ich kaum. Nicht, daß ich ihm nicht soviel Raffinesse zutrauen würde, ich glaube eher, daß er nicht so dumm ist, uns so grob zu unterschätzen. Aber genug der Rede. Ihr habt gehört, was ich befohlen habe.« »Sehr wohl, Hoheit.« Diesmal konnte der Offizier das Zelt ohne weitere Unterbrechungen verlassen.

Der schwarze Adjutant stand wortlos da und wartete auf die Anweisungen des Kommandanten. Suliman Bey blickte ihn fragend an. »Irgendwelche Nachricht von unseren Verbündeten?« Der Schwarze schüttelte nur den Kopf. »Also gut. Dann wollen wir mal die Stabsbesprechung vorbereiten.«

V

Schwebende, fast neblige Klänge im Hintergrund... Unscharfe der Umrisse, Irrwische bei ihrem seltsamen Tun... die blinden Augen, sehend, wie nie zuvor... gleitendes Schweben, schwebendes Gleiten... die dunstige Erkenntnis der Schwungnahme... Abschiede am Wege der Verkenntung... und vor... und zurück... und vor... zurück... Schaukelgang... die Not der Bewegung... Geistersaat... die zermürbende Qual des Ausweichens... das unerfüllt bleibende Versprechen der Wahrnehmung... Raumnahme ohne Wegeslängen... Tanz der Eiskristalle... Tanz der Eiskristalle... Tanz der... Tanz...

Und allem voran die Stabschwingung mutierten Eisens. Die Vergeblichkeit der Weigerung. Das Fassen von Richtung. Das Sandnest. Das Gleißende Feuerwerk des Selbstverzehr. Der Aufstand des Fleisches gegen das Gestein. Die Eisenriesen kommen... die Eisriesen kommen...

Es war ein Zustand der Auflösung. Es war ein Zustand der Zielfindung. Bewegung ohne Organe, Organe ohne Bewegung. Starre Gliedmaßen in rasendem Lauf. Der Umschlag ins Nebelwesen. Wo blieb die altvertraute Schärfe? Wo die Umrisse, die die Distanz und das Vergessen sicherten? Verstehen heißt zertrampeln. Vorstellung - das Errichten der Mauer zur Verhinderung der Weite. Ich stelle etwas vor mich. Ich stelle mich vor etwas. Ich richte mich im Vergessen ein.

Der lautlose Schlag: das Peitschen einer nie gekannten Kälte. Die Wüste glüht in ihrem roten Frost. Zerlegtes Fühlen. Raumzeit im Rücklauf. Das Versiegen des Blutstroms. Die Erfüllung der Jagd. Spurenlesen, Spurenlegen.

Ein Wanken, ein Ziehen, ohne Zusammenhang, ohne Zusammenhalt - Ommo befand sich in einem Zwischenzustand, es war unvergleichbar mit allem, was er kannte: nicht Schlaf, nicht Wachen, nicht Leben, nicht Tod. Verirrte Gedankenketten schwellen in ihm an, blähen sich zu Wahrheiten auf, zerplatzen, schwanden dahin. Begriffe wie »wo«, »wohin«, »wie« oder »wann« hatten jeden Sinn verloren. Zerschobene Wirklichkeit. Lag er am Boden? Schwebte er am Himmel? Raste er mit Riesenschritten übers Land? Oder war er gar zu Stein erstarrt,

ein denkendes Denkmal seiner Selbst? Oder war er bereits ins Reich des Todes eingedrungen, hatte seine Existenz eingebüßt, hing nur noch den Schwaden seiner Erinnerung nach? Doch auch dieser Gedanke war zuviel an Zusammenhalt und löste sich spurlos auf.

Grelles Licht, das die Augenlider erglühen ließ. Ein merkwürdiger Geruch, wie von schmelzendem, ja verbrennendem Metall. Gab es so etwas überhaupt? Das Bohren und Stechen der Hitze von unten. Unten? Licht? Geruch? Wie ein Mosaik schien sich die Orientierung wieder zusammenzufinden. »Wieder«? Oder gar zum ersten Mal? Das Glühen flackerte, drohte zu erlöschen, von einer Finsternis überflutet, in der die Dinge nicht einmal ihren Namen behielten. Das Aufbäumen des Willens: »Ommo war ich, Ommo bin ich, Ommo werde ich sein.« Lächerlich. Er lachte laut los. Schüttelte sich. Spürte erstaunt seinen Körper. Die Hände, die Füße, Beine, Arme und Knie. Der Rücken - das Feuer der Wärme auf der Haut. Augenlider? Schützend legte er den Handrücken auf die Augen. Tatsächlich - die alten Werte waren wieder gültig, das Glühen verschwand, doch diesmal war es eine andere Art von Schwärze, die sich durchsetzte, war der kühlende Schutz seiner eigenen Hand. Nun spürte er auch seine Atmung wieder. Doch seine Nase war trocken, ebenso die Kehle. Beklemmendes Gefühl auf der Brust - aber es war ihm willkommen, er hatte das Leben wieder. Und schon begann sich die Erinnerung an das, was gewesen war, was geschehen war, zu verflüchtigen wie ein Taupfropfen in der Mittagssonne.

Er lag tatsächlich auf dem Rücken. Vorsichtig öffnete er die Augen. Abgeschirmt vom Schatten seiner Hand spähte er zur Seite. Das erste, was er sah, war roter Sand. Feingekörnt. Er hob den Kopf. Der Schmerz im Nacken ließ ihn aufschreien, und mit dumpfem Aufprall vereinigte sich der Schädel mit dem Boden. Das Stechen in der Brust wurde immer stärker. Die Hand war schlaff zu Boden gesackt, wieder glühten die Lider als wollten sie ihm die Augen ausbrennen. »Hitzschlag«, dachte Ommo. »Ich muß einen Hitzschlag haben.« Dann wurde um ihn herum wieder alles schwarz. Diesmal war es eine andere Leere, in der er schwebte, und sie dauerte nicht lange. Er mochte wenige Augenblicke so gelegen haben, als er plötzlich kräftige Hände spürte, die ihn fest, hart, aber nicht grobschlächtig anfaßten, er spürte das Rütteln und Beben, das durch seinen Körper ging, fühlte, wie die Lebensäfte sich wieder zu regen begannen. Abrupt verschwand das rote Glühen, man setzte ihn erst auf, noch immer hielt er die Augen geschlossen, kämpfte gegen die Angst vor neuem Schmerz an, doch da legte sich eine Hand auf seinen Hinterkopf, kühl durchströmte ihn das Wohlbefinden, löste alle Spannungen und Krämpfe. Plötzlich stand er auf beiden Beinen, stand aufrecht, schwankte nicht mehr, die Hände ließen ihn los, und nun wagte er es endlich, die Augen wieder zu öffnen. Das Gesicht, in das er blickte, war ausdruckslos in seiner Strenge, die Augen matt vor Kälte, es ließ kein wohlthuendes Verweilen des Blicks an l einladenden, Vertrautheit verheißenden Punkten zu. Ommo war nicht verwirrt, eine unglaubliche Klarheit hatte ihn durchflutet, er wußte sofort, daß er die Roten Kämpfer endlich erreicht hatte, wußte auch, daß jede Erklärung überflüssig war. Nun kehrte auch die Erinnerung an seinen Nachtmarsch wieder. Doch war ihm dieser so selbstverständlich, daß er kaum noch einen Gedanken darauf vergeudete. Er erinnerte sich an das Glühen der Stange und daran, wie er sich die Hand daran verbrannt hatte, erinnerte sich auch an seinen Sturz, an die scheinbare Ohnmacht, die sich schließlich doch als die wahre Macht herausstellte. Denn im Augenblick seines i Sturzes war er für die Welt verschwunden. Kein Unsichtszauber hätte leisten können, was ihm in dieser Nacht widerfahren war: Ein Marsch, den weder sein Geist noch sein Körper gelenkt hatten, ein stetes Laufen ohne Bewegung, Distanz zurücklegend, die mehr war als nur Wegstrecke, ein Leben hinter sich lassend, das von Vergeblichkeit und dumpfen Begehren in Fesseln geschlagen gewesen war. Einem glühenden Stab folgend, der sich, ohne jede Zaubereinwirkung von außen, aus dem Gefängnis seiner Dinglichkeit befreit hatte, um ihn dorthin zu führen, wo jenes Heim sich befand, das Uneingeweihte als »Geheimnis« zu bezeichnen pflegten.

Über all dies dachte Ommo fast nicht nach, ein kurzer Blick nach rechts überzeugte ihn da-

von, daß der eiserne Stab wohlbehalten im Boden stak, rotleuchtender denn je. Ommo befand sich in einem großen Kreis von Kriegern, die ihm ungerührt den Rücken zuehrten, leise im Wellengang des Windes schwankend, nicht ihm angepaßt, sondern ihn vielmehr bewirkend. Der Rote Kämpfer, der vor ihm stand, nickte knapp. Ommo erwiderte die Geste, ohne zu fragen, worauf das ganze hinauslaufen würde. Er wußte viel, das Mehrfache dessen, was er sein Wissen hatte nennen können, bevor er losgezogen war, um diese Roten Kämpfer zu suchen. Doch er war nicht allwissend, wollte es auch gar nicht sein. Das stumme Einverständnis mit allem, was ihm seine Macht offenbarte, war größer als jeder Drang danach, sich von außen bestätigen zu lassen, was ohnehin innere Wahrheit war. Der Mann musterte ihn noch ein letztes Mal prüfend, dann wies er mit einem leisen Nicken des Kopfs auf die Stange.

Ommo erwiderte nichts, statt dessen trat er auf die Stange zu, legte beide Hände überkreuz mit dem Rücken dicht an die glühende Oberfläche und sprach eine Zauberformel, die er plötzlich wußte, ohne sie jemals zuvor gehört oder gelesen zu haben. Das rote Leuchten der Eisenstange intensivierte sich zunächst, bis es in ein glühendes Weiß überging. Das war die letzte Übergabeformel.

Nun ergriff der Rote Kämpfer zum ersten Mal das Wort. »Nenne mich Godark.« Die Stimme klang kräftig, ohne laut oder beherrschend zu werden, und dennoch war sie fest genug, um keinerlei Widerspruch zu dulden.« Ommo wußte, daß er sich selbst nicht vorzustellen brauchte. Die Frage war vielmehr, was die Roten Kämpfer möglicherweise nicht wußten. Im Augenblick traute er ihnen zwar alles zu, aber es war ihm klar, daß im gegenwärtigen Krieg um Chaim noch weitaus mehr Magie im Spiel war, als alle Beteiligten befürchtet hatten. Noch immer wußte er nicht so recht, was er von der Begegnung mit Suliman Bey halten sollte. So sagte er: »Verfügt über mich.«

Godark deutete auf den Boden, und sie nahmen Platz. Dann strich er mit der linken Hand kurz über Ommos Scheitel, einen Schatten erzeugend, der den Zaubergesellen auch dann noch in angenehme Kühle tauchte, als der Rote Kämpfer seine Hand wegnahm. Mit leisem Nicken bedankte Ommo sich. »Der Zauberer Ches hat noch nicht gelacht«, warf Godark ein. »Sobald es geschehen ist, werden wir angreifen.«

Ommo überlegte. Dann fragte er: »Ihr wißt davon, daß Verräter die Eindringlinge ins Land geholt haben?«

Godark nickte. »Wir kennen nur nicht ihren Namen. Vielleicht ist es auch nur einer. Die Eindringlinge haben einen Verwirrungszauber verhängt, der jede Ortung unmöglich macht.«

Ommo wiegte bedächtig den Kopf. Dann meinte er: »Vielleicht war es aber auch der Verräter selbst.«

»Er ist der einzige wirkliche Gegner«, erwiderte der Rote Kämpfer. »Solange er im Hintergrund bleibt, ist jeder Angriff vergebens.«

Ommo seufzte. »In diesem Punkt kann ich Euch leider nicht helfen. Ich habe nicht den leisesten Verdacht, um wen es sich dabei handeln könnte. Suliman Bey hat...«

Godark winkte ab. »Suliman Bey besitzt eine flinke Zunge. Und er beherrscht die Taktik der Verschleierung vollkommen.«

Ommo pfiff durch die Zähne. Wollte Godark tatsächlich darauf hinaus, daß ... Jedenfalls eine interessante Möglichkeit. Wenn dem tatsächlich so sein sollte, dann würde das allerdings bedeuten, daß...

*

»Ermüdend«, meinte Ches trocken. »Und außerdem habe ich ihn vor dreihundert- vierundachtzig Jahren schon einmal gehört.« Er schüttelte den Kopf. »Nein, meine Geduld ist bald am Ende.«

Mit falschem Lächeln hob Jax die gespreizten Hände und meinte: »War ja nur ein Versuch.«

In jeder anderen Situation hätte Jobab gefeiert, wie er seinen sonst so besserwisserischen Meister derart verlegen sehen konnte. Aber die Situation war viel zu ernst, um darüber zu lachen. Genau das war ja auch das Problem: Ches hatte sie zur vereinbarten Zeit empfangen, und wenn Jobab auch nicht so recht die Anspielungen verstand, die die beiden alten Zauberer bei der Begegnung am Vortag ausgetauscht hatten, spürte er doch, daß die Stunde für Witzeleien nicht gerade günstig war. Wenigstens hatte Ches seinen Thron verlassen und war mit ihnen in einen kleineren Saal hinübergeschritten, in dem sie auf einigermaßen bequemen Sesseln Platz nehmen konnten. Ches ließ Getränke auffahren und nun tat man so, als würde man nur beiläufig plaudern, während das eigentliche Ziel, den Alten zum Lachen zu bringen, wie eine unsichtbare Drohung unentwegt im Raum schwebte. Jobab hatte sich die ganze Zeit recht still verhalten. Jax und Ches besaßen genügend gemeinsame Bekannte, um die halbe magische Elite Chaims durchzuhecheln. Jax tat dies auf seine bewährte gehässige Art, wobei er oft Intimitäten preisgab, die Jobab nie für möglich gehalten hätte. Sein Meister schien über alles und jeden genauestens Bescheid zu wissen, selbst über jene, denen er, wie er sich selbst ausdrückte, »vor Ewigkeiten nur mal ganz flüchtig begegnet war. Und zu allem hatte er eine Meinung.

In gewissem Sinne war Ches ein idealer Gesprächspartner für den alten Knurrhahn. Auf seine abweisende, darum aber nicht unbedingt lakonische Art verstand er es, seine eigene - meist abfällige - Meinung über allerlei Zauberer Chaims in das Gespräch einzubringen und Jax' Ausführungen gelegentlich sogar noch einen draufzusetzen, wobei Jobab freilich immer wieder darüber staunte, wie konsequent humorlos der Zauberer dies tat. Nachdem die beiden Alten solange ergebnislos um den heißen Brei herumgeredet hatten, traute Jobab seinen Ohren kaum, als Jax plötzlich ganz direkt wurde.

»Hört einmal, Ihr wißt, wie es um das Land steht. Und Ihr wißt auch, weshalb wir hier sind. Dennoch wollt Ihr es von mir erfahren. Und heute, da der Mond seine letzte Kraft verliert und tot und unsichtbar am Himmel am hängt, da die Höllenkräfte offenbar werden...«

»...doch nur für jene, denen die finsternen Seiten der Seele heller leuchten als das Licht...« unterbrach ihn Ches und winkte ab. »Heute wollt Ihr mir mitteilen, was Euer Begehrt ist, und weshalb Ihr die weite Reise unternimmt, um mich, und mich allein zu sprechen. Ich weiß. Dann fangt auch endlich damit an.«

Jax grinste breit. »Euer Gedächtnis ist hervorragend, Magier Ches, darum wird es Euch auch nicht weiter stören, wenn ich mich ein wenig darauf verlasse. Ihr tut so, als wüßtet Ihr nicht, was vorgefallen ist und was das Begehrt meiner eigenen bescheidenen Persönlichkeit und das der noch bescheideneren meines Gesellen Jobab hier ist.« Mit einer ausladenden Gebärde zeigte er auf den Zaubergesellen, nickte mit beinahe senilem Feixen vor sich hin, und zeigte schließlich mit einem spindeldünnen Finger auf ihren Gastgeber. »Vor vierhundertundachtundneunzig Jahren wurdet Ihr, Magier Ches, eines Fluchs teilhaftig, der Euch noch heute in seinem Bann hält. Das wißt Ihr besser als ich, so wie Ihr auch der Tatsache gewahr seid, daß das Schicksal ganz Chaims in dieser Zeit mit Eurem zu einer untrennbaren Einheit verschmolzen ist. Damals habt ihr eine edle Tat getan, indem Ihr unser Land vor schrecklichen Katastrophen rettetet. Und heute...« Jax zog die Mundwinkel herunter, hob die Augenbrauen und spreizte wie zur Abwehr die Hände, und heute ist die Lage vielleicht noch sehr viel schlimmer. Auch das wißt Ihr sogar besser als ich. Nur wißt Ihr "nicht, was ich über Euch weiß.« Jax machte eine eindrucksvolle Kunstpause.

Sie verfehlte ihre Wirkung nicht. Der Magier Ches beugte sich interessiert vor und musterte Jobabs Meister eindringlich. Sein Blick war stechend, aber nicht unfreundlich, und Jobab machte sich schon Hoffnungen, daß Jax den alten Miesepeter würde erweichen können. »So, werter Meister Jax, was wißt Ihr denn so Großartiges über mich?«

Jax hatte genüßlich die Augen geschlossen und tat so, als hinge er irgendwelchen geheimen, aber unaussprechlichen genüßlichen Erinnerungen nach. Er hob die Brauen noch höher, ja

fast bis zum Scheitel, so daß sein schütterer Bart zu beben begann wie in einer Brise, bevor er schließlich antwortete: »Nun, ich weiß beispielsweise, daß Ihr Euch dieses Fluchs entledigen könntet, bisher aber nie auf diesen Gedanken gekommen seid.«

Ches schüttelte ungläubig den Kopf. »Was heißt schon >sich eines Fluchs entledigen<? Muß ich euch Grünschnabel erst die Grundlagen der Fluchkunde beibringen, bis Ihr mir glaubt, daß ein einmal verhängter Fluch allenfalls durch einen Gegenfluch aufgewogen werden kann, der sich aber auch gegen eben jenen richten muß, der den ursprünglichen Fluch verhängte? Wißt Ihr denn gar nichts? Auch nicht, daß ich nie herausfand, wer diesen Fluch einst verhängte? Habt Ihr vielleicht die jahrhundertelangen Qualen miterlebt, denen ich mich unterzog, nur um diesen Fluch von mir nehmen zu lassen - und immer wieder ohne Erfolg? Die zahllosen Rituale, ganze Seen voller Opferblut, ganze Vermögen, die in die Herstellung aufwendigster Räuchermischungen geflossen sind, die Qual der Einsamkeit, als alle jede Hoffnung aufgaben und jeden Kontakt mit mir mieden? Wißt Ihr auch davon, daß meine Familie...«

Gebieterisch hob Jax die rechte Hand und unterbrach den Alten. »Daß Eure Familie Euch davongelaufen ist? Und ob ich das weiß. Daß Ihr keine Nachkommen mehr habt? Ja, ich weiß es. Daß man Euch einst mit Schimpf und Schande aus Eurem eigenen Gemäuer verjagen wollte, nur weil Ihr es gewagt hattet, über einen Witz aus königlichem Munde nicht zu lachen? Gewiß, all das ist mir bekannt. Sowenig wie Ihr wissen dürft, daß ich es damals war, der Eure Festung sicherte, ja der sogar - und nach allem, was Ihr von mir gehört habt, könnt Ihr Euch selbst ausmalen, was das für mich, den erklärten Einsiedler, bedeutete, - dafür sorgte, daß ein ganzes Heer von Zauberinnen und Hexern, von Magiern und Geheimkundigen sich in Eurem Namen zusammenrotteten und den besagten Abkömmling königlichen Bluts für immer ins Exil schickten, weil er es gewagt hatte, jenen Magier zu kränken, von dessen Wohlergehen die Magie ganz Chaims abhing? Ich war es auch...«

Ches winkte mürrisch ab. »Ich wußte zwar nicht, daß Ihr die Sache eingeleitet habt, doch wird dies durchaus auch andere Gründe gehabt haben. Hätte man mich von meiner eigenen Festung verjagt, wie Ihr es beschrieben habt, so wäre ich - und daran habe ich nie einen Zweifel gelassen - selbst ins Exil gegangen. Dann aber wäre Eure Magie wenn nicht vernichtet so doch erheblich geschwächt worden. Alle Zauberer«, sein Blick schweifte in eine unsichtbare Ferne, als sein philosophisch denkender Geist immer stärker an den Formulierungen arbeitete, »sind Vampire des Landes. Das meine ich natürlich nur rein technisch. Wir alle beziehen unsere Kräfte aus jenem seltsamen Gespinnst von Zusammenhängen, Erinnerungen und Wünschen, das wir gemeinhin für Wirklichkeit halten. Ich möchte...« Diesmal unterbrach Jax ihn. »Von Uneigennützigkeit war, wie ich glaube, auch überhaupt nicht die Rede. Das ändert jedoch nichts daran, daß Ihr mir eigentlich noch etwas schuldig wäret. Doch ist es nicht mein Anliegen, hier und jetzt alte Rechnungen zu begleichen. Ich weiß, Magier Ches, daß es Euch an Kraft und Wissen fehlt, um dieses Fluches Herr zu werden. Aber im Ernst: Wir könnten Euch helfen, doch geht dies nur unter der Voraussetzung, daß Ihr damit auch einverstanden seid. Sonst hätten wir noch einen weiteren Krieg im Krieg.«

»Und warum solltet Ihr das tun?« fragte Ches skeptisch. Jax zeigte auf Jobab. »Damit Leute wie der hier eines Tages in Chaim wieder friedlich leben und auf nichtsnutzigste Weise ihre Meister ärgern können.« »Verzeiht, aber ich glaube Euch nicht, daß Ihr derart uneigennützige Ziele verfolgt, ohne wenigstens einen einzigen Hintergedanken zu hegen. Nur diese Hintergedanken aber sind es, die mich interessieren.«

Jax war allerdings anderer Meinung. »Darum geht es doch überhaupt nicht, Ches. Macht Euch nichts vor. Selbstverständlich profitieren wir alle davon, wenn Chaim diese Katastrophe überlebt, in der wir uns gerade befinden. Ist Euch das nicht eigennützig genug? Ich glaube, Ihr wollt das eigentliche Problem vermeiden, Ihr wollt Euch vor Eurer Pflicht drücken. Denn einmal habt Ihr bereits büßen müssen, und nun befürchtet ihr, daß dies jetzt wieder genauso

sein wird.«

Ches sah ihn nachdenklich an. Dann meinte er: »Wenn Ihr so schlau seid, Meister Jax, dann nehmt doch einfach den Fluch von mir! An mir werdet Ihr da keinen Gegner haben.«

Jax hob drohend einen Zeigefinger. »Vorsicht! Das könnt Ihr haben! Schneller, als Euch lieb ist. Aber dann müßt Ihr auch genau das tun, was wir Euch sagen. Vor allem danach - denn dann geht die eigentliche Verteidigungsschlacht erst los, und da muß jeder Handgriff sitzen.« Ches Gesichtszüge wurden ein wenig weicher. Er schien offensichtlich darüber nachzudenken, wie es wäre, endlich ohne die Last des Fluchs leben zu können, nie wieder lachen zu dürfen. »Aber das muß doch wohl bedeuten, daß ihr Meister Jax besser wißt, wer diesen Fluch verhängte, als ich selbst?« Jax schüttelte den Kopf. »Noch nicht. Noch nicht. Aber ich bin dabei, es herauszubekommen. Ich hätte es schon früher tun können, aber für diese letzte Phase bedarf es Eurer Anwesenheit, und natürlich auch Eures Einverständnisses. Wenn Ihr wollt, können wir sofort anfangen.« Jobab hörte sehr aufmerksam zu. Gleichzeitig behielt er den alten Magier im Auge, der inzwischen tatsächlich schon etwas aufgetaut zu sein schien. Es war klar, daß Ches nicht wirklich bössartig war. Eher verbittert. Aber Jax schien wie immer genau zu wissen, was er tat - oder was er vorhatte.

Schließlich nickte ihr alter Gastgeber, und mit einem Seufzen bemerkte er: »Also gut. Ich bin bereit, es zu versuchen. Voraussetzung ist allerdings, daß Ihr mir dafür garantieren könnt, daß Chairri dadurch nicht in noch größere Gefahr gerät.«

Jax nickte. »Ihr wißt genauso gut wie ich, werter Magier Ches, daß niemand sicher garantieren kann, wie sich die Aufhebung eines uralten Fluchs auswirkt. Allerdings kann ich Euch versichern, daß es vor allem von Euch abhängen wird, wie die Sache ausgeht. Aus diesem Grund muß ich mir ausbedingen, daß Ihr Euch dazu verpflichtet! solange genau das zu tun, was wir Euch auftragen, bis die Gefahr gebannt ist. Und wann das sein wird, das bestimme ich.«

»Ihr redet mal von Euch in der Einzahl, dann wieder in der Mehrzahl«, warf Ches ein. Das tut Ihr sicherlich mit Bedacht.' Aber ich verstehe nicht genau, was Ihr damit meint. Soll das heißen, daß ich mich auch den Befehlen Eures Gesellen unterwerfen muß?«

»Ja«, bestätigte Jax, »weil es nämlich sein kann, daß ich selbst während der Operation zumindest für eine Zeit ausfalle. In diesem Fall muß Jobab Eure Führung übernehmen, weil ich selbst nicht alles gleichzeitig erledigen kann.« Ches musterte den Gesellen. »Habt Ihr in derlei Dingen Erfahrung«, fragte er mit stechendem Blick.

Jobab schüttelte den Kopf. Er hielt es für das Beste, ehrlich zu bleiben und nicht aufzuschneiden. »Nein, hoher Meister«, sagte er, »das habe ich nicht. Aber ich will alles versuchen, was in meiner Macht steht, um dieser Aufgabe gerecht zu werden. Denn auch ich will Chaim aus seiner Gefahr retten.« Ches nickte. »Eure Ehrlichkeit gefällt mir. Hättet Ihr etwas anderes gesagt, ich hätte das Angebot abgelehnt. Aber wir müssen alle irgendwann einmal anfangen, und auch wenn dies eine sehr riskante Angelegenheit ist, bin ich bereit, es um der Erfahrung Eures Meisters und um Eurer eigenen Aufrichtigkeit willen zu versuchen. Also gut. Was wollen wir tun?« Jax atmete spürbar auf. Es war nicht zu übersehen, daß er bis zum Schluß nicht sicher gewesen war, ob er den alten Clies würde überzeugen können. »Wir müssen einen Tempel herrichten, ich habe alles Erforderliche mitgebracht. Könnt Ihr uns einen Raum zur Verfügung stellen?« »Selbstverständlich.« Er erhob sich. »Wenn Ihr mir bitte folgen wollt.«

*

Aufmerksam suchten achtzig Augenpaare unentwegt das Gelände ab.

Suliman Bey hatte inzwischen jeden dritten Mann zur Wache abgerufen, die anderen Soldaten lagen in ihren Unterständen und schliefen. Auch darin zeigte sich ihre Könnerschaft: Ge-

fechtserprobt, wie sie offensichtlich waren, nutzten sie jede Pause, um ihre Kräfte zu stärken und sich auf den eigentlichen Kampf vorzubereiten.

Der Kommandant ging zufrieden die Reihen ab. Schließlich kehrte er in sein Zelt zurück. Im Inneren des Zelts saß ein halbes Dutzend Männer im Kreis auf dem Boden. Sie unterhielten sich gerade lebhaft, doch brach das Gespräch sofort ab, als Suliman Bey eintrat. Er nickte ihnen zu und nahm schließlich auf einem Kissen Platz, das man für ihn bereitgehalten hatte. Nun richteten sich alle Blicke auf ihn.

»Es braut sich einiges zusammen, meine Herren«, sagte er. »Wie weit seid Ihr mit Euren Vorbereitungen?«

Ein kahlköpfiger Zauberer mit gelblicher Hautfärbung, leicht geschlitzten Augen und einem langen, dünnen Oberlippenbart, der ihm bis zum Bauch herabhing, blickte auf eine Liste, die er in der Linken hielt. »Wir haben den Verwirrungszauber verstärkt, soweit dies noch ging. Die üblichen Abwehrzauber sind natürlich auch aktiviert. Die Sprengglyphen sind vorbereitet...«

Suliman Bey winkte ab. »Die sind allenfalls etwas für den Nahkampf.«

Der andere hob die Augenbrauen. »Und den sollen wir verhindern?« Suliman Bey nickte. »Soweit es geht. Ich muß sagen, irgend etwas an den jüngsten Entwicklungen gefällt mir nicht, aber ich kann den Finger noch nicht genau drauflegen. Wir haben zwar von Anfang an mit einem Mehrfrontenkrieg gerechnet, aber nicht unbedingt damit, daß diese Fronten völlig unscharf und verschleiert sind. Es gefällt mir auch überhaupt nicht, daß wir uns jetzt hier eingeln müssen. Aber jeder Vorstoß wäre jetzt der reinste Selbstmord. Deshalb müssen wir die ganze Truppe sprungbereit halten, damit wir sofort in die Offensive übergehen können, sobald unsere jetzigen Gegner eindeutig Flagge gezeigt haben.«

Ein zwergenwüchsiger alter Zauberer mit verrunzeltem Gesicht und langem, schütterten weißen Haar hob einen knorrigen Finger. »Durch einen Scheinangriff könnten wir sie aber gerade dazu zwingen.« »Gewiß«, pflichtete der Kommandant ihm bei. »Aber Ihr wißt selbst, daß dies eine Zersplitterung unserer Kräfte wäre. Würden wir nur an einer Front kämpfen, ich würde dem Vorschlag sofort stattgeben. Aber solange wir nicht einmal genau wissen, wer unsere eigentlichen Gegner sein werden, könnte ich so etwas nicht verantworten.«

Der Zwerg nickte. »Sollen wir dann unsere Dämonenreserven aktivieren?« »Ja. Aber natürlich nur unter den üblichen Sicherheitsvorkehrungen. Ich will nicht, daß diese Vorbereitungen allzu offensichtlich werden. Es muß so aussehen wie eine normale Konsolidierung der eigenen Stellung.« Suliman Bey überlegte kurz, die Stirn in Falten gelegt. Dann sagte er: »Ich glaube, wir müssen ab nun auf die Meldungen unseres Nachrichtendienstes verzichten.«

Ein Zauberer mit einer kühnen Hakennase und buschigen Augenbrauen sah ihn erstaunt an. »Warum das, Kommandant?«

»Weil ich nicht weiß, in welchem Umfang der Gegner jetzt gezielte Desinformationen verbreiten läßt. Wir können zwar unseren Leuten trauen, nicht aber der Richtigkeit ihrer Meldungen. Schließlich sind wir nicht die einzigen, die über Verwirrungszauber verfügen, und ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß die Gegenseite entsprechende Maßnahmen entweder bereits eingeleitet hat oder es in Kürze tun wird.«

»Die Gegenseite, immer nur diese Gegenseite«, knurrte der Hakennasige. »Das ist mir alles zu unscharf. Aber ich kann versuchen, was ich will, im Augenblick bekomme ich keine Auskunft darüber, mit wem wir es eigentlich genau zu tun haben. Zum Beispiel dieser Jax - niemand weiß genau, wo er sich gerade aufhält. Unsere Späher haben gemeldet, daß er mit seinem Gesellen auf Reisen gegangen ist, genau wie dieser Ommo es uns gemeldet hat. Aber plötzlich, schon nach wenigen Stunden, verloren sie jede Spur.« Suliman Bey antwortete: »Das macht mir auch Sorgen. Vor allem deshalb, weil es überhaupt nichts bedeuten muß. Ein Zauberer wie Jax, hinter dem ganz Chaim herwäre, wenn es wüßte, daß er plötzlich in der Nähe und erreichbar ist, hat ja grundsätzlich nur zwei Möglichkeiten, sich vor allzu großer

Aufmerksamkeit zu schützen. Entweder er reist inkognito, oder er verwischt seine Spuren beziehungsweise legt neue, falsche Fährten. Ich bin mir nicht sicher, ob unsere Späher nicht möglicherweise auf eine solche falsche Fährte hereingefallen sind. Natürlich kann er auch beides tun. Jedenfalls muß das noch lange nicht bedeuten, daß er zu unserem Gegner geworden ist. Selbstverständlich werden wir Sicherheitshalber davon ausgehen, und ich bin mit der Situation, wie sie ist, ebenso unzufrieden wie ihr. Andererseits können wir mit der bisherigen Entwicklung recht zufrieden sein. Wir haben den oder die Gegner in Verwirrung gestürzt, niemand scheint so recht unsere Stärke zu kennen, und ich kann mir nicht vorstellen, daß sich die notorisch zerstrittenen Zauberer Chaims plötzlich geeinigt haben sollen. Wir dürfen nicht unsererseits den Fehler begehen, die andere Seite zu überschätzen. Die Geschichte Chaims hat immer wieder gezeigt, daß Einigkeit und Vertrauen zueinander nicht eben die Stärke der hiesigen Zauberer ist.«

»Wenn wir wenigstens wüßten, wann die eine oder andere Seite angreifen wird«, meinte ein anderer Zauberer aus der Runde. Er trug einen seltsamen roten Fleck auf der Stirn, genau zwischen den Augen, und seine Haare waren pechschwarz.

»Es ist nicht einmal sicher, daß sie überhaupt angreifen werden«, versetzte Suliman Bey. »Es könnte genausogut geschehen, daß sie versuchen uns auszuhungern. Doch dagegen sind wir natürlich gewappnet.«

Sie setzten die Konferenz fort, und Suliman Bey erläuterte Schritt für Schritt, was sie als nächstes tun würden.

Draußen flimmerte die Luft im heißen Licht der Sonne. Auf dem Hügel hatten sich mehrere Wachen verschanzt und achteten auf jede kleinste Bewegung in der Umgebung. Die Spannung und Erwartung ließ das ganze Land knistern.

VI

Jobab wischte sich den Schweiß von der Stirn. Die letzten beiden Stunden hatte er wirklich hart schuften müssen. Jax war wieder in seinem Element und scheuchte den Gesellen herum, als habe er noch nie in seinem Leben von Schonung gehört. Hat er wahrscheinlich auch nicht, dachte Jobab verbittert. Das Schlimmste war das Gastgeschenk gewesen. Jax hatte sich zwar dazu herabgelassen, einen kleinen Schwebenzauber über die Plastik zu verhängen, nachdem er sie zusammen mit seinem Gesellen in die Waagerechte gebracht hatte. Doch blieb es dann Jobab überlassen, das sperrige Ding durch Türen und Gänge zu zerren, die viel zu klein dafür waren - natürlich ohne das kostbare Kunstwerk auch nur anzukratzen.

Jobab hatte es mit Raumerweiterungszaubern versucht, doch dagegen war das Prunkschloß Ches' geschützt, und so war ihm nichts anderes übriggeblieben, als die Plastik mal schräg zu legen, mal Zoll um Zoll vor - und zurückzuschieben, um sie unbeschadet ans Ziel zu bringen. Dieses Ziel befand sich, wie hätte es auch anders sein können, im zweiten Kellergeschoß des Schlosses. Das war der Tempel, den Ches ihnen zur Verfügung stellte: ein riesiges Gewölbe, düster und feucht, von den Spinnweben ganzer Jahrhunderte verhangen, aber voll ausgerüstet mit allem, dessen ein Tempel bedurfte. In der Mitte stand ein Altar in Form eines Doppelwürfels, darauf lagen Schwert, Dolch, Kelch und Pentakel, ebenso natürlich der unvermeidliche Zauberstab. Auf einem hohen Holzständer ruhte ein dickes, in Kalbsleder eingebundenes Buch, höchstwahrscheinlich das persönliche Zauberbuch des Magiers Ches. An einer Seite des Raums war die Mauer mit Regalen verstellt, auf dem sich zahllose Utensilien befanden: Räuchermischungen und Öle in Fläschchen und Salbtöpfchen, Klumpen aus Bienenwachs, Pergamentrollen, Schreibfedern, Tintenfässer, Metallplatten aus den unterschiedlichsten Materialien und ihren Planetenzahlen entsprechend zugeschnitten, Kräuter in steinernen Behäl-

nissen, Ledersäckchen unbekannten Inhalts, ganze Haufen von Bergkristallen und Edelsteinen, Rasseln, Zimbeln, Flöten, Dreizacke, fertige und halbfertige Amulette, Talismane, getrocknete Pflanzen und Tiere, Figuren und Statuetten aus Stein, aus Holz, ja sogar aus Wachs und aus konserviertem Brot, Wachspuppen, in denen noch zahllose Nadeln staken sowie Krimskrams aller Art. Für Jobab war es beeindruckend, einmal den Arbeitsraum eines Zaubers zu sehen, der nicht wie Jax in schrecklicher Enge und karger Askese hauste.

Das letzte Stück hatte Jax seinem Gesellen großmütig geholfen, das Gastgeschenk in den Tempel zu bugsieren, weniger durch körperliche Anstrengung, die der alte Sklaventreiber für sich persönlich scheute wie die Beulenpest, als vielmehr durch ungebetene Ratschläge und den einen oder anderen kleineren Unterstützungszauber.

Jobab war ihm dennoch dankbar, denn es hätte durchaus noch schlimmer werden können. Nachdem das Kunstwerk endlich heil und sicher in einer Ecke des Tempels stand, trat Ches darauf zu und betrachtete es fachmännisch.

Er ging um die Plastik herum und besah sie von allen Seiten mit kritischem Blick. Schließlich nickte er anerkennend. »Ein frühes Werk von Jayi. Wie habt Ihr es nur mitgebracht?«

Jax lächelte selbstzufrieden. »Ich habe einige Fortschritte auf dem Gebiet der Schrumpfungszauber gemacht, das hat sich hier bewährt. Allerdings leidet das Material oft, wenn man es allzusehr verkleinert und ihm zudem noch sein Gewicht nimmt. Deshalb mußte ich gestern erst einmal Restaurationsarbeiten ausführen.«

Ches wirkte beeindruckt. »Eine Metallplastik dieser Größe habt Ihr in einen Reisesack bekommen? Respekt! Als ich die Magie erlernte, hätten wir sie allenfalls auf die Hälfte ihrer Größe verkleinern können. Dafür wäre sie aber doppelt so schwer geworden.«

»Ja, das war mir schon immer ein Dorn im Auge«, versetzte Jax. »Aber auf die Dauer kann sich kein wahrer Zauberer mit so etwas zufrieden geben. Da habe ich eben ein wenig experimentiert - und hier ist das Ergebnis.«

»Und natürlich war es reiner Zufall, daß Ihr ausgerechnet ein Werk meines Lieblingsbildhauers ausgewählt habt«, erwiderte Ches ironisch. Doch er wirkte erfreut.

Jax wand sich in gespielter Verlegenheit. »Nun ja, man tut eben, was man kann. Warum hätte ich ein anderes Werk auswählen sollen, da ich doch wußte, welche Beziehung Ihr zu Jayi habt.«

»Jayi...« sagte Ches nachdenklich. Seine Augen bekamen einen verträumten Blick, als hinge er angenehmen Erinnerungen nach. »Ja, das war ein großer Mann. Ich habe es nie ganz verwunden, daß er plötzlich verschwunden ist. Das war kurz vor dem Fluch, der mich in seinen Bann schlug.« Er wischte den Gedanken mit einer Geste beiseite. »Aber das ist lange her. Immerhin grenzt es schon an ein Wunder, daß Ihr überhaupt noch eines seiner Werke aufgetrieben habt. Vieles wurde zerstört - eine Schande für ganz Chaim. Ich selbst besitze nur acht seiner Werke, und das dürfte bereits die größte Sammlung in Chaim sein. Ja, ich kann mich noch gut daran erinnern, wie wir Freunde wurden...« Wieder schien er sich in seiner Erinnerung verlieren zu wollen.

Doch Jax unterbrach ihn. »Klären wir jetzt einmal, wem Ihr Euren Fluch zu verdanken habt. Danach können wir immer noch weitersehen.«

Ches willigte ein. »Es ist wohl das Beste, die Sache so schnell wie möglich zu erledigen. Was habt Ihr vor?«

Mit knappen, schnarrenden Worten gab Jax genaue Anweisungen für das bevorstehende Ritual. Jobab staunte, wie präzise der Meister alles durchdacht zu haben schien. Denn wenn er Jax richtig kannte, so hatte der Zauberer wahrscheinlich bis zu diesem Augenblick keinen einzigen Gedanken an die eigentliche Ausführung des Rituals vergeudet. Die Perfektion, die er jetzt unter Beweis stellte, war das Ergebnis seiner gewaltigen Erfahrung. Jobab bekam die Aufgabe, alles genau herzurichten.

Ches half ihm dabei, indem er ihm zeigte, wo die gesuchten Gegenstände und das Zubehör zu

finden waren. Als erstes mußte er den Reisesack seines Meisters herbeischleppen. Während Jax ihn öffnete und den Kopf hineinsteckte, um in dem Durcheinander knurrend seine magischen Waffen zu suchen, räumte Ches seinen Altar ab und bedeckte ihn mit einem großen schwarzen Seidentuch.

»Ich dachte immer, daß ein Zauberer niemals andere mit seinem Werkzeug hantieren läßt«, wunderte sich Jobab, während er eine Reihe von Räuchermischungen und getrockneten Kräutern herbeiholte.

»Ja«, bestätigte Ches, »was die eigentlichen magischen Waffen angeht, so stimmt das auch. Aber man muß unterscheiden: Es gibt besonderes, ganz persönliches Zubehör und Zubehör allgemeinerer Natur, das auch von anderen verwendet werden darf. Aber diese anderen sucht man sich natürlich sehr sorgfältig aus. Ich würde Jax niemals mit meinem magischen Dolch arbeiten lassen, und er selbst würde es auch nie wollen - denn die Folgen könnten völlig unberechenbar sein. Die Kraft oder Magis des einen Zauberers verträgt sich nur selten mit der des anderen, und dort, wo sie auf ein bestimmtes Ziel hin geprägt oder gefärbt wurde, ist es besonders gefährlich, mit ihr zu arbeiten.

Aber ein Altar und ein Tempel, das können auch Hilfsmittel allgemeinerer Art sein. Beachte aber, daß ich gesagt habe können und nicht müssen. Es gibt durchaus Zauberer, die keinen einzigen ihrer eigenen Gegenstände für die Arbeit mit anderen freigeben. Das ist aber nur sinnvoll, wenn man sein ganzes Leben lang allein arbeiten will und kann. Im übrigen verstößt es gegen die Sitte, daß Zauberer einander magische Gegenstände schenken, wenn sie sich besuchen.«

»Was hat Jax Euch denn für einen magischen Gegenstand geschenkt?« wollte Jobab wissen.

»Auch das muß ich wohl noch differenzieren: Da die Kunst die Schwester jeder Magie ist, darf es anstelle eines rein magischen Gegenstands auch ein Kunstwerk sein.«

Jobab furchte die Stirn. »Das mit der Kunst habe ich nie so recht verstanden, ich weiß nur, daß es so etwas gibt. Aber nie hat mir jemand erklärt, worum es dabei eigentlich geht. Zum Beispiel diese... Plastik dort drüben: Sie ist schön, ja, aber ist das alles?«

Ches musterte den Zaubergesellen eindringlich. Er wollte anscheinend überprüfen, ob der nur versuchte, ihn an der! Nase herumzuführen, oder ob ihm die Frage ernst war. Schließlich sagte er: »Kunst ist der Ausdruck innerseelischer Vorgänge, das Bemühen, im Außen etwas Schönes zu erschaffen, oder etwas, was der Welt einen Spiegel vorhält. In diesem Sinne ist sie die Schwester der Magie, die ja die Welt verändern will, ihrerseits ebenfalls mit Hilfe innerseelischer Vorgänge. Insofern kann ein Künstler durchaus ein Magier sein und ein Magier ein Künstler.« »War denn dieser...wie hieß er noch gleich... Jayi nun ein Künstler oder auch ein Magier?« wollte Jobab wissen.

Ches schüttelte den Kopf. »Nein, Jayi war nur ein Künstler. Aber was heißt schon »nur« ? Er war vielleicht der Größte seiner Generation. Wir waren einmal gute Freunde, und ich habe ihn oft gefragt, wie er es mit der Magie hielt. Immer war seine Antwort abweisend: Er verstand nichts von der Königlichen Kunst, von der magischen Wissenschaft, und er wollte auch nichts davon verstehen. Mir schien fast, als habe er Angst davor gehabt. Wir waren, wie ich sagte, eng befreundet, aber auf eine sehr distanzierte Art. So weiß ich beispielsweise fast nichts über sein Vorleben, ich lernte ihn kennen, als er bereits ein begehrter Künstler war. Andererseits wußte er auch wenig über meine Tätigkeit als Zauberer, ja er fragte auch nie danach. Aber in seinem Herzen pochte, das weiß ich genau, dasselbe Verlangen nach Macht und Einfluß, wie es im Herzen eines jedes Magiers pocht und ruft. Dennoch - oder vielleicht gerade deswegen - ist sein Kunstwerk hier im Tempel sicherlich am besten aufgehoben.«

Langsam faszinierte Jobab dieser legendäre Bildhauer. »Wieso ist Jayi denn verschwunden?« Er hatte inzwischen die von Jax verlangten Räuchermischungen in einer ordentlichen Reihe ausgelegt und nahm nun einige Gegenstände entgegen, die Jax ihm stumm reichte. Ches stand dabei und sah zu, er hatte die Arme verschränkt und nickte gelegentlich, als er das eine

oder andere Gerät wiedererkannte oder seine Funktion erriet. »Das war eine sehr seltsame Sache. Drei Tage zuvor hatte ich ihn noch gesehen, da war er bei mir hier auf dem Schloß zu Gast. Er schien wie umgewandelt - wollte nicht mehr arbeiten, hatte voller Verzweiflung einen Großteil seiner eigenen Werke vernichtet. Das war ein schlimmer Schlag für mich, für Chaim und für die ganze Welt der Kunst. Aber er wollte oder konnte mir auch nicht sagen, was in ihm vorging. Es war ein kurzer Besuch, schon nach wenigen Stunden mußte er sich verabschieden, weil er es nicht mehr ertrug in Gesellschaft von Menschen zu sein. Ich habe ihn nie wieder gesehen. Zwei Tage später fand man Teile seiner Kleidung am Meeresstrand, und alle sind davon ausgegangen, daß er ertrunken sei. Ich selbst konnte das zwar nie so recht glauben, andererseits aber besaß ich auch keine Gegenbeweise. Kurz darauf fiel ich plötzlich mitten im Ritual in eine tiefe Ohnmacht, und als ich erwachte, mußte ich feststellen, daß ich nicht mehr lachen konnte.«

»Etwas ordentlicher hinlegen, die Gegenstände«, brummte Jax seinem Gesellen zu. Jobab mußte einsehen, daß sein Meister recht hatte - in das Gespräch mit Ches vertieft, hatte er ein wenig die Sorgfalt vergessen. Also berichtigte er seine Fehler.

Endlich schien alles vorbereitet zu sein. Jax bestand darauf, seine eigenen Ritualwaffen persönlich auf dem Altar anzuordnen, während Ches und Jobab wortlos zusahen. Gern hätte Jobab sich mit ihrem alten Gastgeber noch eine Weile über den Bildhauer Jayi und sein Verschwinden unterhalten, doch gab es jetzt Wichtigeres zu tun.

Jax hieß Jobab sämtliche Kerzen im Kellergewölbe zu löschen bis auf eine, die auf dem Altar stand. Jobab tat es mit Hilfe eines eigenen Kerzenlöschers, einem geweihten Gerät, das erforderlich war, weil ein Auspusten der Kerzen sowohl die Wesen des Feuers als auch die der Luft beleidigt hätte. So ging er im Gewölbe umher und sorgte dafür, daß es immer finsterner wurde. Schließlich blieb nur die eine Altarkerze brennen, und in ihrem flackernden Licht wirkten Jax und Ches, die ebenso wie Jobab die Kapuzen ihrer Kutten aufgesetzt hatten, gespenstisch und unwirklich.

»Wir beginnen mit dem Kleinen Bannenden Pentagrammritual«, befahl Jax. Der Zauberer Ches und der Zauber geselle Jobab bauten sich beide hinter dem Meister auf, als dieser die Gesten und Formeln des Rituals zu verwenden begann.

Jax fing damit an, daß er mit Hilfe eines in die Luft dicht über seinem Körper gemalten Kreuzes Magis in seinen Leib lenkte und sie dort harmonisch verteilte. Dann schlug er mit seinem Dolch einen aufrechten, fünfzackigen Stern - dies geschah in einem einzigen Zug, ohne abzusetzen, wobei der Zauberer murmelte: »Tetragrammaton!«

Mit ausgestrecktem Arm schritt der Zauberer nun von Osten nach Süden, schlug dort erneut ein Pentagramm und murmelte kraftvoll: »Adonai!« Dann zog er den Kreis weiter bis in den Westen, wo er ein Pentagramm schlug und dazu intonierte: »Ehieh!« Mit einem weiteren Schwung war das dritte Kreisdrittel geschlossen und im Norden blitzte wieder ein von Jax' Dolchklinge gezogener fünfzackiger Stern auf. Diesmal lautete die Formel »Agla!«

Jax schloß den Kreis, indem er wieder in den Osten schritt, senkte erst den Arm, verneigte sich nach Osten und kehrte rechtswendig gehend zum Altar zurück. Dort legte er den Dolch ab und nahm dafür seinen blutroten magischen Stab aus Holz auf. Den streckte er senkrecht in die Höhe und brüllte mit donnernder Stimme: »Ihr Geister des Ostens, Südens, Westens und Nordens - ich beschwöre euch! Ihr seid mir Untertan, und ich will für euch sorgen, so euer guter Wille dies verdient hat. Im Namen des Elements der Luft...« Hier stach er mit dem Stab in Richtung Osten, wo noch immer die Zauberformel nachhallte. Dann drehte er sich, immer noch am Altar stehend, dem Süden zu, stach den Stab in diese Richtung und rief: »Im Namen des Elements Feuer!« Eine weitere Vierteldrehung und er konnte den Stab in den Westen stechen, dabei die Formel intonierend: »Im Namen des Elements Wasser!«

Im Süden schließlich intonierte er nach Führen seines Stabs: »Und im Namen des Elements der Erde.«

Wieder in östliche Richtung blickend, rief der alte Zauberer: »Um uns herum - flammende Pentagramme! Über uns strahlt der sechszackige Stern!« Und tatsächlich - plötzlich erschien mitten in der Luft, über dem Scheitel des Meisters schwebend, ein goldener, sechseckiger Stern mit einer Seitenlänge von mindestens eineinhalb Ellen.

Nun legte Jax auch den Stab wieder zurück und nahm dafür ein großes zweihändiges Schwert auf, das er senkrecht mit der Spitze nach oben vor seine Stirn hielt, während er den Kreis wieder rechtsläufig umschritt. Dabei murmelte er einige Formeln, die weder Jobab noch Ches verstanden -wahrscheinlich handelte es sich um Eigenentwicklungen. Insofern hätte es auch nichts genützt, die Formeln zu verstehen, denn Jax allein wäre dazu in Lage gewesen, mit ihnen wirkungsvoll zu arbeiten. Bei jedem anderen hätte sie nicht nur unberechenbare Ergebnisse zeitigen können, sie wären möglicherweise sogar gefährlich geworden.

Als er wieder am Altar stand, drehte Jax sich zu Ches um drückte, nachdem dieser zwei Schritte zurückgewichen war, die Spitze des Schwerts auf die Brust des alten Zauberers. »Im Namen von Tahuti«, knurrte Jax mit glasigem Blick, dem aber nichts entging, »ich rufe die Erinnerung. Im Namen von Tahuti, ich rufe den Beweis. Im Namen von Tahuti, ich rufe deine Weisheit. Im Namen von Tahuti, ich rufe die Benennung. Im Namen von Tahuti, gib alles Wissen preis!«

Wenn Jax' Blick schon glasig war, so war der Blick des anderen alten Zauberers nicht zu beschreiben, dachte Jobab. Ches verfiel in eine Starre, die ihn allerdings nicht daran hinderte, ohne Zuhilfenahme der Arme in den Schneidersitz niederzugesinken. Seine Augen waren ausdruckslos und feurig zugleich, als er mit schwerer Stimme sagte: »Der... Spiegel...« Jax nahm das Schwert zurück, um es wieder auf den Altar zu legen. Er gab ein Stück Kohle in das Räuchergefäß, und Jobab fiel erschreckt ein, daß er vergessen hatte, die Kohle rechtzeitig zu entzünden. Jax ging darüber hinweg, als sei nichts geschehen - mit einem unwirschen Fingerschnippen ließ er die Kohle plötzlich Funken stieben, dann gab er mit flinken Fingern verschiedenste Räucherzutaten in das Gefäß, die sofort einen luftig riechenden, nicht zu dichten Dampf erzeugten.

Jobab fühlte sich zur Untätigkeit verdammt und hätte seinem Meister am liebsten geholfen, doch das war streng verboten: Wer einen Magier mitten im Ritual störte, spielte mit seinem Leben. Die durch den Ritus geweckten Kräfte befanden sich in einem solch labilen Gleichgewicht, daß schon die geringste Einflußnahme eines anderen, der sich innerhalb des Schutzkreises befand, zu einer Katastrophe hätte führen können.

So mußte der Geselle sich damit begnügen, fasziniert zuzusehen, wie sein Meister Jax zum ersten Mal seit langer Zeit ein vollständiges Ritual der klassischen Tradition zelebrierte. Gleichzeitig bemerkte Jobab eine weitere Feinheit, die ihm zuvor entgangen war: Schon bei Betreten des Tempels war ihm etwas merkwürdig vorgekommen, und nun hätte er sich am liebsten dafür eine Ohrfeige verpaßt, daß er es die ganze Zeit hatte übersehen können. Im Tempel - und möglicherweise sogar auf dem ganzen Schloß - wirkte ein Verwirrungszauber, der nur nach außen abstrahlte und alle im Inneren des Gebäudes bei klarem Verstand beließ. Jobab hatte keine Ahnung, wie lange dieser Zauber schon aktiviert war, vermutete aber, daß sein Meister Jax ihn sofort verhängt hatte, nachdem sie das Schloß betreten hatten. Während Jax unter finsterem Gemurmel seine Weihrauchmischung verfeinerte, überlegte Jobab sich, daß das ganze gar nicht so unlogisch war. Jax hatte offensichtlich den Zauber im Geheimen verhängt, so daß weder Ches noch Jobab noch sonst ein anderer es sofort bemerkt hatten. Was Ches betraf, so war sich Jobab dessen völlig sicher, denn der alte Zauberer hätte es wohl kaum geduldet, daß Jax ihm ungefragt einen Verwirrungszauber auf die Festung legte, der sie für andere, Außenstehende praktisch unauffindbar und unmöglich zu orten machte.

Das konnte wiederum nur bedeuten, daß Jax bereits davon ausging, daß er in die aktiven Kampfhandlungen um Chaim und seine Zukunft eingetreten war. Dergleichen tat man nämlich nur, wenn man die Ortung durch einen Gegner verhindern wollte, dem man eine solche

Ortung auf die Ferne immerhin zutraute. Möglicherweise hatte Jax den Zauber auch so verfeinert, daß Ches und Jobab ihn nur unter den jetzigen, ganz besonders magischen Umständen wahrzunehmen vermochten. Und Ches war ausgeschaltet. Er saß mit glasigem Blick am Boden und sagte nichts mehr.

Mit einer unwirschen Geste bedeutete Jax seinem Gesellen, daß er sich zum Altar begeben solle. Dann hoben sie gemeinsam vorsichtig einen großen schwarzen Spiegel vom Altar. Sie setzten den Spiegel behutsam auf dem Boden ab, so daß Ches hineinblicken konnte. Dann nahmen sie zu beiden Seiten des alten Zauberers Platz und musterten mit dem 180-Grad-Blick das magische Instrument.

Sie brauchten nicht lange zu warten, bis sich die nach innen gewölbte schwarze Glasfläche milchig färbte und plötzlich den Blick freigab auf eine merkwürdige Szene.

Ches, der das ganze Geschehen erst einmal ausdruckslos über sich hatte ergehen lassen, zeigte plötzlich Regung. Aber das ist ja...« murmelte er fassungslos, »...das ist ja...«

Sie sahen einen etwas dicklichen Mann, der in einem magischen Kreis stand und mit dem Schwert einen Dämon in Schach hielt, den er außerhalb des Kreises in einem Dreieck materialisiert hatte. Dem Mann standen die Schweißtropfen auf der Stirn, er wirkte sehr erschöpft, während der Dämon dagegen trotz der drohenden Geste des Zauberers unbeeindruckt hochmütig auf diesen herabblickte.

»Der Dämon sieht ja aus wie Zabel«, murmelte Jobab.

Jax nickte. »Das ist er auch.«

Ches schüttelte den Kopf. »Das hätte ich nie gedacht...« murmelte er.

Da begann Jobab zu ahnen, wer der Mann war.

*

Der Rote Kämpfer zeigte auf die Stange, deren Glühen die Farbe geändert hatte. »Es geht los«, sagte er knapp.

Ommo musterte das leuchtende Orange und meinte: »Das sieht mir nach einem Merkur-Zauber aus. Also entweder eine Schau in die Vergangenheit oder in die Zukunft.«

»Vergangenheit«, meinte der Krieger. »Jedenfalls mit größter Sicherheit.« Bisher hatten sie keinerlei Fortschritte bei der Ortung des Verräters gemacht. Wenn sich die Vermutung bestätigen sollte, die Ommo inzwischen hatte, wäre das auch nicht weiter verwunderlich. Inzwischen hatte er sich an den Umgangston der Roten Kämpfer gewöhnt. Es war nichts von Herzlichkeit oder Zuneigung in ihren Worten zu spüren, dafür handelten sie aber mit einer derart selbstverständlichen Sorgfalt und Fürsorglichkeit, wie Ommo sie noch nie erlebt hatte. Er brauchte nicht um Trank und Speise zu bitten, sie wurden ihm wortlos überbracht und ohne jedes Zeremoniell vor ihm hingestellt. Sein Dank wurde nicht einmal beachtet. Niemand schien irgend etwas von ihm zu erwarten, so daß er sich zwischendurch schon überlegt hatte, ob er wieder zurückkehren sollte. Doch wohin? Jax hatte es verabsäumt, ihm irgendwelche konkreten Instruktionen zu geben, und so war er stillschweigend davon ausgegangen, daß er bis zum Ende der Krise bei den Roten Kämpfern verweilen sollte, sofern diese das zuließen. Es hätte jetzt wenig Sinn gehabt, sich zu Jax' Behausung durchzuschlagen, und so zog er es vor hierzubleiben. Von einigen wenigen Gesprächen abgesehen, hatte sich seit Stunden nichts mehr ereignet. Sie hatten die Eisenstange im Auge behalten, die von den Roten Kämpfern offensichtlich als Signalgeber verwendet wurde. Ommo ahnte mehr als daß er begriff, wie die jeweiligen Farben zu deuten waren, doch die Wissensübertragung, die offensichtlich während seines Marsches zu den Roten Kämpfern stattgefunden hatte, ermöglichte ihm manch einen Einblick, den er noch vor wenigen Tagen für unmöglich gehalten hätte. Wenn die Roten Kämpfer sich auf eine Schlacht vorbereiteten, so war davon jedenfalls nach herkömmlichen Maßstäben jedenfalls nichts zu bemerken.

Doch Ommo wußte es besser. Diese Krieger hatten im Laufe ihrer generationenlangen Entwicklung darauf verzichtet, sich mit dem Feuer zu verbünden, sie versuchten erfolgreich die Not der Verbrennung in sich selbst und in ihrem Gemeinschaftsgefüge zu vermindern, und so waren sie zu Meistern des »nicht handelnden Handelns« geworden, wie sie es selbst umschrieben. Da sie den Verschleiß und den Kraftaufwand zu minimieren verstanden hatten, bedurften sie keiner großen Anstrengungen und Konzentrationen, um gewissermaßen aus dem Stand heraus sofortige Höchstleistungen zu erzielen. Ihre »Vorbereitung« bestand daher eher darin, jeden Gedanken an die bevorstehende Auseinandersetzung zu vermeiden und völlig unbeeindruckt bei dem zu bleiben, was ihr gewöhnlicher Alltag war. Dies einem Nichteingeweihten verständlich zu machen, würde schwerfallen, überlegte sich Ommo. Denn der Rest der Welt dachte, fühlte, handelte völlig anders, so daß man die Roten Kämpfer mit Fug und Recht als eine geradezu fremdartige Rasse hätte bezeichnen können!

Doch jetzt war keine Zeit für solche Überlegungen mehr. »Wenn es bald losgeht«, sagte Ommo, »so sagt mir, was ich tun soll. Ich will Euch nicht im Wege sein, möchte aber auch nicht untätig dabeistehen, wenn Ihr im Dienste Chaims Euer Leben aufs Spiel setzt.«

»Ihr könnt nichts tun«, -lautete die Antwort, die Ommo natürlich nicht befriedigen konnte. »Ihr könnt i uns weder im Weg sein, noch ist es Euch möglich, uns im Kampf zu unterstützen. Wir handeln und kämpfen nach anderen Gesetzen, als sie Euch vertraut sind, doch könnt Ihr in der Zeit etwas lernen, wenn Ihr es wünscht.« :

Etwas lernen? Ommo war hin ' und hergerissen. Natürlich war er äußerst begierig darauf, etwas von der Magie der Roten Kämpfer zu erfahren, auch wenn ihm die Kampfkunst bisher nie sonderlich behagt hatte. Eine solche Gelegenheit erhielt man nicht alle Tage. Andererseits wollte er weder vor anderen noch vor sich selbst als Feigling dastehen, indem er sich um die Entscheidungsschlacht drückte. Vielleicht war es ja besser, erst einmal nachzufragen, was der Rote Kämpfer damit meinte. »Wie darf ich das verstehen, Godark?«

Der Krieger machte eine wegwerfende Geste. »Jedenfalls so, daß Ihr dabei nichts begegnen werdet, was Euch auch nur im entferntesten vertraut ist. Ihr könntet beispielsweise ein Vigilium von einigen Stunden durchführen, dessen genaue Vorgaben ich Euch nennen würde, solltet Ihr dazu bereit sein.« »Und was ist der Zweck dieses Vigiliums?« fragte Ommo vorsichtig. Godark sah beinahe angewidert drein. »Die Suche nach dem Zweck ist stets die Suche nach seiner Verkennung. Es handelt sich auch nicht um eine Übung, denn Ihr werdet diese Praktik nur ein einziges Mal im Leben absolvieren. Sie hat keinen Sinn, und sie halt auch keinen Zweck, Ihr könnt sie nicht mit etwas vergleichen, was ihr kennt, denn sie wird Euch vom Vertrauten entfremden. Auch das ist nicht ihr Zweck, aber eine nützliche Auswirkung.«

Es schien Godark völlig gleichgültig zu sein, ob Ommo auf sein Angebot einging oder nicht. Das machte die Sache natürlich noch verlockender! »Wie lange würde das dauern?« Vielleicht könnte er danach ja dennoch... Godark hob gebieterisch die Hand. »Keine Hintergedanken! Wenn die Schlacht danach noch nicht eingesetzt hat, könnt Ihr an ihr teilnehmen oder es seinlassen, es wird ohnehin nichts ändern. Aber was Eure Frage betrifft -geht davon aus, daß Ihr dafür einen Tag und eine Nacht brauchen werdet.« Ommo war der Verzweiflung nahe. Was sollte er tun? War es nicht Verrat, wenn er beim bevorstehenden Angriff nicht wenigstens mit anwesend war, um Chaim von den Invasoren zu befreien? Doch hatte er andererseits nicht seine Pflicht getan, indem er die Roten Kämpfer dazu gebracht hatte, sich tatsächlich einzumischen, sowie Jax es gewünscht hatte? Waren sie nicht die eigentlichen Meister des Krieges und wußten sie es nicht besser? Wenn Godark also behauptete, daß er Ommo, bei der Verteidigung Chaims keine Rolle mehr zu spielen habe, weil er nichts mehr bewirken könne, war das dann nicht das Urteil eines Meisters, dem er sich zu beugen hatte? Eines war sicher - Godark tat dies bestimmt nicht, um ihn zu schonen. Ommo fühlte sich ernster genommen als je zuvor in seinem Leben, er wußte, daß die Roten Kämpfer ganz bewußt so oberflächlich lebten wie möglich, jeden Umweg vermieden und völlig geradeheraus und

direkt sagte, was sie für richtig und wichtig hielten. Sich gegen Godarks Rat zu stellen bedeutete, sich über ihn erheben zu wollen, und das war ein absurder Gedanke, wie Ommo meinte. Machte er sich wirklich nichts vor? War nicht in Wirklichkeit die Neugier möglicherweise stärker als das Pflichtbewußtsein, so daß er nur nach Ausreden suchte? Da hatte er eine geniale Idee. Er würde es dem Schicksal überlassen, was er tun sollte. Ommo nestelte in einer Gürteltasche und holte einen runden Würfel hervor. Der trug die Zahlen I bis VI und Ommo legte fest, daß eine gerade Zahl bedeuten sollte, daß er das Angebot des Roten Kämpfers wahrnehmen würde. Eine ungerade dagegen bedeutete Verzicht auf diese einmalige Ausbildung zugunsten der Verteidigung Chaims. Godark behielt den Blick auf die Eisenstange gerichtet und beachtete Ommo nicht, solange der nichts sagte. Ommo war ein bißchen pikiert, weil er sich etwas mehr Aufmerksamkeit erhofft hatte, andererseits wußte er aber auch, daß dies weder persönliche Geringschätzung war noch Bössartigkeit. Godark tat eben nur das, was im Augenblick den Vorrang hatte. Seufzend ließ Ommo den Würfel in der Handfläche hin und her rollen, um ihn schließlich auf den Sandboden zu werfen. Dort blieb die Kugel sofort im Sand stecken und zeigte vier Augen, die eindeutig das Ergebnis kundtaten. Eine gerade Zahl - er würde das Vigilium durchführen.

»Also gut, ich werde Euer Angebot annehmen«, sagte er. »Was muß ich tun?« Godark nickte knapp. Ohne Ommo anzublicken, die Augen immer noch auf die Stange geheftet, sagte er lakonisch: »Wir werden Euch eine Höhle zuweisen, in der Ihr Euch vor ein beliebiges Stück der Felsenwand setzen werdet. Dieses Stück Felswand werdet Ihr betrachten, und nur es allein.« »Wie, die ganze Zeit?« entfuhr es Ommo unwillkürlich.

Godark musterte ihn kalt. Er sagte nichts, und Ommoreagierte verlegen. »Äh... ich... wann soll es losgehen?«

Wo war sie nur hin, die Sicherheit, die ihm noch bei seinem Eintreffen an diesem Ort aufgefallen war? Hatte er das Wissen bereits wieder vergessen, dessen er während seines Nachtmarsches teilhaftig geworden war? Wie schnell das Vergessen doch einsetzte!

Godark bedeutete einem anderen Roten Kämpfer mit knapper Geste, daß er herbeikommen und Ommo fortführen solle. Der Krieger schien genau zu wissen, worum es ging, denn er zögerte nicht und wies Ommo mit einem Kopfnicken an, ihm zu folgen. In banger Erwartung tat Ommo, wie ihm geheißen. Die Vorstellung, vierundzwanzig Stunden lang in einer Höhle zu verbringen, ohne etwas anderes zu tun als auf eine Felswand zu starren, benagte ihm natürlich nicht sehr, wenn er sie mit der Aussicht auf Abenteuer und Ruhm bei der Schlacht um Chaim verglich. Doch er hatte sich entschieden, und er wäre ein schlechter Magier gewesen - oder geworden -, hätte er sich nun in seiner Wankelmütigkeit verloren. Der Krieger führte ihn zu einer Mulde im Sand, dicht am Kreisrand, machte eine Geste mit dem Zeigefinger und bedeutete Ommo, sich in die Mulde zu stellen. Der Zaubergeselle befolgte die Aufforderung, und zu seinem Erstaunen mußte er feststellen, wie der Boden unter seinen Füßen sich plötzlich senkte, ohne daß er dabei jedoch im Sand selbst versunken wäre. Fing es auch langsam an, ging es doch plötzlich rasend schnell, und ehe er ein drittes Mal hatte Luftholen können, stand er auch schon unten am Ende eines tiefen Schachts, während das Grubenloch über ihm nur noch ein winziger kreisrunder Lichtpunkt war.

Als er geradeaus spähte, sah er einen weiteren dunklen Gang, der schon nach wenigen Schritten in eine etwas heller leuchtende Höhle mündete. Ommo machte einen Schritt vorwärts und wäre vor Schreck beinahe beiseite gesprungen, als sich hinter ihm das kreisrunde Stück Boden, auf dem er bei seiner »Abfahrt« gestanden hatte, plötzlich wieder erhob und nach oben sauste. Den Kopf schräggelegt, blickte er in die Höhe und sah, daß der Lichtpunkt verschwunden war.¹ Nun war es also soweit - nun gab es kein Entrinnen mehr!

Er legte die wenigen Schritte des Gangs zurück, um schließlich in die Höhle hinauszutreten. Die erwies sich als äußerst geräumig: Die Decke war mit gelben Leuchtpilzen bewachsen, die das ganze in ein dämmriges, aber nicht zu dunkles Licht tauchten. An ihrer höchsten Stelle

war die Höhle an die dreißig Fuß hoch, ihre Breite betrug etwa neunzig Fuß und ihre Länge mochte vielleicht zweihundert Fuß betragen.

Godarks Anweisungen waren recht spärlich gewesen, so daß Ommo zu dem Schluß gelangte, es sei wohl das Beste, wenn er sie so auslegte, wie er sie verstand, zumal ihm nichts anderes übrig blieb - denn es war niemand mehr hier, den er hätte fragen können.

Nachdem ersieh eine Stelle ausgesucht hatte, wo er sich niedersetzen konnte, zog er einen Zeitstab aus seinem Gürtel. Dieses magische Instrument hatte er sich erst vor kurzem angefertigt, und es war sein ganzer Stolz. Mit einem eigens von ihm entwickelten Zauber konnte er den Stab dazu bringen, ihn nach einer festgelegten Zeit leicht an der Hand zu berühren, um ihn an die Uhrzeit zu erinnern. Mit einem anderen Zauberspruch wiederum brachte er das Instrument dazu, ihm die gegenwärtige Stunde zu nennen. Das war jetzt auch wichtig, denn er hatte vor, sich ganz genau an die Anweisungen zu halten, die Godark ihm gegeben hatte. Und darin hatte es gelautet, daß er einen vollen Tag und eine volle Nacht in der Höhle verbringen müsse. Inzwischen saß er im Schneidersitz am Boden, nachdem er aus seinem Reisesack etwas Wäsche herausgenommen und unter sich gelegt hatte, um das Sitzen ein wenig behaglicher zu machen!. Er legte den Stab vor sich so aus, daß er auf die Wand zeigte. Dann strich er mit dem Mittelfinger der rechten Hand darüber und murmelte: »Sat, Sat, Saturnius! Gib Zeit mir, die ich wissen muß!«

Sofort begann der aus Holz bestehende Stab violett zu glühen. Aha! Das war die Stunde Thamur. Diesmal benutzte Ommo den Mittelfinger der linken Hand, während er den Stab zwischen Mittelfinger und Daumen der rechten nahm. Er berührte die Spitze und sprach: »Am nächsten Tag zur selben Zeit komm du zu mir und sei bereit! Sat, Sat, Saturnius!«

Dann verlor er keine Zeit mehr und begann mit dem Vigilium. Er fixierte die poröse Felswand in etwa fünf Fuß Entfernung und versuchte, sein Denken einzustellen.

*

Nie hatte jemand seinen Ehrgeiz verstanden! Nicht einmal bemerkt hatten sie ihn. Er war immer der gutmütige Tropf gewesen, immer für alle da, genuß- und lebensfreudig, hilfsbereit und offen.

»Jayi der Freundliche« hatte ihn mal jemand genannt, und der Spitzname war nicht mehr von ihm gewichen.

Es stimmte: Eigentlich liebte er die Menschen. Er liebte das Land, die Natur, vor allem aber liebte er die Kunst. Er liebte Sonne und Helligkeit, fröhliche Gesellschaft und herz hafte Gelage. Und er half gern, seinen Freunden wie seinen Verwandten, manch ein aufstrebendes junges Talent hatte es ihm allein zu verdanken, daß man es förderte und ihm die eine oder andere Stelle bei Hof anbot.

Nur die dunkle Seite seiner Seele, die kannte niemand. Wenn er nachts allein im Bett lag, kämpfte er mit seinen eigenen Schatten, die ihn im Laufe der Jahre immer öfter und immer heftiger heimsuchten. Das Verlangen nach der Macht - gierig, unstillbar, nie zu befriedigen. Wie ein unstillbarer Hunger, ja wie das Wasserverlangen des Verdurstenden packte ihn dieses Gefühl Nacht für Nacht, sickerte in seine Träume ein, quälte ihn, forderte Erfüllung, unerbittlich aufstachelnd und von wahnwitziger Kraft.

Die ersten Jahre hatte er es noch ertragen, so wie man Albträume ertrug, indem man sich nach und nach an ihre Wiederkehr gewöhnte. Er wußte, daß ihm sonst nichts fehlte: War er nicht der angesehenste Bildhauer Chaims? Kein Hof, der sich nicht rühmen wollte, mindestens eines seiner Werke zu besitzen. Selbst die Zauberer achteten ihn, sie, vor deren kritischen Blick sonst niemand auf Erden Gnade fand. In ihm erkannten sie einen Verwandten, einen Bruder, der andere Felder beackerte und ihnen daher auch nicht in die Quere kam, der aber vieles von dem verwirklichte, was mancher von ihnen mit heimlichen Achselzucken und

wehmütigem Verlangen einst beiseitegeschoben und für unmöglich erklärt hatte. Gewiß, für viele war der Künstler ein Magier auf Abwegen, andere dagegen - und das waren die meisten - sahen oder ahnten zumindest in ihm den wahren Gott und Schöpfer, der sich keiner fremden Macht beugte, der alles, was er besaß, hinein gab in sein Werk, seine Schöpfung.

Solange die dunkle Seite seiner Seele sich nur bei Nacht offenbarte, ertrug Jayi die Qualen mit Gelassenheit. Doch als dann die ersten Anzeichen der Besessenheit sich auch bei Tageslicht bemerkbar machten, als dunkle Schatten plötzlich, und nur für ihn allein wahrnehmbar, die Sonne verfinsterten und ihn frösteln ließen, als das Verlangen immer stärker und unbezwingbarer wurde, Macht auszuüben und die Zauberei zu beherrschen, ja die Herrschaft über das ganze Land an sich zu reißen - welch ein frevelhafter Gedanke! Und doch kehrte er immer wieder, kehrte er immer wieder -, ja sogar ein Weltreich zu gründen... Zu Anfang hatte er über derlei törichte Bilder und Träume noch den Kopf schütteln können. Doch wie ein schleichendes Gift begann es daraufhin, alles zu zersetzen und in Frage zu stellen, was ihm bis dahin wert und heilig gewesen war. Und als er sich schließlich dabei ertappte, wie er einer Lieblingstochter einen Wunsch abschlug, nicht etwa weil dieser unbillig gewesen wäre, sondern vielmehr nur, um seine eigene Macht auszuspielen und sie aller Welt vor Augen zu führen, aus schierer Grausamkeit des Herrschenwollens, da endlich hatte er begriffen, daß er in Gefahr war.

Und so hatte er getan, was vor ihm noch niemand vollbrachte - er hatte sich die Magie selbst beigebracht. Kein Lehrer und kein Meister durfte von seinem heimlichen Streben erfahren, nicht einmal seine allerengsten Freunde und seine Familie wußten von seiner Absicht. Zunächst hatte er geglaubt, damit seine Peiniger, die ja ohnehin nur aus dem Inneren seiner Seele emporstiegen, befriedigt zu haben. Die Magie zu lernen, ohne Unterstützung eines Meisters, das war ein Unterfangen, wahnwitzig genug, um auch den anspruchsvollsten bösen Geist für eine Weile abzulenken. Eine Tatsache wurde ihm jedoch zum Verhängnis, mit der er nie gerechnet hatte: Er machte viel zu schnell Fortschritte. Anfänglich bemerkte er es gar nicht. Schließlich kam es oft genug vor, daß ein Anfänger mehr Glück hatte als Verstand, wenn es um magische Dinge ging, der unbedarfteste Laie brachte oft Erscheinungen zustande, vor denen selbst der geübteste Altmagier kapitulieren mußte. Meist aber hielt dergleichen nicht lange vor, schon bald wurde einem solchen Laien seine wirkliche Stufe der Unkenntnis vor Augen geführt, verlor er für lange Zeit seine magische Kraft, und wenn er sie jemals wiedererlangen wollte, mußte er sich wie alle anderen der mühsamen und jahrelangen Unterweisung durch einen Meister seiner Zunft unterziehen. Nicht so Jayi - was er anfaßte, gelang ihm, und was ihm gelang, konnte er beliebig wiederholen. Brauchte er Gold? Ein kurzes Ritual von wenigen Stunden genügte, um ihm Reichtümer einzubringen, die andere ein Leben lang nicht zustande brachten. Stand ihm der Sinn nach Ruhm und Ehre? Es bedurfte nur weniger, fast zerstreut dahingemurmelter Zauberformeln, und schon brach in Chaim ein wahrer Kunstwahn aus, man überhäufte ihn mit Ehrungen und Geschenken, und manch ein Fürst hätte es schon als Ehre verstanden, wenn Jayi sich auch nur dazu herabgelassen hätte, bei seinem Hofe erscheinen, um einen Auftrag abzulehnen. Die Begriffe »Fehler« und »Mißerfolg« waren ihm völlig fremd, manchmal erschreckte ihn das. Er kannte zu viele Zauberer, Meister, Gesellen und Lehrlinge, um nicht wissen, daß das, was er tat, völlig ungewöhnlich war. So verlor er schon früh den Blick für die Gefahren der Magie, da ihm nie eine Operation mißlang und er daher auch nicht am eigenen Leib zu spüren bekam, wie problematisch und manchmal schwer zu handhaben magische Kräfte sein konnten. Er nahm alles ernst, was er darüber in Erfahrung brachte, doch da die üblichen Zeitvorgaben, die man gemeinhin für das Erlernen der Magie ansetzte, für ihn ganz offensichtlich nicht galten, meinte er schon bald, auch vor den Gefahren der Magie gefeit zu sein.

So kam es, daß er schon nach einem knappem halben Jahr magischer Praxis von Langeweile heimgesucht wurde und es ihn drängte, die gefährlichste und übel- beleumdete aller magi-

schen Disziplinen zu erproben, nämlich die Zitation oder Dämonenmagie. In einer gewöhnlichen magischen Ausbildung galt es als Faustregel, daß ein Zauberer frühestens nach sechs bis acht Jahren Gesellenzeit damit anfangen durfte, das Herbeirufen unbekannter Dämonen ohne fremde Hilfe und Schutz durch Kollegen theoretisch in Angriff zu nehmen, und es dauerte in der Regel weitere drei bis fünf Jahre, bis die erste praktische Arbeit erfolgte. Die Geschichtsbücher des magischen Chaim wimmelten nur so von Berichten, über Zauberer, die diese Vorgabe mißachtet hatten - nicht einer von ihnen hatte es überlebt. Wohl waren manche kurzfristig mit dem Leben davongekommen, doch um den Preis des Verlusts ihrer geistigen Gesundheit, und selbst diese waren bereits wenige Monate danach körperlichem wie seelischem Siechtum erlegen und elend krepierend. Das lag nicht nur allein an der Niederträchtigkeit der Dämonen selbst, sondern galt als ein Naturgesetz jeglicher Magie. Denn ein Dämon war ein Wesen aus einer anderen Kraftsphäre, er lebte von völlig andersartigen Schwingungen, die er naturgemäß auch um sich herum verbreitete, und so bedurfte es eines langwierigen Anpassungsprozesses, damit ein gewöhnlicher Sterblicher nicht schon durch die bloße Berührung mit der Namensschwingung eines Dämon erkrankte und den Tod fand. Ja manche Dämonen galten als so gefährlich, daß man den Kindern schon den bloßen Gedanken an ihre Existenz verbot, und es galt als ungeschriebenes Gesetz, daß ihre Namen unter keinen Umständen jemals vor Nichtzauberern auch nur ausgesprochen werden durften.

Jayi wußte all dies, und doch zögerte er nicht, sich auf dieses gefährliche Unterfangen einzulassen. Um diese Zeit hatte er die Verbindung zu seinem alten Freund Ches wieder erneuert, den er wegen seiner Gradlinigkeit und Aufrichtigkeit schon immer sehr geschätzt hatte. So überlegte er sich kurz, ob er Ches in sein Vorhaben einweihen sollte, doch er nahm davon Abstand, wohlwissend, daß Ches ihm wahrscheinlich schon aus reiner Sorge um sein Wohlergehen mit einer Aufkündigung seiner Freundschaft gedroht hätte, hätte er auch nur davon erfahren oder dergleichen vermutet. Das aber wollte er nicht riskieren, dazu war ihm diese Freundschaft zuviel wert. Und er wußte auch, daß Ches ihm schon um dieser Freundschaft willen niemals beigestanden hätte, hätte er ihn! um einen Rat oder gar um tätige Hilfe auf dem Gebiet der Dämonenmagie ersucht.

Doch es mußte sein - es blieb ihm nichts übrig, es war ihm ein Wahn und eine Qual zugleich. Niemals hätte er! darauf verzichten können, selbst wenn es bedeutet hätte, alles zu verlieren, was er besaß, was er war, was er sein wollte. Und so stand er nun in seinem Tempel, den er sich an einem verborgenen Ort heimlich eingerichtet hatte, stand im schützenden Kreis, hielt vorschriftsmäßig das Schwert der Zitation auf das vor dem Kreis befindliche Dreieck gerichtet - und hatte zum ersten Mal in seinem Leben richtige Angst. Es war nichts Bestimmbares, wovor er Angst hatte, eher ein unbestimmtes Grauen und Entsetzen, wie er ihm nicht einmal in seinen schlimmsten Alpträumen begegnen war. Er hatte sich - wie konnte es anders sein? - den Dämon Zabel ausgesucht, da dieser als der gefährlichste unter allen Dämonen galt. Alle Schriften warnten den Zauberer eindringlich davor, es mit dieser Zitation zu versuchen, bevor er nicht mindestens die zweiundsiebzig Genien der Schwarzen Höllen bemeistert hatte. Empfohlen wurde im allgemeinen auch, eine sechzehnjährige Härtung und Panzerung der äußeren Aura zu unternehmen, um den unweigerlichen Attacken dieses Kriegsdämons hinreichenden Widerstand entbieten zu können. »Denn selbst wenn es Dir gelingen sollte, o Wagemutiger, den Klauen dieses allerbösesten, aller streitsüchtigsten und aller stärksten aller Wesen zu entkommen, ja wenn Du es vollbringen solltest, es dazu zu zwingen, Dir einen Dienst zu erweisen, so wisse, daß Dich dies dennoch nicht davor gefeit macht, den schrecklichen Liebkosungen Zabels zu entgehen, an denen schon manch ein mächtiger Magus zugrunde ging. Und wisse des weiteren, daß selbst ein Augenblick der Zuneigung dieses Dämons schlimmere Qualen in sich birgt als ein Jahrzehntausend in der Hölle.« Und wird schrecklich sein Dein Heulen und Zähneklappern, und wirst Du bitter weinen ob deiner eigenen Torheit, daß Du dies gewagt.«

Trotz seiner vielen Erfolge besaß Jayi doch noch nicht die Erfahrung, die ihm hätte sagen können, daß die alten Zauberbücher, die gewiß oft genug übertrieben, meist jedoch gerade dann, wenn man ihnen vollends keinen Glauben mehr schenken wollte, die nüchterne Wahrheit sprachen, wenn sie nicht eher noch untertrieben.

Tollkühn hatte er das Ritual getreu den Anleitungen der alten Schriften ausgeführt, ohne dabei ihre Warnungen zu beherzigen. Und wieder einmal zeigte sich, daß die Verfasser der alten Zauberbücher sehr genau wußten, wovon sie schrieben. Kaum hatte er die letzte Formel gesprochen und das Opferblut ins Räuchergefäß gegossen, als sich im Dreieck vor dem Kreis eine dichte, klebrig-zähe Masse bildete, zuerst kaum wahrnehmbar, dann immer dichter werdend, um schließlich eine blutigrote Färbung anzunehmen, schärfere Umrisse, größer zu werden, dabei einen unaussprechlichen Geruch verbreitend, der schon allein dazu angetan war, Jayi die Übelkeit in Magen und Kehle zu treiben, und dann - der Dämon wollte schier nicht mehr aufhören zu wachsen! Kurz bevor er mit seinem immer noch sehr diffusen, scheinbar eher aus Räucherschwadern denn aus festem Stoff bestehenden Kopf die hohe Decke des Tempels erreichte, verlagerte sich sein Wachstum in die Breite, bis die Gestalt schier aus dem Dreieck zu platzen schien. Kalte gelbe Augen funkelten die Magier mit ihren geschlitzten Pupillen gierig an, vier riesige Fangzähne ragten unter den Lippen hervor, spitz und giftig aussehend, während die unbeschreiblichen Krallenklauen des Unwesens nach dem frevelhaften Zauberer zu greifen versuchten, der es gewagt hatte, den großen, den mächtigen, den blutrünstigen Zabel zu beschwören. Doch trotz seiner Unerfahrenheit hatte Jayi Kreis und Dreieck mit der Perfektion eines Altmeisters der magischen Zunft gesichert, unsichtbaren Schutzwällen gleich, die im Augenblick zumindest nicht einmal von der unglaublichen Macht dieses gefährlichsten aller Kriegsdämonen überwunden werden konnten. Zabel bäumte sich auf wie ein wildes Tier in einem zu eng geratenen Käfig. Er fauchte und brüllte, unverständliche Laute der Bedrohung ausstoßend, geiferte in gewaltigen Mengen, schnaubte, peitschte mit seinem Dornenschweif umher, krallte sich mit seinen vier Fußklauen in das nackte Gestein des Tempels, schwitzte aus seiner rotschuppigen Haut übelst riechende Schwefeldämpfe hervor, zuckte unruhig mit den übergroßen spitzen Ohren, heulte wie ein ganzes Rudel Höllenhunde im Chor, knurrte, bellte, stammelte und brachte schließlich die Worte hervor: »Wer wagt es, mich zum Erscheinen zu zwingen?«

Jayi war unruhig geworden, selbst ihm, dem sonst so Unerschrockenen, zitterten die Knie, als er diese geballte Höllenmacht so deutlich faßbar vor sich sah und von der schieren Wucht ihrer donnernden Stimme ins Wanken geriet. Immer fester umspannten seine Hände die Griffe des Zitationsschwerds, bis die Knöchel im Halbdunkel des Kerzenscheins weiß leuchteten, doch er hielt das Schwert ohne zu beben, unerbittlich blieb die Spitze auf das Ungetüm gerichtet, und so wagte er es denn, die letzte Formel auszusprechen, die ihm Gewalt über den Dämon Zabel verleihen sollte: »Sakantara zalaste pantokantos zalantenta!«

Wie von einer noch mächtigeren Gewalt getroffen, als ihm selbst beschieden war, geriet der Dämon ins Taumeln, hob schützend beide Arme vors Gesicht, er zitterte am ganzen Leib und ließ ein um so schrecklicheres Geheul los, dass die dicken Steinmauern des Tempels zu beben begannen. An der gewölbten Decke zeigten sich schon die ersten Risse, Steinsplitter prasselten auf den Zauberer herab, doch der alte Folterkeller, den Jayi eigens zu diesem Zwecke erworben hatte, hielt wie durch ein Wunder dieser Belastung stand. Nun war, wie Jayi glaubte, das Schlimmste vorläufig überstanden. Die Anweisungen der alten Zauberbücher waren eindeutig. War es dem Zauberer tatsächlich gelungen, die letzte Formel auszusprechen und zu überleben, so mußte er auf der Stelle eine Forderung an den Dämon aussprechen, mußte ihn gewissermaßen sofort an die Kandare nehmen, um ihm seine Macht aufzuzwingen und um zu verhindern, daß das Höllengeschöpf vergaß, wer es zitiert und bezwungen hatte. »Denn nutzt Du nicht die Gunst der ersten Stunde, wirst Du die zweite nimmermehr erleben«, hatte es in einem der alten Texte geheißen.

Und so herrschte Jayi das Wesen an: »So sei mir Untertan, du Unhold der Hölle, und verschaffe mir, was ich an Macht begehre.«

Der Dämon hatte sich ein wenig beruhigt - oder war das nur zum Schein geschehen? Seine Schlitzpupillen verengten sich ein wenig, was ihm einen noch heimtückischeren Ausdruck verlieh, und er verschränkte breitbeinig die Arme vor der Brust, ließ seinen Schweif einmal mit einem Krachen auf den Boden schlagen, und antwortete: »Die Macht, die du begehrt, wirst du in Chaim erlangen, wenn du in fernen Landen Völker unterworfen und ein Heer von Getreuen ausgehoben hast.' ich werde deine Soldaten in der Kunst des Mordens unterweisen, und du sollst siegen über alle Stämme. Doch wisse: Mein Preis wird furchtbar sein danach.«

Nun beging Jayi einen entscheidenden Fehler. Denn kaum hatte der Dämon die Worte zu Ende gesprochen, als er auch schon wieder verpufft war - nur der Schwefelgeruch hing ihm noch nach wie ein Gespenst. Der Zauberer aber hätte mit aller Gewalt verhindern müssen, daß der Dämon fortzog, ohne mit ihm einen genauen Preis ausgehandelt zu haben. Jetzt aber war es sogar fraglich, ob das Höllenwesen auch nur seinen eigenen Teil der Abmachung würde einhalten wollen, mit Sicherheit mußte Jayi damit rechnen, daß Zabel ihm fortan mützlich nach dem Leben trachten würde.

Eine zweite Zitation war nicht möglich. Erst nachdem ein bezwungener Dämon einen ihm erteilten und ausdrücklich angenommenen Auftrag erledigt hatte, war es möglich, ihn ein weiteres Mal in die für ihn so ungastliche Atmosphäre des Tempels im allgemeinen und des Dreiecks im besonderen zu zitieren. Im Falle des Dämons Zabel war es sogar fraglich, ob dies überhaupt noch möglich sein würde, denn mit Sicherheit bedurfte es dazu einer zweiten, neuen Formel, die bisher noch nie ein Zauberer gefunden hatte.

Kreidebleich vollzog Jayi die vorgeschriebenen Bannungen, räucherte den Tempel sicherheitshalber fünfmal mit seinem mächtigsten Schutzmittel aus, verhängte einen schrecklichen Fluch über alle, die den Tempel ohne sein Einverständnis betreten oder verlassen sollten, und begab sich schließlich hinaus, um die komplizierten rituellen Waschungen zu vollziehen, die nach jeder Erstzitation eines Dämons erforderlich waren, um das Überleben eines Magiers zu gewährleisten.

Jobab musterte den dicken Zauberer, der plötzlich sehr aufgedunsen wirkte, wie er sich schlaflos im Bett wälzte und unentwegt Schutzformeln vor sich hinmurmelte. Dann schnippte! Jax mit den Fingern und das Bild im magischen Spiegel erlosch. Nun :sahen die beiden den Magier Ches an, der unentwegt fassungslos den Kopf schüttelte und murmelte: »Jayi! Alter Freund! Wie konntest du das nur tun?!« »Wir dürfen keine Zeit mehr verlieren«, bemerkte Jax barsch.

»Was sollen wir denn tun?« fragte Jobab verzweifelt. Wenn das, was er aus diesem Bilderlauf der Vergangenheit auf die Schnelle geschlossen hatte, auch nur zur Hälfte stimmte, hatten sie es nicht nur mit einem einfachen Heer von Invasoren zu tun, die über eine wie auch immer geartete Magie verfügten, nein sie mußten auch noch gegen den allerschrecklichsten aller Dämonen, nämlich gegen Zabel kämpfen, weil dieser ganz offensichtlich auf der Seite der Eindringlinge stand.

»Ich für meinen Teil gehe jetzt etwas Kraft holen«, verkündete Jax und verließ ohne jede weitere Vorsichtsmaßnahme den magischen Kreis. Ches und Jobab sahen ihm verblüfft nach. An der Tempeltür drehte der alte Zauberer sich noch einmal um und meinte beiläufig: »Und du, werter Gesell, hast genau eine Viertelstunde, um den alten Ches zum Lachen zu bringen. Gelingt dir das nicht, ist ganz Chaim verloren und wir können getrost einpacken.« Dann verschwand er ohne jedes weitere Wort, die Tür des Tempels hinter sich zuschlagend.

Das war ja eine wunderbare Bescherung! Am liebsten wäre Jobab seinem Meister nachgesprungen und hätte ihn gnadenlos mit den Fäusten bearbeitet. So eine Gemeinheit! Wie konnte sein Meister ihm nur so etwas antun?! Gewiß, Jax galt allen als gehässig, aber das hier war wirklich der Gipfel! Daß er sich ausgerechnet in dieser schwersten aller Stunden aus dem

Staub machte, würde Jobab ihm nie verzeihen. »Kraft holen«, daß ich nicht lache! Was soll das überhaupt heißen?« Jobab schrie es fast heraus vor Wut. »Kraft holen! Pah!«

Doch schon bald legte sich zwar nicht sein Zorn, aber die Vernunft meldete sich zu Wort und erinnerte ihn daran, daß sein Meister ihm einen Auftrag gegeben - oder ihn auch auf eine Weise im Stich gelassen - hatte, und daß ihm nun nichts anderes übrigblieb, als zu tun, was gefordert war. Am meisten ärgerte ihn zwar die Tatsache, die ganze Zeit genau gewußt hatte, was geschehen würde, denn sonst hätte er sich die zahlreichen Anspielungen erspart, mit denen er Jobab keineswegs auf diese jetzige Situation vorbereitet sondern ihn nur gequält hatte. Jobab holte tief Luft und blickte Ches an. Der schien ihn die ganze Zeit interessiert gemustert zu haben. Und jetzt sagte der alte Zauberer: »Ein Prachtstück von einem Mistkerl, dieser Jax!«

Jobab, der sonst seinem Meister unbeugsam die Treue hielt, sobald ein anderer, Außenstehender ihn kritisierte, mußte feststellen, daß er keine besonders große Lust dazu verspürte, ausgerechnet in diesem Augenblick den Verteidiger des gehässigen Alten zu spielen. Außerdem war keine Zeit. Irgendwie mußte er Ches erheitern, mußte ihn zum Lachen bringen, egal wie. Er wußte zwar selbst nicht so genau, was dann geschehen würde, war aber davon überzeugt, daß Jax in diesem Punkt nicht gelogen hatte. Doch wie sollte er das bewerkstelligen? Es war die denkbar ungünstigste Zeit für Witze, und er wußte, daß Generationen von Witzexperten, nämlich Hofnarren, dergleichen schon vergeblich versucht hatten.

Ches wirkte wieder sehr gedankenverloren, trübsinnig starrte er vor sich hin, während Jobab sich das Gehirn darüber zermartete, wie er nur vorgehen sollte.

Nach kurzer Überlegung gab er den Versuch auf, sich einen besonders komischen Witz auszudenken. Erstens, weil ihm keiner einfiel - aber so war das ja immer! Wenn man etwas brauchte, war es nie da, selbst wenn es ganz in der Nähe, beispielsweise im Kopf gelagert wurde. Zweitens hielt er diesen Angang für aussichtslos, weil er schon so oft versucht worden war, und weil Ches nicht den Eindruck machte, als würde er auf harmlose Scherze reagieren. Ob er Ches zu einem Witzwettbewerb auffordern sollte? Das wäre zwar eine erwägenswerte Möglichkeit, doch setzte das voraus, daß der alte Zauberer mitmachte, was mehr als fraglich schien. Außerdem würde es unter Umständen viel zuviel Zeit kosten. Doch was dann? Schon bei der Vorbereitung auf die Reise hatte Jobab verzweifelt überlegt, ob es nicht irgendeinen Lachzauber gab, den er hätte einpacken können. Doch ihm war nichts dergleichen bekannt. Außerdem waren andere wahrscheinlich schon viel früher auf diese Idee gekommen. Immerhin lohnte sich vielleicht eine Frage. »Meister Ches, kennt Ihr einen Lachzauber?«

Ches blickte ihn verblüfft an. »So direkt bin ich ja noch nie gefragt worden!« Dann schüttelte er niedergeschlagen den Kopf. »Nein, ich kennen keinen. Tut mir leid.« Es war ihm anzusehen, daß er es aufrichtig meinte. Jobab schüttelte verzweifelt den Kopf, wie um ihn klarzubekommen. Plötzlich bekamen Worte wie »komisch« und »zum Lachen« eine gänzlich andere, finstere Bedeutung. Sie schienen ihn geradezu zu verhöhnen, schienen sich lustig über ihn in seiner Qual zu machen, lachten sich halbtot über diesen doch so ehrgeizigen Zaubergesellen, der es nicht einmal fertigbrachte, aus einem zwar mürrischen, im Augenblick aber durchaus wohlwollend gesinnten alten Zauberer ein Lächeln hervorzukitzeln, der aber gleichzeitig danach strebte, es einst seinem Meister Jax gleichzutun, ein Stümper, ein Wicht, ein Narr sondergleichen... Moment mal! Was war das gerade noch? Ja, genau, das war die Lösung! Kein Mensch hatte et was von erheitern gesagt, nur von Lachen. Jobab hoffte inständig, daß er das richtig sah. Doch selbst wenn er den Nagel auf den Kopf getroffen haben sollte, mußte er umsichtig vorgehen. Ches mußte überrascht werden, sonst würde er sich möglicherweise noch gegen seinen Versuch sperren. Also begann Jobab damit, die Hände hinter dem Rücken zusammenzulegen und im Kreis auf und ab zu gehen, als würde er heftig grübeln. Dreimal schritt er hinter dem immer noch am Boden sitzenden alten Zauberer vorbei, dann blieb er

Da erlosch das Licht im Tempel, und Jobab spürte, wie der Boden unter seinen Füßen zu beben begann.

Kaum fünf Herzschläge später hatte die gut gedrillte Invasionsarmee ihre Stellung auf der Hügelkuppe bezogen. Nun zeigte sich, daß Suliman Bey ein weitsichtiger Kommandant war: Schon vor Tagen hatte er hier auf der Hügelspitze, wo sie das Land weiträumig überblicken konnten, Gräben, Schächte und Bunker ausheben lassen, alle ausgezeichnet getarnt. Fast laut-

los schlichen sich die Soldaten in ihre vorbereitete Stellungen, jeder wußte genau, was er zu tun hatte. Die Bogenschützen legte köcherweise Pfeile vor sich auf die Schanze, Schleudern wurden ausgelegt, daneben kleine Pyramiden aus Stahlgeschossen, schwarz, rund und tödlich. Etwas oberhalb hatten sich die Speerwerfer verschanzt, dahinter warteten, bereit zum Ausfall, die Schwertkämpfer und die keulenführenden Krieger. Nur die Zauberer standen zusammen mit dem Magier-Kommandanten ungeschützt hoch oben auf der Kuppe, die magischen Stäbe abwehrbereit in den Händen haltend, während einer von ihnen ein Räuchergefäß bewachte, in dem drei Handvoll glühende Kohlen lagen, bereit, die Zauberräuchermischung mit einem kurzen Rucken des Handgelenks in die Schale zu geben. Suliman Bey ließ seinen Blick über die Verteidigungsanlage schweifen, doch konnte er im Dunkeln nur sehr viel weniger erkennen, als ihm lieb war. »Ich hoffe nur«, meinte der zwergwüchsige Zauberer, »daß unser Verbündeter noch rechtzeitig kommt.«

Suliman Bey biß sich auf die Unterlippe. Es wäre das Unklügste von der Welt gewesen, seinen Mitstreitern von seinen Ahnungen und Befürchtungen mitzuteilen. Denn es schwante ihm nichts Gutes, und selten hatte ihn sein Gefühl bisher betrogen.

Doch er gab sich optimistisch. »Zur Not schaffen wir es auch ohne ihn«, sagte er und beeilte sich hinzuzufügen: »Aber er wird schon rechtzeitig erscheinen.« Er wünschte sich, daß er seiner Sache wirklich sicher sein könnte. Dämonen waren ganz allgemein ein sehr unzuverlässiges Volk, und wenn sie dann noch einen Groll gegen einen hegten... Er schüttelte den Gedanken ab und widmete seine Aufmerksamkeit wieder den Verteidigungsvorbereitungen.

*

Kahle Felswand. Kahle Felswand. Kahle Felswand.

Ommo saß. Ommo saß. Ommo saß.

Kahle Felswand. Kahle Felswand. Kahle Felswand.

Die Monotonie des Reizentzugs. Schon längst waren die körperlichen Schmerzen einem dumpfen Nichts gewichen.

Kahle Felswand. Kahle Felswand. Kahle Felswand. Kahle Felswand.

Ommo saß. Ommo saß. Ommo saß.

Die Monotonie des Bilderschaffens. Nie löste das Objekt ein, was es der Wahrnehmung versprach.

Kahle Felswand. Kahle Felswand. Kahle Felswand. Kahle Felswand.

Ommo saß. Ommo saß. Ommo saß.

Ebensowenig erfüllte die Wahrnehmung jemals das Versprechen des Objekts.

Kahle Felswand. Kahle Felswand. Kahle Felswand. Kahle Felswand.

Ommo saß. Ommo saß. Ommo saß.

*

Jax stürzte in den Tempel, eine Laterne in der Hand.

Ches lag bäuchlings am Boden, auf ihm kniete Jobab und bearbeitete ihn gnadenlos. Der alte Mann schien kurz vor dem Ersticken, ungewöhnlich war, daß sich seine Kitzeligkeit immer noch mehr zu steigern schien, jede Abstumpfung blieb aus.

Jax zögerte nicht lang und verpaßte Jobab einen saftigen Tritt, der den Gesellen quer durch den Tempel schleuderte. »Alles bleibt im Kreis«, schnarrte Jax barsch, dann stellte er die Laterne auf den Altar. Er zog einen spitzen Dolch aus dem Gürtel und setzte ihn auf der Altarfläche an. Vorsichtig schnitzte er ein winziges Dreieck ins Holz, gerade noch groß genug, daß darin ein Daumennagel Platz gefunden hätte.

Dann warf der Zauberer einen kurzen Blick auf das Räuchergefäß, in dem immer noch Kohle

glühte. Mit unglaublich flinken Gesten sammelte er Räucherwerk in der gehöhlten linken Hand, um es mit einem lautlosen Zauberspruch auf die Glut zu werfen.

Ches hatte sich aufgesetzt, sein Gesicht war dunkelviolett angelaufen, und er rang sichtlich noch nach Luft.

Jobab hatte Schwierigkeiten mit Idem Aufstehen, es fühlte sich so an, als hätte er sich beim Sturz eine Rippe gebrochen. Doch er biß die Zähne zusammen und als er wieder auf den Beinen stand, ging es schon besser. Er überzeugte sich davon, daß Ches allein zurechtkam, dann musterte er seinen eigenen Meister, der am Altar stand und ihm den Rücken zugekehrt hatte.

»Komm mal her!« knarzte Jax. .Sein Tonfall duldete keinen Widerspruch, und so gehorchte Jobab auf der Stelle.

»Streck mal die Hand vor!« befahl Jax, ohne sich nach seinem Gesellen auch nur umzudrehen.

Jobab streckte die Rechte vor, bis sie neben dem Ohr des Meisters ruhte.

»Nicht die Rechte, die Linke natürlich«, fauchte Jax.

Achselzuckend zog Jobab die rechte zurück und streckte dafür die linke Hand vor. Da war es auch schon geschehen -»Aua!« rief er empört und riß die Hand zurück. Doch er hatte nicht mit der Schnelligkeit seines Meisters gerechnet.

Keinen Lidschlag später hatte der Jobabs Linke am Handgelenk wieder gepackt und zerrte sie vor sich auf den Altar. Jobab spürte, wie seine Linke nicht nur von dem frischen Schnitt mit dem Dolch schmerzte, auch die Glut der Kohlen über der sein blutender Finger gerade schwebte, macht ihm zu schaffen.

Zischend verdampfte ein Blutstropfen im Feuer. Dann noch einer, dann ein dritter, dann wieder...

Ja hört das denn überhaupt nicht mehr auf? fragte sich Jobab stumm.

Als hätte er das Murren verstanden, ließ Jax die Hand fahren und widmete sich wieder seinen Zaubersprüchen, ganz so als wäre nichts geschehen.

Fluchend steckte sich Jobab den blutenden Finger in den Mund. Schließlich zuckte er resigniert die Schultern. Keine Frage - Jax war immer für eine unangenehme Überraschung gut! Hätte der alte Salzknabe nicht ausnahmsweise mal sein eigenes Blut opfern können?

Und dann war Jobabs Neugier wieder geweckt: Was hatte Jax überhaupt vor? Wozu das Herumgeschnitzte am Altar, das er noch mit halbem Auge mitbekommen hatte?

Da Jax' Rücken ihm keinen Aufschluß gab, wandte sich der Zaubergeselle mit fragender Miene an Ches. Der schüttelte nur den Kopf. Offensichtlich hatte er erraten, was Jobab ihn fragen wollte.

Doch sie brauchten nicht lange auf eine Antwort zu warten. Einen Schmerzensschrei ausstoßend, wich Jax plötzlich zurück und hatte Jobab um ein Haar dabei umgeworfen.

Hatte der alte Mann sich verbrannt? Oder...

Auf dem Altar erschien im Dreieck eine Kleinausgabe des Dämons Zabel, wie die drei ihn im Zauberspiegel geschaut hatten. Anstatt jedoch kleiner und vielleicht bescheidener zu wirken, machte der Miniaturdämon im Gegenteil den Eindruck, als sei er noch wütender als in seiner großen Gestalt.

Doch da war er bei Jax an der richtigen Adresse! »Spar dir die Artigkeiten«, knurrte der Meister ungerührt, dann zückte er sein Schwert, das auf dem Altar lag. Die Spitze richtete er aus sicherer Entfernung auf den im Altardreieck gefangenen Dämon und sprach dabei eine merkwürdige Formel in einer Sprache, die Jobab noch nie gehört hatte.

Es war schier unvorstellbar, daß eine solche winzige, kaum handgroße Dämonengestalt den Tempel mit einem derart ohrenbetäubenden Geheul erschüttern konnte. Inzwischen war auch Ches aufgesprungen und hatte Jobab verängstigt an der Schulter gepackt. »Er bringt ihn um!« flüsterte er mit entsetztem Gesichtsausdruck.

Jobab konnte nur stumm und hilflos nicken. Für seinen Meister kam jede Hilfe zu spät, sollte

er die Gewalt über den Dämon verloren haben. Doch im Augenblick sah es nicht so aus. Eher...

Da mußte Jobab plötzlich laut loslachen. Ches sah ihn verwundert an. »Was ist los?«

Jobab lachte und lachte und lachte - vor lauter Lachen kam er kaum noch zum Atmen. Zuerst lachte er darüber, daß es Jax war, der den Dämon Zabel umbringen würde, und nicht etwa umgekehrt. Dann lachte er darüber, daß er darüber lachen konnte. Schließlich aber nahm er sich wieder zusammen und musterte das Schauspiel am Altar.

Von Jax' Schwertspitze bedroht schrumpfte der Dämon immer mehr zusammen, und es gelang ihm nicht, sich gegen die magische Waffe des Zauberers durchzusetzen. Schon war er nur noch so groß wie ein Finger, dann wie ein halber, und schließlich hatte er die Größe eines Fingerhuts erreicht.

Kopfschüttelnd sagte Ches: »Das ist doch unmöglich! Niemals kann man einen so mächtigen Dämon...«

»Das habt Ihr selbst möglich gemacht«, versetzte Jobab.

Erstaunt sah Ches ihn an. »Wie meint Ihr das?«

»Nun, indem Ihr gelacht habt«, erklärte Jobab, »wenn auch wider Willen.

Damit habt Ihr die Magie Chaims mindestens ver Hundertfacht.«

»Unsinn!« knurrte Ches. »Dann müßte der Dämon doch auch hundertmal stärker geworden sein!«

Jax hielt in seinem Tun inne und grinste ihnen hämisch über die Schulter zu.

»So etwas kann nur jemand behaupten, der sein ganzes Dämonenwissen nur aus den Märchenerzählungen seiner Großtante hat«, meinte er bissig.

»Dämonen sind magisch, sie haben keine Magie. Deshalb werden auch nicht die stärker sondern wir.« Dann wandte er sich wieder von ihnen ab. »Wäre ja auch noch schöner«, brummte er noch.

Während Jax sich in die »Bearbeitung« des Dämons vertiefte, sahen die beiden anderen betreten zu, wie das Höllenwesen auf die Größe eines Sandkorns zusammenschrumpfte.

»Geht das denn überhaupt, einen Dämon zu vernichten?« fragte Jobab den Meister Ches tuschelnd.

Ches nickte. »Es geht, wie bei jedem anderen Lebewesen auch. Selbst Untote kann man richtig sterben lassen, wenn man sie nur entsprechend behandelt.

Jax gibt diesen Dämon der sicheren Vernichtung preis, denn in dieser Größe kann er in seiner eigenen Dimension unmöglich überleben, dazu ist er viel zu klein und machtlos geworden.«

Jax jedoch schien sich nicht damit zu begnügen. Wollte er den Dämon etwa quälen? War dies seine Rache für die vielen Jahre, die er dem Studium der Zitationen gewidmet hatte, anfänglich ohne jeden Erfolg?

Jobab wußte es nicht. Er wußte nur, daß hier eine Vernichtung stattfand, wie er sie wohl kein zweites Mal mit ansehen würde. Nicht daß der Dämon ihm leid getan hätte - dazu war er selbst inzwischen zu erfahren, derlei Gefühlsduselei erlaubten sich allenfalls Laien, die keine Ahnung von der grundlegenden Bösartigkeit und Heimtücke der Dämonen hatten.

Jax machte eine ruckartige Bewegung, dabei schlug er das Schwert mit der Breitseite auf das Dreieck, worauf es einen kleinen Knall gab und ein winziges Schwefelwölkchen vom Altar emporstieg.

»So«, knarzte der alte Zauberer. »Du hilfst keinem Jayi mehr!«

Er nahm das Schwert und legte es wieder auf den Altar, wo es sich zuvor befunden hatte. Neugierig musterte Jobab das winzige Dreieck im Holz.

Außer einer hellen Verfärbung war nichts mehr von dem zu sehen, was hier vorgefallen war. Doch er dachte die Sache gleich weiter - was, wenn es Ommo nicht gelungen sein sollte, die Roten Kämpfer zu Hilfe zu holen? Und welche Fallen mochte der Dämon noch ausgelegt haben?

»Überhaupt keine«, brummte Jax, der sich mal wieder Zeit genommen hatte, die Gedanken seines Gesellen zu lesen. »Jedenfalls keine für unsere Leute.

Diesmal wollte er nur seinen Auftraggeber hereinlegen und niemanden sonst.

Schade, daß er das nicht früher getan hat.« Dann drehte er sich zu den beiden um. In seiner Bewunderung bemerkte Jobab gar nicht, wie sehr sich der alte Zauberer in die Brust geworfen hatte, als er stolz und mit funkelnden Augen verkündete: »Nun dürft ihr mich den Dreimalgroßen Jax heißen, den Bezwiner und Vernichter des Dämons Zabel!« frohlockte er.

Noch nie hatte Jobab seinen Meister, dem Selbstgefälligkeit alles andere als fremd war, so aufrichtig von kindlichem Stolz erfüllt gesehen.

Ches stürzte sich auf Jax, umarmte ihn wie einen Bruder und sagte schluchzend: »Meister, für diese Leistung wird Euch das Land Chaim niemals genug danken können, aber man wird Euren Ruhm singen und Euch lobpreisen bis ans Ende aller Tage!«

Auch Jobab war gerührt und verneigte sich voller Ehrfurcht vor seinem Lehrer. »Ich bin erschüttert, Meister, daß ich heute habe an Euch zweifeln können!«

Jax löste sich etwas verlegen aus Ches' Umarmung, dann klatschte er Jobab eine steinharte Rechte auf die Schulter, daß dieser in die Knie ging, und rief fröhlich: »Da siehst du mal, wie man sich täuschen kann!«

Doch Ches' Miene war wieder ernst geworden. »Noch ist die Schlacht nicht gewonnen, noch wird sie geschlagen«, meinte er düster, »Und ich habe nicht die geringste Ahnung, wie sie ausgehen wird.«

Nun wurde auch Jax wieder ernst. »Ja, laßt uns nachsehen, ob wir vielleicht eingreifen sollen und können.«

Erneut griff er zum Räuchergefäß und streute eine hastig zusammengesuchte Mischung aus Kräutern und Harzen darauf. Dann schwenkte er das Gefäß dreimal vor den magischen Spiegeln, schnippte mit den Fingern, murmelte eine Formel und sagte: »Setzen wir uns.«

Sie taten es, und als sie in den Spiegel schauten, verschlug es ihnen den Atem.

*

Die Schlacht war in vollem Gange. Nein, es war eher ein Gemetzel: Zunächst hatten die Roten Kämpfer die Hügelkuppe umzingelt, auf der die Eindringlinge in ihren Stellungen lagen. Ohne daß auch nur ein einziger Befehl hätte erteilt werden müssen, hatten sie ihre Schilde gezückt und wehrten damit den Hagel von Pfeilen, Stahlkugeln und Speeren ab, der nun auf sie herabprasselte. Staunend bemerkte Jobab, daß die Krieger regungslos stehenblieben, so als würden sie abwarten. Doch dann begriff er ihre Taktik.

Offenbar wollten sie erreichen, daß die Verteidiger möglichst viel Munition verschossen, bevor sie zum eigentlichen Sturmangriff übergingen.

Nun zeigte der Spiegel den Gefechtsstand der Invasoren. Als Ches den Kommandanten erblickte, wurde er bleich.

»Aber das ist ja... das ist ja...« wiederholte er wie schon wenige Stunden zuvor bei der Beobachtung von Jays Dämonenbeschwörung.

»In der Tat, das ist er«, meinte Jax grimmig. »Jetzt können wir nur noch darauf vertrauen, daß die Roten Kämpfer eine überlegene Kampfkraft haben, und daß der Gegner sich ein wenig zu sehr auf die Unterstützung Zabels verlassen hat. Die Magie ganz Chaims zu verstärken war natürlich eine zweischneidige Sache.«

»Ja, aber...« wandte Jobab ein, »...warum habt Ihr dann...?«

Mit einem Schnalzen zeigte Jax auf den Altar. »Deshalb.«

Natürlich! durchschloß es Jobab. Die Magie der Eindringlinge wurde zwar durch die Beseitigung des Fluchs, der auf Ches gelastet hatte, ebenso verstärkt wie die der Verteidiger. Andererseits wäre es Jax aber sonst unmöglich gewesen, den Dämon Zabel zu vernichten oder ihn

anderweitig daran zu hindern, Jayi und seine Truppen zu unterstützen. Wie kompliziert die Zusammenhänge doch waren!

Jayi saß inzwischen am Boden, um ihn herum im Kreis seine Zauberer. Vor ihm stand eine kleine schwarze Statue, die er heftig mit einem roten Tuch polierte.

»Das wird seine Materielle Basis sein«, erklärte Jax.

Ches nickte. »Ja, sein Kontakt zu Zabel.«

»Aber er wird ihm jetzt nichts mehr nützen«, frohlockte Jobab.

Stumm sahen sie zu, wie sich Jayis Miene veränderte. Aus angespannter Konzentration wurde erst flackernder Zweifel, dann schieres Entsetzen, als er erkennen mußte, daß er seinen Verbündeten nicht mehr zur Hilfe rufen konnte.

In diesem Augenblick gingen die Roten Kämpfer zum Sturmangriff über. Und nun begann das eigentliche Gemetzel. Es war bekannt, daß die Roten Kämpfer niemals Gefangene machten. Die Invasoren waren ganz offensichtlich auf Gegner dieser Stärkenordnung gefaßt. Gewiß, sie kämpften mutig, tapfer, verzweifelt. Doch die Roten Kämpfer gaben sich nicht die geringste Blöße. Stürzte einer der Eindringlinge aus seiner Stellung hervor, um einen der Krieger mit dem Schwert niederzumachen, hob dieser nur wie beiläufig schräg angewinkelt seinen Schild, die Arme des Schwertkämpfers sausten auf die messerscharfe Kante herab - und mit einem Heulen torkelte der feindliche Soldat zurück, mit entsetzt aufgerissenen Augen seine blutigen Stümpfe betrachtend. Ein kleiner Ausfallschritt, ein schnelles Zucken des Kurzschwerts, und schon stampfte der Rote Kämpfer weiter, während sein Gegner hinter ihm röchelnd zu Boden sank. Dabei blieb die Miene des Kämpfers starr und unbeweglich, nicht der leise Triumph blitzte in seinen Augen auf, kein Zucken der Mundwinkel verriet Genugtuung.

Auf allen Seiten drängten die Roten Kämpfer wie eine unaufhaltsame Phalanx heran, und alles, was sich noch bewegte, wurde gnadenlos niedergemetzelt. Die Hiebe, Stiche und Schläge waren von absoluter Präzision: Jeder Treffer war tödlich, und so grausam die Szene auch wirkte, mußte Jobab doch bewundernd feststellen, daß die Roten Kämpfer ihrem Namen wirklich gerecht wurden. Es war keinerlei Freude am Quälen im Spiel, kalt, nüchtern und sachlich wurden Hindernisse aus dem Weg geräumt, und keiner der Getroffenen mußte länger leiden, weil ein Kämpfer Vergnügen daran gefunden hätte, seinen Tod hinauszuzögern.

»Aber das ist ja entsetzlich!« rief Ches. »Und ich bin daran schuld, daß...«

»Blödsinn!« fauchte Jax. »Der Kampf hätte auch stattgefunden, wenn Euer Fluch weiterbestanden hätte!« Mit wütender Miene fuhr er den alten Zauberer an. »Und malt Euch gefälligst einmal aus, was geschehen wäre, hätte der Dämon Zabel erst eingegriffen! Auf wessen Seite steht Ihr eigentlich?«

Jobab bedauerte den alten Mann. Die Ereignisse schienen seine Belastbarkeit zu übersteigen. Aber Jax hatte recht. Schließlich waren es nicht die Zauberer und Krieger! Chaims gewesen, die diese Schlacht heraufbeschworen hatten. Schuld hatte nur der Verräter Jayi, und...

»Warum habe ich nur vorher nicht besser auf ihn aufgepaßt...?« jammerte Ches.

Jax spuckte aus. Selbst für ihn, den notorischen Menschenverächter, war dies eine überaus starke Geste, die Jobab nur selten bei ihm gesehen hatte.

»Wenn, wenn, wenn«, knurrte Jax leise. »Wenn Ihr mir einen Gefallen tun wollt«, fuhr er sarkastisch fort, »dann hört doch bitte mit Eurer Übung in Vergeblichkeit auf.« Angewidert wandte er sich von dem alten Mann ab.

Ches stutzte erst, dann nickte er schwermütig, Tränen standen ihm in den Augen. »Ihr habt recht, Meister Jax, und ich bitte Euch um Verzeihung. Was geschehen ist, ist geschehen.«

»Und was geschieht, das geschieht«, knurrte Jax, aber es klang schon etwas versöhnlicher.

Jayi hatte sich erhoben, seine Miene war verbittert. Er streckte die Arme aus und schrie:

»Verflucht sei alles, was des Magiers Macht beschränkt!«

»Dann soll er mal mit sich selbst anfangen«, preßte Jax hervor.

Als habe er ihn vernommen, griff Jayi plötzlich nach einem Kurzschwert, Jobab schrie entsetzt auf- und schon hatte der feindliche Zauberer sich die Klinge in die eigene Brust gestoßen. Unwillkürlich mußte Jobab die Augen schließen, als eine Blutfontäne Jayi ins Gesicht schoß und er mit zuckendem Leib hintüber stürzte.

Die anderen Zauberer hatten voller Grauen das Geschehen mitangesehen, und so merkten sie nicht, wie sich ihnen die ersten Roten Kämpfer von hinten näherten, um ihre Schwerter in die Leiber der Gegner zu bohren.

»Es wird Zeit, daß wir gehen«, bemerkte Jax trocken.

Er holte eine kleine Messingplatte von etwa acht Zoll Durchmesser aus seiner vor Schmutz starrenden Robe, befahl Jobab und Ches knapp, sie mit ihm zusammen mit beiden Händen anzufassen, und sprach, kaum hatten sie es getan, halblaut eine unverständliche Zauberformel.

Jobab spürte, wie ihm die Sinne schwanden. Das letzte, was er sah, war Ches, wie er die Augen verdrehte und ebenfalls in Ohnmacht zu fallen schien.

VIII

»Räumt den Dreck bitte weg«, meinte Jax knurrend zu Godark. Der Rote Kämpfer nickte stumm. Er hob sein blutverschmiertes Schwert kurz hoch und ließ es in weitem Schwung durch die Luft sausen, plötzlich war die Klinge wieder blank. Er musterte sie prüfend, nickte und steckte sie in die an seinem Gürtel hängende Scheide. Dann trat ein anderer Roter Kämpfer vor. Er unterschied sich von seinen Stammesgenossen durch einen langen Fellmantel, mehrere Knochenketten, die um seinen Hals hingen, tief herabhängende Ohrringe mit silbernen Glöckchen, einer grellen Streifenbemalung im Gesicht in gelben und b' lauen Tönen, sowie durch den geschnitzten menschlichen Oberschenkelknochen, den er in der Rechten aufrecht trug. Das mußte der Zauberer der Roten Kämpfer sein, dachte sich Jobab, wie er sich noch etwas benommen von der schnellen magischen Beförderung an diesen Ort erhob.

Und in der Tat schwenkte der Fellbehängte seinen Knochen viermal kreisförmig durch die Luft, setzte ihn an den Mund und stieß durch die Bohrung einen trompetenden Ton aus.

Plötzlich zuckten roten Blitze über die ganze Hügelkuppe. Boden und Himmel schienen gleichzeitig von einem unvorstellbaren Beben erschüttert zu werden, vor Jobabs Augen tat sich ein riesiger Riß mitten in der Luft auf, aus dem eine Finsternis hervorlugte, deren Schwarz so intensiv war, daß es schon leuchtete.

Ein weiteres Blitzgewitter, ein erneutes Beben, und schon war alles vorbei:

Die Leichen der niedergemachten feindlichen Soldaten und Zauberer waren spurlos verschwunden. Eine milde Morgenbrise versetzte das Gras in freundliche Wogen. Nur die Schar der bis an die Zähne bewaffneten Krieger störte noch das friedliche Bild.

Godark wandte sich an Jax und sagte: »Es ist vollbracht. Euer Lehrling folgt zur Stunde Thamur.« Mit einem knappen Nicken verabschiedete er sich, dann machte er mit seinen Leuten kehrt und wieder setzten sich die Roten Kämpfer in Bewegung, wurden ihre Schritte immer größer, waren sie schon wenige Herzschläge später am Horizont verschwunden.

»Puh!« machte Jobab.

Jax sah ihn belustigt an. »Da hat der Gesell ausnahmsweise mal den Nagel auf den Kopf getroffen.«

Dann blickte Jobab sich um, bis er Ches entdeckte, der immer noch benommen auf dem Boden saß und leise murmelnd den Kopf schüttelte.

»Vielleicht solltest du den noch mal kitzeln«, bemerkte Jax ironisch.

Jobab trat auf den alten Zauberer zu, kniete neben ihm nieder und nahm ihn bei der Hand.

»Wie geht es Euch?« fragte er besorgt.

Unendliche Trauer sprach aus Ches' Augen, doch als der Zauberer die Fürsorge in Jobabs Miene erblickte, milderte sich sein Schmerz, bis ein wehmütiges Lächeln seine Lippen gürte. »Danke, Jobab, es geht schon wieder. Es war ein bißchen viel auf einmal.«

»Das finde ich auch«, bekräftigte Jobab und nahm neben Ches Platz. Er blickte zu seinem Meister hinauf, der ebenfalls herbeigetreten war. »Und jetzt warten wir auf Ommo?«

»Weiß der Teufel, wo der Lümmel sich schon wieder herumtreibt«, knurrte Jax, aber Jobab meinte, eine gewisse Erleichterung herauszuhören.

Wahrscheinlich war Jax ganz froh, daß er Ommo in Sicherheit wußte. Auch wenn er es nie zugegeben hätte.

*

Plötzlich stand Ommo am Fuß des Hügels und sah zur Kuppe hinauf. Jobab bemerkte ihn als erster und lief sofort auf seinen Blutsbruder zu, die Arme weitausgestreckt und einen Freudenschrei auf den Lippen. Ommo reagierte zurückhaltender. Er kam Jobab entgegen, drückte ihn stumm an sich, sah ihm fest in die Augen und sagte nichts.

Jobab merkte, daß etwas mit seinem Freund geschehen war, worüber dieser im Augenblick nicht reden konnte oder wollte. Und so legte er ihm stumm den Arm um die Schulter und schritt mit ihm zu den beiden alten Zauberern hinauf.

Jax öffnete er den Mund, wahrscheinlich wollte er den zurückgekehrten Gesellen gleich wieder anknurren, doch kaum hatte er einen Blick in Ommos Gesicht geworfen, als er nachdenklich die Lippen schürzte und die Stirn in Falten legte.

»Meister, ich bin zurückgekehrt. Meinen Auftrag habe ich erfüllt«, murmelte Ommo. »Und zugleich habe ich eine Bitte...«

Jax hob die Augenbrauen. »Und die wäre?«

»Godark von den Roten Kämpfern hat mir ein Vigilium aufgetragen - natürlich geschah es mit meinem Einverständnis -, daß ich soeben beendet habe. Ich weiß noch nicht, wozu es führen wird, aber ich bitte um Erlaubnis, darüber schweigen zu dürfen, bis ich selbst das Wort ergreife.«

Jobab befürchtete schon das Schlimmste - so wie er Jax kannte, würde der alte Sklaventreiber, der niemals einen Gott heben sich duldet, gleich einen Wutkoller bekommen und Ommo wüst beschimpfen, um ihn am Ende so zusammenzustauchen, wie es noch nie zuvor geschehen war. Um so größer war die Verblüffung des Zaubergesellen, als Jax knapp nickte und lakonisch meinte: »Stattgegeben.«

Ommos Miene entspannte sich. Jetzt sah er alle drei freudig an und sagte:

»Schön, daß alles vorbei ist.«

Jobab fragte nicht, woher Ommo wissen konnte, was vorgefallen und wie es geendet war. Sein Blutsbruder strahlte ein unbestimmbares, geheimes Lächeln aus, mehr eine Ahnung als Gewißheit, und Jobab spürte, daß er in nächster Zeit viel von ihm würde lernen können.

Da warf Jax ein: »Gehen wir.«

Wieder holte er die Messingscheibe hervor, und wieder mußten alle sie mit beiden Händen anfassen. Dann sprach der alte Zauberer die Reiseformel.

*

Drei Tage hatten die Vorbereitungen für das Gelage gedauert. Kaum waren die vier wieder auf Ches' Prunkschloß, als schon der erste Bote des Rats der Zauberer erschien, um allen Beteiligten für ihren Einsatz um das Wohl Chaims zu danken. Ches schien seine Niedergeschlagenheit endgültig überwunden zu haben, und es war ein seltsamer Anblick, den früher so

mürrischen und abweisenden Zauberer guter Dinge und zu den aberwitzigsten Scherzen bereit zu erleben.

»Das müssen wir feiern!« entschied er, und da nützte es Jax auch nichts, daß er - wiewohl etwas halbherzig -, »dringende Geschäfte« vorschützen wollte, um dem Fest zu entgehen.

Ein ganzes Heer von Dienern schmückte den großen Audienzsaal, baute Festtafeln auf, putzte und wienerte das ganze Schloß, bis es neuer aussah als zur Zeit seiner Entstehung. Die ersten Gäste trafen bereits einen halben Tag zu früh ein. Zauberer und Hexen, alle mit ihrem eigenen Hofstaat, ihren Lehrlingen und Gesellen, reich beladen mit Geschenken, und selbst nachdem das Fest in den frühen Abendstunden begonnen hatte, pilgerten noch weitere Karawanen von festlich gesinnten Angehörigen der magischen Zunft zum Schloß.

*

Es war das erste Mal seit langer Zeit, daß so viele Zauberinnen und Magier Chaims sich zusammengefunden hatten. Manche von ihnen kannten einander noch nicht und schlossen Freundschaften, andere entzweiten sich, versöhnten sich wieder, es kam zu jubelnden Umarmungen und schroffen Abweisungen - ganz wie im magischen Alltag also.

Ches, Jax, Ommo und Jobab standen im Mittelpunkt. Nur die Roten Kämpfer fehlten - sie hatten für derlei Feierlichkeiten nichts übrig und vollzogen wahrscheinlich gerade wieder ihre Riten der Reizlosigkeit. Nach anfänglichem Knurren und Gemaule sprach Jax schließlich immer mehr dem guten Rotwein zu, taute auf, wurde richtig freundlich und herzlich, daß es Ommo und Jobab die Sprache verschlug. Er riß Witze, über die alle schallend lachten, oft noch stundenlang danach, und alles staunte darüber, daß ausgerechnet der alte Miesepeter Jax eine solche Fröhlichkeit und so viele geradezu vollkommene Scherze auf Lager hatte.

Das Fest dauerte vier volle Tage. Manche verzichteten die ganze Zeit auf Schlaf, dämmernten allenfalls eine Stunde oder zwei vor ihren vollen Trinkkelchen, bis sie wieder am Geschehen und Gewühl teilnahmen. Andere zogen sich in ihre Zimmer zurück - Jobab und Ommo staunten darüber, wie viele Feiernde Ches in seinem Schloß unterbringen konnte -, um sich einige Zeit später, erfrischt und erholt erneut ins Getümmel zu stürzen. Endlich war alles erschöpft und glücklich, als Ches, von den Strapazen der vergangenen Tage sichtlich erholt und allenfalls vom Wein ein wenig matt geworden, sich erhob und zum Abschluß eine kurze Rede hielt. »Wir haben eine große Gefahr abgewendet, haben eine Katastrophe verhindert. Darüber freuen wir uns, und ich möchte hier besonders Jax und seinen beiden Gesellen meinen Dank aussprechen, daß sie dies möglich gemacht haben.« Fröhliches Gejohle begleitete diese Worte, bis er mit wildem Armwedeln wieder Ruhe hergestellt hatte. »Aber wir haben auch eins gelernt. Unser Feind, der große Künstler Jayi, der einst unser wohlgelittenster Freund war, hat etwas getan, nein, versucht, was auch wir alle Tage tun oder versuchen - die Macht des Magiers zu mehren.« Ches' Miene wurde ernst, und plötzlich herrschte erwartungsvolle Stille im Saal. »Er ist gescheitert, und es ist gut so, daß dies geschah. Aber ich meine, daß jetzt auch die Zeit der Vergebung gekommen ist. Gewiß, er wurde zum Verräter. Zugegeben, er hat vielen von uns geschadet, auch wenn es uns gelungen ist, in der kurzen Phase der Verstärkung der Magie die meisten seiner Opfer wieder zu heilen.« Ches räusperte sich. »Doch wenn ich hier von Verzeihung spreche, meine ich nicht, daß wir so tun sollten, als sei all dies nicht geschehen. Im Gegenteil: Wir sollten uns stets daran erinnern, und zwar aus einem Grund, der so naheliegend ist, daß viele von uns ihn sicherlich übersehen. Daß nämlich, was Jayi tat, und was ihm widerfuhr, könnte einem jeden von uns geschehen, zu jeder Zeit. Der Weg der Macht soll der Weg der Freiheit sein - doch darf es nicht darin münden, daß das Streben nach dieser Freiheit selbst zur Unfreiheit und Fessel wird.«

Ches blickte sich im Saal um. Dann fuhr er fort: »Aus diesem Grund möchte ich auf jener Kuppe, wo Jayi sein letztes Scheitern erlebte, einen Gedächtnistempel für ihn errichten. Es

soll ein offenes, rundes Gebäude sein, das nur aus Säulen und einem Dach besteht - damit soll die Offenheit angezeigt werden, derer wir alle bedürfen, wenn wir uns miteinander über unseren gemeinsamen Weg austauschen. Im Inneren dieses Tempels soll kein Altar stehen, vielmehr werde ich dort alle Kunstwerke Jayis aufstellen, die ich besitze. Und wenn ein anderer ebenfalls dort Werke dieses Künstlers auf- und ausstellen will, so darf er das gern tun. Auf diese Weise will ich ein Mahnmal errichten, das uns immer wieder daran erinnern möge, daß unser Weg, der Weg der Magie, stets auch ein Weg des Herzens sein muß.« In den donnernden Applaus, der nun ertönte, beugte sich Jax zu seinen beiden Gesellen hinüber und meinte trocken: »Herz zu haben ist etwas sehr Schönes - besonders in Rotweinsoße!« Verdutzt blickten Ommo und Jobab sich an. Ihr Meister war wirklich unmöglich!

Nachwort

Die *Schattenmeister-Trilogie* erfährt mit dieser Ausgabe ihre erste einbändige Auflage in vollständiger Fassung. Ursprünglich erschienen die ersten vier Episoden (im Teil I und 2) als Heftromane in der Reihe *Bastei Fantasy*. Sie wurden für ein überwiegend jugendliches Publikum geschrieben, stießen aber auch bei erwachsenen Lesern (vor allem solchen aus dem magischen Umfeld) auf einiges Interesse und eroberten sich schnell eine regelrechte Fangemeinde.

Nachdem der Bastei Verlag seine von insgesamt zehn Autoren bestrittene Heftromanreihe schon mit der 23. Nummer einstellte, blieben die Texte lange Zeit ungenutzt, bis die Rechte vom Goldmann Verlag erworben wurden. Dieser wollte jeweils zwei Heftromane in einem Buch zusammenfassen, wünschte sich aber noch einen zusätzlichen, dritten Band, um die Erzählungen als - leichter verkäufliche - Trilogie veröffentlichen zu können. So entstand Teil 3 (*»Der Zauberkrieg«*), also erst einige Jahre nach Erscheinen der ersten Episoden.

Während den ersten beiden Teilen (oder: vier Erzählungen) noch jeweils eine Reise auf einem der Pfade des kabbalistischen Lebensbaums zugrunde lag, hatte meine eigene Entwicklung inzwischen eine völlig neue Richtung eingeschlagen, und so nimmt es nicht wunder, daß sich im Teil 3 die ersten erzählerischen Ansätze dessen wiederfinden, was heute im Sachbuchbereich als »eismagisches« Gedankengut zum Zuge kommt. Dieser scheinbare - tatsächlich aber nur konsequente - Bruch des Erzähldukts hat übrigens auch so manchen Kritiker aus der Fantasy-Szene irritiert!

Die Texte wollen in erster Linie unterhalten und dabei auf unterschwellige Weise ein wenig in authentisches magisches Denken einführen, erheben aber gewiß nicht den Anspruch, Hochliteratur zu sein. Es ist sicher jedem professionellen Autor, also einem, der sein Handwerk ernst nimmt und es mit Liebe ausübt, zu gönnen, daß er einmal Gelegenheit erhält, die Tretmühle des Heftromanschreibens zu durchlaufen - allein schon die starre Vorgabe der Textlänge, die weder über- noch unterschritten werden darf, ist eine hervorragende Schule, was Sparsamkeit und Knappheit des erzählerischen Ausdrucks angeht. Weitergehende literarische Ambitionen wären in diesem Genre allerdings fehl am Platze und würden nur ins Lächerliche abgleiten.

Ich wünsche Ihnen, daß Sie an den vorliegenden Erzählungen Freude gehabt haben! Und wer Rätsel und Verborgenes liebt, sollte sich vielleicht ein wenig bei den Klassikern westlicher Magie-Literatur umtun. Dann wird er nämlich im Text manche Spur entdecken, über die der magiegeschichtlich Unbedarfte mit Sicherheit nichtsahnend hinwegliest. So etwa, um nur ein Beispiel herauszugreifen, was die Stundenbezeichnungen im Lande Chaim betrifft. Hier sei nur soviel verraten, daß ein Blick in das Heptameron des Pietro di Abano ohnehin zu den Pflichten eines jeden westlichen Magiers gehört, der seine Kunst möglichst gründlich erlernen will. Auch ein fundiertes Wissen um die Kabbala hat noch niemandem geschadet. Wer sich darum bemüht, erfährt unter anderem auch, was es mit der Bezeichnung »Chaim« und den Namen der Protagonisten auf sich hat. So kommen also auch »Okkult-Detektive« hier auf ihre Kosten ..

Bad Münstereifel, im Dezember 1995

e.v. Fra V.D. alias Viktor Sobek